

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

1999 | 4

1999

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18374>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 1999 / 4, Jg. 25 (1999),
Nr. 4. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18374>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

25. Jahrgang Nr. 4 – Oktober 1999

Medienkritik Erich Kästners zur Zeit der Weimarer Republik

The death of Diana and the meaning of media events

Akustische Kunst – Live-event – authentisches Erleben

Live is life

Anmerkungen zu einem Prinzip des Fernsehens

Rundfunkbeitrag über den Völkerbund (1931)

Performanzen des Kosovo-Kriegs in den Medien

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Jahresregister 1999

Zitierweise: RuG – ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200, Email: adiller@hr-online.de
Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk, Historisches Archiv, 70150 Stuttgart, Tel. 0711-9293233,
Fax 0711-9293345, Email: edgar.lersch@swr-online.de
Redaktionsassistent: Dr. Stefan Niessen
Herstellung: Michael Friebel

Redaktionsschluß: 7. Dezember 1999

Das Inhaltsverzeichnis von »Rundfunk und Geschichte« wird ab Jg. 19 (1993), H. 1, im INTERNET
(<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschr/RuGe/rugindex.htm>) angeboten.

Inhalt

25. Jahrgang Nr. 4 – Oktober 1999

Aufsätze

- Christian Filk
Die Medienkritik Erich Kästners zur Zeit der Weimarer Republik
Eine fast vergessene Facette des literarischen Publizisten 205
- Paddy Scannell
The death of Diana and the meaning of media events 218
- Petra Maria Meyer
Akustische Kunst – Live-event – authentisches Erleben 229
- Helmut Schanze
Live is life
Anmerkungen zu einem Prinzip des Fernsehens und einer Tagung 238

Dokumentation

- Ein Rundfunkbeitrag über den Völkerbund (1931)
(Ralf Fritze) 242

Miszellen

- Franz Mai (1911 - 1999)
(Klaus Altmeyer/Wolfgang Becker) 255
- Wolfram Köhler (1924 - 1999)
(Wolf Bierbach) 257
- Massenmedien vor dem Fernsehen
Eine Tagung in Washington
(Thomas Goebel) 258
- Geschichte wird gemacht – Nationale Konstruktionen im Dokumentarfilm
Eine Tagung in Berlin
(Edgar Lersch) 259
- Medienrezeption IV: Unterhaltung. Tagung in Düsseldorf
(Edgar Lersch) 261
- Symbolische Politik, historische Analogien, Bilderkrieg
Performanzen des Kosovo-Kriegs in den Medien
(Christian Filk) 263
- Schriftgut-Depositum des SFB im DRA Berlin
(Jörg-Uwe Fischer) 267
- Das Historische Archiv des RIAS im DRA Berlin
(Petra Galle/Axel Schuster) 269
- Der Nachlaß von Fred Rauch im Historischen Archiv des BR
(Sebastian Lindmeyr) 271
- Programmeinstellungen bei der Deutschen Welle
Auslandsrundfunk von massiven Haushaltskürzungen betroffen
(Oliver Zöllner) 273
- IASA-Tagung 1999 in Wien
(Anke Leenings) 273
- Programmgeschichte des DDR-Fernsehens – komparatistisch
Ein neues Forschungsprojekt 274

Rezensionen

Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland (Edgar Lersch)	275
Armin Stein: Bibliographie Helmut Heißenbüttel (Ingrid Scheffler)	277
Reinhard Stumm (Hrsg.): »Ach & Och«. Das Schweizer Hörspielbuch (Wolfram Wessels)	278
Hans H. Hiebel u.a. (Hrsg.): Große Medienchronik (Ansgar Diller)	279
Monika Estermann/Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk (1950 - 1960) (Sabine Schiller-Lerg)	279
Ulrich Saxer/Ursula Ganz-Blättler: Fernsehen DRS Werden und Wandel einer Institution (Edgar Lersch)	280
Stefan Münker/Alexander Roesler (Hrsg.): Televisionen (Knut Hicketier)	282
Klaus Neumann-Braun (Hrsg.): VIVA MTV! Popmusik im Fernsehen (Thomas Münch)	283
Martin Henkel: Seele auf Sendung. Die Tricks der Talkshow-Tröster Meiér: Talkshows sind was Wunderbares Susanne Meyer-Büser/Bernhart Schwenk (Hrsg.): Talk. Show Talkshows im Alltag von Jugendlichen Andrea Claudia Hoffmann: Öffentlichkeit als Therapie Klaus Plake: Talkshows. Die Industrialisierung der Kommunikation (Michael Griskom)	284
Gunnar Roters u.a. (Hrsg.): Information und Informationsrezeption (Oliver Zöllner)	286
Wolfgang Mühl-Benninghaus: Das Ringen um den Tonfilm Strategien der Elektro- und der Filmindustrie in den 20er und 30er Jahren (Ansgar Diller)	288
Martin Loiperdinger: Film & Schokolade Stollwercks Geschäfte mit lebenden Bildern (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	289
Gerhard Maletzke: Kommunikationswissenschaft im Überblick Hans Wagner: Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren (Christian Filk)	290
Friedrich Beck u.a. (Hrsg.): Archivista docet. Beiträge zur Archivwissenschaft und ihres interdisziplinären Umfelds (Edgar Lersch)	292
Heike Bungert: Das Nationalkomitee Freies Deutschland und der Westen Die Reaktion der Westalliierten auf das NKFD und die Freien Deutschen Bewegungen 1943 - 1949 (Ansgar Diller)	293
Horst Günther Linke (Hrsg.): Quellen zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen 1917 - 1945 (Carola Tischler)	294

Roland Heep u.a.: Die X-Akten. Daten, Fakten, Stories, Stars	
Jörg Alberts u.a.: Akte X – Die vierte Staffel	
Roland Heep u.a.: Akte X – Die fünfte Staffel (Oliver Zöllner)	295
Michael Friedewald: Die »Tönenden Funken«. Geschichte eines frühen drahtlosen Kommunikationssystems 1905 - 1914 (Ansgar Diller)	296
Jean-Noël Jeanneney (Hrsg.): L'écho du siècle. Dictionnaire historique de la radio et de la télévision en France	296
Bibliographie	
Rundfunkbezogene Hochschulschriften aus kommunikationswissenschaftlichen Fachinstituten. Universität Wien Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Fritz Hausjell)	298
Zeitschriftenlese 80 (Rudolf Lang)	305
Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte	
Examenskolloquium Rundfunkforschung in Baden-Baden (Marianne Ravenstein/Ansgar Diller/Oliver Zöllner/Julia Flasdick/Katrin Meyer)	309
Regionalisierung im Rundfunk: Bilanz nach 25 Jahren Jahrestagung 2000 des Studienkreises	312
Dokumentation über Mediengeschichte auf dem Historikertag 1998	312
Newsletter des Studienkreises	312
Studienkreis im Internet	312
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
ARD-Publikation zum Rundfunk im dualen System	313
Neuerscheinung in der Reihe des DRA Inge Marßolek/Adelheit von Saldern: Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft	313
MDR-Orchestergeschichte als Buch	313
»Lieber Rundfunk ...«. Buch zur 75jährigen Hörergeschichte	314
»75 Jahre Radio« auf CD-ROM	314
Silvesteransprachen, Friedenspreis. Neue CDs des DRA	314
DRA im Internet	314

Autoren der längeren Beiträge

Christian Filk, Riehler Gürtel 1, 50735 Köln

Dr. Ralf Fritze, Universität Düsseldorf, Historisches Seminar, Universitätsstraße 1,
40225 Düsseldorf

Dr. Petra Maria Meyer, Dominikanerstraße 14, 40545 Düsseldorf

Prof. Paddy Scannell, University of Westminster, School of Communication, Design and Media,
Harrow Campus, Watford Road, Northwick Park, Harrow HA1 3TP

Prof. Dr. Helmut Schanze, Universität-GH Siegen, DFG-Sonderforschungsbereich
»Bildschirmmedien«, Postfach 101240, 57068 Siegen

Die Medienkritik Erich Kästners zur Zeit der Weimarer Republik

Eine fast vergessene Facette des literarischen Publizisten und Journalisten

»Die Welt ist rund. Denn dazu ist sie da.
Ein Vorn und Hinten gibt es nicht.
Und wer die Welt von hinten sah,
der sah ihr ins Gesicht!«

Erich Kästner (1924)¹

Jenseits des literarisch-publizistischen Kanons

Gemeinhin fungieren literarische und publizistische Kanones als wert- und/oder strukturkonservierende Instanzen des vielbemühten kollektiven Gedächtnisses. Sind evaluierende Attribute erst einmal vom akademischen oder feuilletonistischen Katheder proklamiert und in Bildungs- und Vermittlungsprozesse integriert, so ist der soziale beziehungsweise kulturelle Status einer Person samt Oeuvre für lange Zeit – sei es positiv, sei es negativ – kodiert. Mitunter zeitigt aber gerade jenes Prozedere, wie die Kulturgeschichte immer wieder lehrt, nicht selten hanebüchene Folgen und Konsequenzen.

Unter »Kanonisierung« lässt sich der Akt einer – wie auch immer gearteten – Wertzuschreibung zu Autorinnen und Autoren sowie zu ihren Werken sowohl im Literatur- als auch im Mediensystem begreifen.² Der Prozeß, einen Text oder gar einen Textkorpus zu kanonisieren, basiert auf mehr oder weniger definierten politischen, sozialen, ethischen, literarischen sowie ästhetischen Kriterienkatalogen. Ist ein Text nach Maßgabe eines bestimmten Konzepts erfolgreich etabliert, so ist sein Rang auf der kulturellen Werte- respektive Wissensskala einer Gesellschaft mittel- oder langfristig als exponiert markiert. Mithin firmieren unter Kanon(isierung) immer nur – und dieser Umstand kommt durchaus einer differentia specifica gleich – als ex positivo ausgezeichnete Werke. Auf der anderen Seite, sozusagen: ex negativo, bedeutet der vorgängige Sachverhalt auch, daß bei solchen personalen und textuellen Verortungen, wenn auch kaum thematisiert, geschweige denn problematisiert, stets Nichtwissen, Ignoranz, Zensurmaßnahmen oder schlichtes Vergessen involviert sind.

Mit Blick auf den hier im Zentrum des Interesses stehenden literarischen Publizisten, den Medienkritiker Erich Kästner (1899-1974) ist zu konzedieren, was unlängst Franz Josef Görtz und Hans Sarkowicz, Kästner-Biographen und Mitherausgeber seiner Werke, konstatierten:

»Noch vor wenigen Jahren war der Publizist Erich Kästner so gut wie unbekannt.«³ – Bereits in den 20er und 30er Jahren wußte Kästner ein breites Spektrum nicht nur prosaischer und lyrischer, sondern auch publizistischer und journalistischer Genres und Sujets zu bedienen. Zugleich bewegte er sich geschickt und gekonnt, verschiedene Autorenrollen ausfüllend, im heterogenen Anforderungsprofil eines Medienensembles aus Zeitung, Zeitschrift, Buch, Bühne, Hörfunk und Film. Allein eine kursorische Lektüre läßt das beachtliche Betätigungsfeld Kästners erkennen: Es reicht etwa von Romanen, Kurzprosa und Gedichten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene über Chanson- und Kabarettstücke, Vers- und Nacherzählungen, Hörspiele und Drehbücher bis hin zur literarischen Publizistik.

Unter das Rubrum der literarischen Publizistik ist auch sein Engagement für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften in den Jahren von 1923 bis 1933 zu subsumieren, was im folgenden im Fokus der Medienkritik avisiert wird. Weder die Germanistik noch die historisch orientierte Kommunikationswissenschaft oder die zeitgeschichtliche Forschung, will man die ressortmäßige Zuständigkeit jener Disziplinen an dieser Stelle reklamieren, haben sich in der Vergangenheit durch eine besonders intensive Auseinandersetzung mit dem Publizisten Kästner – vom Medienkritiker Kästner gar nicht erst zu reden – hervorgetan,⁴ ganz im Gegenteil: Womöglich lief der jeweilige fachliche Standesdünkel einer solchen personalen und thematischen Einlassung zuwider. Wie dem auch sei – eine eingehende Analyse der Medienkritik Kästners von Beginn der 20er Jahre bis in die frühen 30er Jahre stellt jedenfalls nach wie vor ein Desideratum dar.

Vermutlich bedarf es immer wieder aufs Neue des kalendarischen oder etatistischen Anlasses, um sich unbeirrt von eingeführten Sicht- und Lesarten Lebensweg, Werk und Wirkung einer Autorin oder eines Autors zu vergewissern. So gesehen möchte der vorliegende Beitrag dem Umstand, daß Erich Kästner in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre, Rechnung tragen – aber nicht, indem einmal mehr in den Reminiszentenchor der ewig gleichen Elogen auf den großen Schriftsteller, Lyriker und Kinderbuchautor Kästner eingestimmt wird. Vielmehr soll der bescheidene Versuch unternommen werden, den Medienkritiker Kästner vorzus-

tellen und kennenzulernen. Doch zunächst gilt es, sich mit seinem Lebens- und Werdegang bis in die 30er Jahre hinein vertraut zu machen.

Nicht Lehrer, sondern »Lerner«

Es ist nicht nur den zeitgenössischen politisch-ökonomischen Umständen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschuldet, daß Erich Kästners Biographie⁵ durch eine Reihe tiefgreifender Ein- und Umbrüche gekennzeichnet ist. Darüber hinaus erfuh er zweifelsohne eine starke emotionale Prägung in seinem engsten sozialen und familiären Umfeld, die wohl weit über das Maß, was die primäre Sozialisation üblicherweise leistet, hinausgeht.

Am 23. Februar 1899 wurde Emil Erich Kästner in der Dresdener Neustadt – in einfachsten Verhältnissen – als Sohn des Sattlers Emil Kästner und seiner Frau Ida Amalia, ihres Zeichens Heimarbeiterin, geboren; soweit die offizielle Verlautbarung. Über Jahre hinweg hatte Luiselotte Enderle, Kästners langjährige Lebensgefährtin, alles daran gesetzt, den leiblichen Vater Kästners zu verschweigen. Nach neueren Veröffentlichungen galt es allerdings schon lange als ein offenes Geheimnis, daß der Hausarzt Emil Zimmermann der Erzeuger Erich Kästners war.⁶ Die persönliche Beziehung Kästners zu seiner Mutter auf der einen Seite und zu seinem erklärten Vater auf der anderen Seite gestaltete sich denkbar unterschiedlich: Während er seine Mutter geradezu abgöttisch liebte und verehrte,⁷ ihr seit Kindesalter, wann immer er konnte, zur Hand ging, herrschte vor allem während seiner Kindheit und Jugend Distanz zu seinem amtlich vermerkten Vater, der, offenbar charakterlich kaum zur Gefühlsäußerung fähig, keinerlei emotionale Intimität zuließ. Diese psychosozialen Prädispositionen sollten sich erst im Laufe der Jahrzehnte, wenn auch nur bedingt, relativieren.

In seiner Kindheit und Jugend entwickelte sich der fleißige und wißbegierige Erich zum Musterschüler und Klassenprimus, nicht zuletzt zum Wohlgefallen seiner Mutter. Früh bildete er seine Neigung zur Literatur aus, und er entdeckte das Theater für sich. Zeitweise schwebte ihm vor, Bühnenregisseur oder -dramaturg zu werden. Aber all diese Präferenzen vermochten es nicht, Kästner von seiner eigentlichen Profession abzubringen: Von klein auf wollte er den Lehrerberuf ergreifen. Seine hervorragenden schulischen Leistungen setzten ihn in den Stand, zunächst in einer Übergangsklasse, dann als regulärer Schüler das Freiherr von Fletchersche Lehrerseminar in Dresden zu besuchen. Aufgrund des rabiaten, nicht selten menschenverachteten

Drills in dieser Bildungsanstalt Wilhelminischer Geisteshaltung beschlich den Lehrer in spe tiefste Skepsis ob s eines Berufsziels. Später sollte Kästner in seinen Kindheitserinnerungen schreiben: »Ich war kein Lehrer, sondern ein Lerner. Ich wollte nicht lehren, sondern lernen.«⁸

Dann nahm der Erste Weltkrieg seinen Lauf. Die Militärdoktrin, der sich über kurz oder lang auch Kästner nicht entziehen konnte, diktierte das Geschehen: Er wurde im Juli 1917 mit anderen Gleichaltrigen als Offiziersanwärter zu einer Freiwilligenkompanie der schweren Artillerie eingezogen. In einem seiner Gedichte mit dem leitmotivisch anmutenden Titel »Jahrgang 1899« heißt es: »Dann holte man uns zum Militär, / bloß so als Kanonenfutter. / In der Schule wurden die Bänke leer, / zu Hause weinte die Mutter.«⁹ Der junge Kästner sah nicht nur die Qual, das Entsetzen, das Elend des Krieges – ein paar seiner Mitschüler waren bereits an der Front gefallen –, sondern er bekam den Krieg auch am eigenen Leib zu spüren: Ein gewisser Sergeant Waurich, pathogen sadistisch veranlagt – »Er war ein Tier. Und er spie und schrie«¹⁰ –, quälte den Rekruten Kästner dermaßen, daß dieser ins Hospital eingeliefert wurde und für sein Leben ein schweres Herzleiden davontrug. Seine Kriegserfahrungen haben Kästners entschieden antimilitaristische und zutiefst humanistische Grundüberzeugung nachhaltig mitbeeinflusst.

Nachdem das Deutsche Reich den Krieg verloren und der Kaiser abgedankt hatte, wurde mit der Weimarer Republik erstmals eine demokratisch-parlamentarisch verfaßte Ordnung in Deutschland konstituiert. Mittlerweile war Kästner Schüler am König-Georg-Gymnasium. Mit einer Veröffentlichung in der Schülerzeitung im Juni 1919 begann, wenn man so will, Kästners literarische Laufbahn. Gelegentlich konnte er in der Theaterzeitschrift »Der Zwinger« publizieren. Im gleichen Jahr legte er das Abitur mit besten Zensuren ab. Dafür wurde ihm das »Goldene Stipendium« der Stadt Dresden zugesprochen, was mit der Auflage verbunden war, sich an einer sächsischen Hochschule zu immatrikulieren. Da der angehende Student gezwungen war, ein kostengünstiges Studienfach zu wählen, und er nach wie vor vom Theater fasziniert war, nahm er im gleichen Jahr das Studium der Germanistik, Geschichte, Theatergeschichte und Philosophie an der Universität Leipzig auf. Im vierten Semester zog es ihn nach Rostock, im fünften nach Berlin.

Die galoppierende Inflation in den 20er Jahren forderte ihren Tribut: Wer studieren wollte, mußte ums Überleben kämpfen. Ähnlich wie seine Kommilitonen verdiente sich der stud. phil.

Kästner einen Teil seines Lebensunterhalts durch unterschiedliche Tätigkeiten: als Aushilfe auf der Leipziger Messe, als Werkstudent bei einer städtischen Baugesellschaft und als Famulus (studentischer Assistent) beim Leipziger Germanisten Albert Köster. Positiv würdigende Reaktionen rief zu Weihnachten 1920 das Bändchen ›Dichtungen Leipziger Studenten‹, an dem Kästner beteiligt war, hervor. Hinsichtlich seines journalistischen Fortkommens profitierte Kästner nicht unwesentlich vom Angebot des Leipziger Instituts für Zeitungskunde, der ersten Institution dieser Art in Deutschland. Der einstige Ordinarius für Nationalökonomie Karl Bücher, der zu den Nestoren der deutschen Zeitungswissenschaft zählt, hatte das Institut bereits im Jahre 1916 unter widrigen Bedingungen gegründet.¹¹ Insbesondere durch die regelmäßigen praktischen Übungen zur Theaterkritik, die das Institut abhielt, vermochte Kästner sein journalistisches Handwerkszeug zu professionalisieren.

Auch heute weiß man über Kästners literarische und journalistische Aktivitäten der Jahre 1921 und 1922 verhältnismäßig wenig.¹² Hingegen steht fest, daß Kästners publizistisches Engagement gegen Honorar bei Kösters ehernem Wissenschaftsethos auf kategorische Ablehnung stieß. Da sein Mentor es wohl gern gesehen hätte, wenn Kästner die akademische Laufbahn eingeschlagen hätte, wonach diesem aber schlechterdings nicht der Sinn stand, wandte sich Köster deprimiert von Kästner ab. Über sein Studium, das er intensiv betrieb, seine Arbeit als Werkstudent, die er kontinuierlich wahrzunehmen hatte, und seine Frauenbeziehungen, die er mit Verve pflegte, hinaus widmete er sich mit Ausdauer und Stetigkeit dem literarischen und journalistischen Metier. Einen ersten Durchbruch brachte das Jahr 1923. Er verfaßte Beiträge vornehmlich für Leipziger Gazetten und Magazine, darunter: ›Leipziger Tageblatt‹, ›Neue Leipziger Zeitung‹, ›Der Die Das‹, ›Das Leben‹ oder ›Die Große Welt‹.

Der unermüdliche Antrieb Kästners sollte belohnt werden. Ein weiterer Hochschullehrer, der Germanist Georg Witkowski, der sich Kästner freundschaftlich zugetan fühlte (et vice versa), bezog ihn bei der Neuedition von Klassikern mit ein. Zudem fiel der junge ungestüme Autor dem Feuilletonleiter der ›Neuen Leipziger Zeitung‹, Hans Natonek, auf, der ihn 1922 als zweiten Feuilletonredakteur und für die »zweite« Theaterkritik engagierte. Dadurch waren ihm seine chronisch finanziellen Sorgen – bis auf weiteres – genommen. Die Zeit drängte, das Studium mit der Promotion abzuschließen. Aus diesem Grunde wandte er sich an Witkowski – Köster war zwischenzeitlich durch Freitod aus dem Le-

ben geschieden. Und Witkowski akzeptierte Kästners Schrift ›Die Er widerungen auf Friedrich des Großen Schrift ›De la Littérature Allemande‹, mit der Kästner 1925 promoviert wird.

Sukzessive vermochte Kästner, sich sowohl als Literat als auch als Feuilletonjournalist einen Namen zu machen. Seine Arbeiten erscheinen in renommierten Publica, beispielsweise in der ›Weltbühne‹, im ›Tagebuch‹, in der ›Vossischen Zeitung‹ oder im ›Berliner Tageblatt‹. Nachdem er sich seine ersten publizistischen Meriten verdient hatte, traf ihn ein unerwarteter Rückschlag: In der ›Plauener Volkszeitung‹ hatte Kästner mit einer Karikatur Erich Osers das »Abendlied des Kammervirtuosen« plazieren können. Dies trug ihm die geharnischte Kritik der ›Neuen Leipziger Zeitung‹ ein. Man trennte sich, da vorgeblich einige als »sittlich verwerflich« apostrophierte Anspielungen Kästners wie »Du meine neunte Sinfonie!«¹⁴ ausgerechnet an Beethovens 100. Todestag publiziert wurden. Hintergründig ging es wohl um redaktionsinterne Intrigen. Schließlich trug man ihm an, den Part der Theaterkritik für die Zeitung in Berlin zu übernehmen. Im September 1927 über siedelte Kästner in die Metropole an der Spree.

In Berlin verkehrte Kästner mit einer ganzen Reihe von prominenten Intellektuellen und Repräsentanten des kulturellen Lebens, etwa mit Carl von Ossietzky, Kurt Tucholsky und Rudolf Arnheim. Angeblich ging es auf die Initiative der Verlegerin Edith Jacobsohn zurück, daß Kästner ein Kinderbuch in Angriff nahm. Und der 1929 vorgestellte Kinderroman ›Emil und die Detektive‹ wurde zu einem durchschlagenden Erfolg. Mit seinen weiteren Arbeiten – verwiesen sei auf den Gedichtband ›Herz auf Taille‹ (1928), das Hörspiel ›Leben in dieser Zeit‹ (1929), das Kinderbuch ›Pünktchen und Anton‹ (1931), den Roman ›Fabian‹ (1931) sowie zahlreiche Bühnen-, Hörspiel- und Filmfassungen – wurde Kästner einer wachsenden Öffentlichkeit zum Begriff. Im Jahre 1931 wurde Kästner in die Schriftstellervereinigung PEN aufgenommen und durch eine »Ehrende Erwähnung« im Rahmen der Kleist-Preisverleihung gewürdigt. Eine Art Übergang markiert Kästners vierter Gedichtband von 1932, der den symptomatischen Titel ›Gesang zwischen den Stühlen‹ trägt.

Binnen weniger Jahre avancierte Kästner zu einer wichtigen Persönlichkeit der literarischen Szene in der Weimarer Republik und darüber hinaus: »Von seinem ersten Erfolg bis zu seinem literarischen Scheintod blieben ihm genau sechs Jahre. In diesen sechs Jahren begründete Erich Kästner seinen Ruf als Zeitkritiker, als Lyriker und als Kinderbuchautor. Für die deutschsprachige Welt und für das Ausland.

Mehr Zeit blieb ihm nicht, dann kam das Dritte Reich.«¹⁵

»Gebrauchs-« und »Zweckliteratur«

In seinem literarisch-publizistischen Schaffen folgte Kästner ganz eigenen Anschauungen und Überzeugungen. Den Rahmen dazu geben die komplizierten und instabilen Verhältnisse der »improvisierten Demokratie«¹⁶ – wie man die Weimarer Republik auch bezeichnet – ab. Der Literat und Publizist Kästner reihte sich nicht in die Phalanx derjenigen Kopfarbeiter ein, die, gedanklich der Welt entrückt, ihrer Profession nachgehen; vielmehr fühlte er sich dazu angehalten, sich dem gesellschaftlichen Geschehen um ihn herum zu stellen. Mithin sah er sich dazu aufgefordert, Partei für das Menschenrecht zu ergreifen und dieses hohe Gut gegen Anfeindungen jedweder Couleur zu verteidigen.

Sei es als Lyriker, Prosaist, Romancier oder Journalist – Kästner hatte sich, auch wenn er schließlich von seinem einstigen Berufsziel, Lehrer zu werden, abließ, einen gewissen pädagogischen, aufklärerischen und moralisch inspirierten Impetus bewahrt. Da er sich zuallererst als »Gebrauchs-« und »Zweckliterat« betrachtete – er nannte seine Lyrik einmal »Gebrauchslyrik« –, vermag es nicht zu verwundern, daß er in seinem literarischen und publizistischen Schaffen in der Regel eine gemeinverständliche, sachliche und dem Alltag entnommene Sprachfügung wählte. Mit einem solchen Rüstzeug ausgestattet hob er an, die vielfältigen, nicht selten widersprüchlichen Gepflogenheiten des bürgerlichen Daseins zu sondieren, zu illustrieren und zu charakterisieren. Es liegt insbesondere in Kästners sprachlicher Begabung begründet, daß er die gesamte Bandbreite der literarischen und journalistischen Stilmittel von der sublimen Komik über bittere Ironie bis hin zum schwarzen Sarkasmus anwenden konnte. Als einer der wenigen links-liberal stehenden Vertreter der schreibenden Zunft in der Weimarer Republik vermochte er – über die engen Grenzen eines traditionell eher beschränkten feuilleton- beziehungsweise literaturinteressierten Publikums hinaus – beachtliche Anhänger(innen)schaften in allen soziodemografischen Milieus für sich zu gewinnen.

Als Kästner im Jahre 1929 mit seinem Kinderbuch »Emil und die Detektive« als Romanschriftsteller debütierte, war er bereits seit zwei, drei Jahren als Zeit-, Literatur- und – wie man heute sagen würde – als Kulturkritiker bekannt, mitunter gefürchtet. Mit seinem Erstlingswerk für Kinder traf Kästner auf eine komplizierte Gemengelage in der Weimarer Republik, die ihr Spiegelbild auch in die literarische Szene projizierte. Die fortschrittliche Kinderliteratur der 20er

Jahre, hier im besten Sinne des Wortes verstanden, hatte sich durch Anlehnung an die Jugendschriften- sowie Kunsterziehungsbewegung vom virulenten Patriotismus positiv absetzen können.¹⁷ Der unerwartet große Erfolg solcher Bücher wie etwa »Emil und die Detektive« darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß nicht zu unterschätzende konservative, sogar völkisch bis nationalistische Strömungen in der Kinder- und Jugendliteratur am Werk waren. In »Emil und die Detektive« wußte Kästner geschickt und überzeugend die kurrente Literatur- und Kunstrichtung der »neuen Sachlichkeit«, die sich unter anderem auch in seinen journalistischen Arbeiten manifestiert, aufzugreifen. Die Vertreter der neuen Sachlichkeit waren bestrebt im Gegensatz zu den (Spät-)Expressionisten, die dem Pathetischen, Irrationalen und Utopischen das Wort redeten, eine »objektive« Wirklichkeitsauffassung mit den vorherrschenden sozioökonomischen Verhältnissen zu beschreiben.¹⁸ Vor diesem konzeptionellen Hintergrund führte Kästner – wie einige andere bereits vor ihm – das Motiv der Großstadt als einen zeitgemäßen Handlungsort für einen Kinderroman ein. Zudem gelang es Gerhard Lamprecht in der gleichnamigen Verfilmung (1931), das großstädtische Motiv samt Wahrnehmungsweisen mit dem Medium Film in Einklang zu bringen.

Mit ungleich heftigeren Reaktionen als der Kinderbuchautor mußte der Lyriker und Romancier Kästner rechnen. Dafür hatten seine ersten vier Gedichtbände »Herz auf Taille« (1928), »Lärm im Spiegel« (1929), »Ein Man gibt Auskunft« (1930) und »Gesang zwischen den Stühlen« (1932) sowie der Roman »Fabian: Die Geschichte eines Moralisten« (1931) Sorge getragen. Er ging vornehmlich mit Bürokratismus und Militarismus hart ins Gericht und übte heftige Kritik an falschen religiösen Versprechen und an Fehlentwicklungen bei den politisch und ökonomisch Mächtigen. Aber auch Kästner seinerseits schlug nicht nur offener Widerspruch bis schroffe Ablehnung im rechten und völkisch-nationalen Spektrum entgegen – was nicht sonderlich verwundert –, sondern ausgerechnet die bürgerliche und linke Intelligenzia hegte Zweifel an Kästners Person und Werk. So fällt Walter Benjamin das Verdikt: »Die linksradikalen Publizisten vom Schlage der Kästner, Mehring oder Tucholsky sind die proletarische Mimikry des zerfallenden Bürgertums. Ihre Funktion ist, politisch betrachtet, nicht Parteien sondern Cliquen, literarisch betrachtet, nicht Schulen sondern Moden, ökonomisch betrachtet, nicht Produzenten sondern Agenten hervorzubringen.«¹⁹

Auch wenn man mit ins Kalkül zieht, daß sich Walter Benjamin einer eingehenden Auseinandersetzung mit der neuen Sachlichkeit entzogen

hat, so mag seine Äußerung insofern nicht ganz unberechtigt sein, als daß der goutierende Applaus, den Kästner im bürgerlichen Lager erntete, auf unpräzise thematische Einlassungen in einigen seiner Gedichte zurückzuführen sein mag. Dies hat in Augen Benjamins schwerwiegende Folgen: »Die Verwandlung des politischen Kampfes aus einem Zwang zur Entscheidung in einen Gegenstand des Vergnügens, aus einem Produktionsmittel in einen Konsumartikel – das ist der letzte Schlag der dieser Literatur.«²⁰ Mit einem ähnlich gelagerten Argument sah sich Kästners zeitkritischer Roman ›Fabian‹ konfrontiert. Es wurde moniert, Kästner gebe sich mit einer schlichten Wiedergabe der gesellschaftspolitischen Krise in der zweiten Hälfte der 20er Jahre zufrieden und stelle statt dessen das persönliche Scheitern des Protagonisten Fabian als »humanistischen Missionar« in den Mittelpunkt der Handlung.

Mithin stand Kästner aus sehr unterschiedlichen Gründen bei einigen politischen Gruppierungen auf der nicht nur sprichwörtlich »schwarzen Liste«.

Literarische Publizistik, Journalismus und Medien

Der kleine Exkurs zu Kästners literarischem Schaffen (im engeren Sinne) war insofern geboten, da die Diskussion um diesen – breit rezipierten und frühzeitig kanonisierten – Teil seines Oeuvres mit einer gewissen Zwangsläufigkeit als Legende zum Verständnis seiner Feuilletons fungieren könnte. Doch Vorsicht ist angeraten: Ob und wie weit eine Transponierung der Maßstäbe, die an Kästners literarische und fiktionale Werke angesetzt wurden, eine legitime und instruktive Basis zur Analyse seiner publizistischen Tätigkeit darstellt, wird erst noch zu diskutieren sein.

Gemessen an einer typologischen Unterscheidung, die man der Geschichte des Journalismus²¹ entlehnen kann, füllte Kästner von 1923 bis 1933 zeitgleich zwei »Berufsmodelle« aus, auch wenn diese häufig ineinander übergingen: Zum einen war er als Journalist, zum anderen als Publizist tätig. So aufschlußreich eine Vertiefung jener Typologie, bezogen auf Kästner, sein mag, so ist sie an hiesiger Stelle nicht zu leisten. Zumindest besteht eine generelle Differenz darin: Während Journalist als »Vermittlungsberuf« gilt, der in einem historisch gewachsenen redaktionellen Kontext integriert ist und dem Grundsatz der Parteilosigkeit verpflichtet ist (oder sein sollte), gilt Publizist als »Kommunikationsberuf«, der für gewöhnlich nicht redaktionell gebunden

ist und der Grundhaltung einer bestimmten Parteilichkeit folgt.²¹

Für uns stellt sich die Frage: Wie hielt Kästner es mit den Medien? Nach heutigen Begriffen würde man sagen, daß er sich in den 20er und 30er Jahren in einem Medienensemble, also in einem Zusammenwirken verschiedener Medien bewegte, zu denen er jedoch unterschiedliche Einstellungen hatte. Mit den »klassisch« zu nennenden Medien Buch, Theater, Zeitung und Zeitschrift war Kästner zum Teil von Kindesalter an bestens vertraut. Anders sieht es mit den seinerzeit »neuen« Massenmedien Radio und Kino aus, denen in zeitgenössischen Diskursen durchaus gesellschaftsverändernde Potentiale zugeschrieben wurden – man denke nur an Bertolt Brechts Äußerungen zu Radio und Film.²² Für Kästner stellte sich die Situation, soweit wir informiert sind oder dies ablesen können, doch recht verschieden dar: Während er das Radio, obwohl er dafür Hörspiele schrieb, erst im Zweiten Weltkrieg für sich persönlich angenommen hatte,²³ frequentierte er nicht zuletzt wegen seiner beruflichen Aufgabe als Feuilletonjournalist regelmäßig Kinovorstellungen, und dies mit einem achtbaren Fachwissen und biweilen mit glaubhafter Begeisterungsfähigkeit.

In gewisser Weise sind auch Kästners journalistische Arbeiten der Gebrauchs- und Zweckliteratur zuzurechnen. Nicht von ungefähr handelt es sich bei journalistischen Darstellungsformen wie Nachricht, Bericht, Reportage, Rezension, Kritik etc. um Gebrauchstexte, gilt es doch, nach festgelegten Regeln des Lehrbuchjargons – die Eigenart des Mediums und des Themas sowie die Eigenart des publizistischen (Selbst-) Verständnisses und der Intention betreffend – seriös und kompetent Informationen ans Publikum zu vermitteln. Wie bereits mehrfach angeklungen, arbeitete Kästner seit 1922 als angestellter Feuilletonredakteur respektive als freier Feuilletonjournalist für zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften. Dem feuilletonistischen Ressort als solchem ist eine literarische Sprachstilistik eigen: Sie nimmt ihren Ausgang bei einzelnen Detailspekten, macht diese zum Gegenstand durchaus subjektiv gehaltener Reflexionen und gelangt schließlich von dort zu einer generalisierenden Quintessenz.

Der relevante Textkanon, auf den an dieser Stelle rekuriert wird, ist ein Teil der Kästnerschen Zeitungsfeuilletons, die im Jahre 1989 in zwei Teilbänden unter dem Titel ›Gemischte Gefühle‹²⁴ erschienen. Dem Herausgeber dieser Edition, Alfred Klein, gebührt das Verdienst, sich der mühevollen Aufgabe unterzogen und aus der ›Neuen Leipziger Zeitung‹ der Jahrgänge von 1923 bis 1933 Kästners literarische Publizistik in einer – wenn auch unkommentierten

und nicht historisch-kritischen – Ausgabe versammelt zu haben. Dennoch steht damit ein recht homogener, mehrere hundert Einzeltexte umfassender Korpus zur Verfügung. Der Herausgeber hat – nicht immer ganz klaren Kriterien folgend – eine Einteilung der Texte vorgenommen nach: »Meß-Ouvertüre«, »In der Kunstausstellung«, »Bücher in Kürze«, »Provinz Berlin«, »Kino mit Widersprüchen«, »Theater in Kürze« und »Leute auf Reisen«. In der Edition, die nahezu das gesamte Spektrum des Feuilletons repräsentiert, nehmen – rein quantitativ gesehen – außer den Berliner Kulturstreifzügen (»Provinz Berlin«) vor allem die Theaterkritik, gefolgt von der Buch- und Kinokritik den weitaus größten Raum ein. Diese Verteilung ist, wie sich unschwer vermuten läßt, in erste Linie durch redaktionelle und/oder persönliche Prioritäten, Routinen und Praxen im Feuilletonressort eines tagesaktuellen Periodikums wie der »Neuen Leipziger Zeitung« begründet.

In denjenigen Feuilletons, die – typologisch betrachtet – der Reportage- und Reiseliteratur zugeordnet werden können, kommen Medien, was schon im Genre präjudiziert ist, thematisch, wenn überhaupt, lediglich vermittelt oder nur beiläufig vor. Dennoch geben sie einen ersten Eindruck von Kästners Arbeitsweise und den zeitgenössischen Umständen in der Weimarer Republik wieder.

Unter »Meß-Ouvertüre« sind recht willkürlich einige Geschichten, Kritiken und Gedichte von 1923 bis 1926 vereint. So klärte Kästner in der Kurzgeschichte »Auf den Hund gekommen« darüber auf, wie man als Schieber von reinrassigen Deutschen Schäferhunden nach Argentinien reich wird; er attestierte dem Regisseur Alwin Kronacher, daß in seiner Inszenierung von Christian Friedrich Hebbels »Nibelungen«, hier einem »sehr bürgerliche[n] Ehedrama« gleich, »die Jamben und das altdeutsche Kostüm wie Karneval wirken und wie Konfektionsarbeit sitzen«, und er düpierte gerade anlässlich einer Lesung die als »Exponenten der jüngsten Generation« etikettierten Schriftsteller Klaus Mann und Erich Ebermayer mit dem Votum: »Manchmal empfand man: Sie sind wirklich jung, aber sie können wenig. Und manchmal: Sie können schon etwas, aber sie sind nicht jung genug.«²⁵

In seinen Betrachtungen unter dem Signum »Provinz Berlin« berichtet Kästner Anekdotisches und Skurriles, aber auch Tragisches und Schockierendes aus groß- und kleinstädtischen Milieus der Jahre von 1927 bis 1932. Akribisch dokumentierte er soziale Gegensätze und Widersprüche, zum Beispiel wenn er den »armen« Wedding charakterisiert: »Längelang durch den Norden Berlins, wo er am nördlichsten ist, läuft die Müllerstraße. Sie endet erst dort, wo die

Stadt, vorläufig, selber endet. Sie ist von Mietskasernen dicht flankiert. In jedem zehnten Haus ist ein winkliges Kino, das die Filme des Vorjahres zeigt. In jedem fünften Haus ist eine Destille, wo man seine »Molle« trinkt. Und an jeder zweiten Straßenecke, in kleine dürrtige Parks gedrückt, steht eine Kirche.« Er notierte liberaler werdende Anschauungen in Sachen Liebe, Sexualität und Ehe, räsoniert darüber, daß »[n]ur der liebevoll geschaffene und liebevoll bewunderte Kitsch (...) wertvoll [ist]« und formulierte als Katharsis für das schwere Leben in einer Industriegesellschaft den Grundsatz: »Je hastiger und strapaziöser das Arbeiten wird, um so mehr macht es sich nötig, den Verlauf der Alltage festlich zu akzentuieren.« Schließlich mokierte er sich darüber, auf seiner Kulturvisite durch Berliner Cafés ein »infernalisches Gewirr von Charakterköpfen und solchen, die es sein wollen«, anzutreffen, und er korrigierte den »idealistischen Sozialismus« dahingehend: »Es muß und wird das Streben jedes vernünftigen Menschen – auch wenn er dem Proletariat nicht angehört – sein, das Los dieser Klasse, trotz kapitalistischer Opposition, bis an die Grenze des Möglichen zu verbessern.«²⁶

Und in den »Leute auf Reisen«-Berichten der Jahre von 1923 bis 1932 porträtierte Kästner, der eigentlich nie sonderlich gern unterwegs war, Kuriosa, Groteskes, Mentalitäten oder Lokalkolorit aus Provinzen und Metropolen. Er tat – bisweilen prosaisch intoniert – Reisebeobachtungen, -stimmungen, -begebenheiten und -zufälle kund. Entgegen den Genrekonventionen der Reise- oder Reportageliteratur kaprizierte Kästner sich mitnichten auf etwaige Landschaftsbeschreibungen, seien sie topografisch, ethnografisch oder kunsthistorisch konnotiert – all das war sein Metier nicht. Vielmehr wendete sich der, die spitze Feder zückende Tourist Kästner den Menschen zu, denen er auf seinen Reisen beispielsweise nach Rostock, Basel, Luzern, Montreux, Paris oder Chicago begegnete: »Natürlich hat man das Bedürfnis, ein Land oder eine Stadt, die man neu kennengelernt hat, zu analysieren. Man will »dahinter«-kommen. Man will den Bewohnern ins Herz sehen.« Er weiß trefflich, Attitüden, Animositäten und Absurditäten von Leuten unterschiedlichster Provenienz und Couleur humoristisch, ironisch oder satirisch in Szene zu setzen; wobei er feststellt: »Man will ihren Charakter auskundschaften, um ihn dann mit dem des eigenen Volk[e]s zu vergleichen. Dieses Unterfangen hat einen einzigen Nachteil: Es gelingt nicht.«²⁷

Feuilletonistische Medienkritik

Während seiner Zeit als Redakteur und Journalist erweist Kästner sich als Generalist des feuilletonistischen Registers. Dies zeigte sich auch anhand seiner Medienkritik. Doch was meint in unserem Zusammenhang Medienkritik? Unter dem Topos ist eine bestimmte Lesart Kästners literarischer Publizistik gefaßt: Dieser Perzeptionsmodus bemüht sich, ihn dahingehend zu befragen, welche medienkritischen Dispositionen sich fixieren und distinguieren lassen, wobei ein breiter Medienbegriff zugrunde zu legen ist, das heißt: Neben technischen und institutionellen Aspekten der Medien sind vor allem solche der Historie, Pragmatik und Ästhetik zu berücksichtigen.

Um uns in den Stand zu setzen, Kästners Medienkritik besser nachzuvollziehen, dürfte es sich als hilfreich erweisen, einen Moment bei seinem diesbezüglichen (Selbst-)Verständnis zu verweilen. Vorauszuschicken ist, daß sich die Kästnersche Medienkritik durchaus im traditionellen Horizont der Literatur- und Kunstkritik bewegt, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts als feste Größen im kulturellen Gesellschaftsleben konstituierten.²⁸ Aus einem Zeitungsfeuilleton des Jahres 1929, das den Titel »Berliner Theaterbrief« trägt, geht Kästners Ansichten über Berufstand, Aufgabe und Bedeutung der Kritikerzunft mehr als deutlich hervor. Was er hier persönlich für seine Theaterkritik äußert, läßt sich wohl als grundsätzliches Statement zur Kritik an respektive von Medi(alität)en – sprich Literatur, Kunst, Film und Theater – ansehen.

So schrieb Kästner augenzwinkernd und mit einem gehörigen Schuß Selbstironie: »Es gibt Leute, die der bitteren Ansicht sind, seinen Beruf von Herzen zu lieben[,] sei so etwas wie eine Schande. Also gut, ich liebe den Beruf des kritischen Theaterbesuchers wirklich auf beinahe schändliche Weise! Man hat – genausogut wie ein Börsenbeobachter oder ein politisch Beauftragter – die Hand am Pulse der Zeit und errät aus seinem Klopfen ein wenig von dem, was die Zeit bewegt. Man stellt Diagnosen, nicht verkehrter als andere Ärzte auch, und wagt sogar manchmal, der leicht Erkrankten ein Mittel vorzuschlagen.«²⁹

Den Auftakt zu Kästners Medienkritik stellen Feuilletons von 1924 bis 1932 dar, die unter »Bücher in Kürze« abgehandelt werden. Auf mannigfaltige Art und Weise partizipierte Kästner am literarischen Leben und betrieb Literaturkritik im konventionellen Sinne. Im Vergleich zu seiner Kunst-, Film- und Theaterkritik nimmt sich seine Literaturkritik von ihrem Gegenstandsreich her am geschlossensten aus: Während Kästner in den anderen Zeitungsfeuilletons fa-

kultativ eine komparatistische Perspektive auf Institution, Ästhetik und Funktion verschiedener Medien einnahm, verblieb er hier konsequent der literarischen Sphäre verhaftet. Als Literaturkritiker rezensierte Kästner nahezu alles, was ihm unterkommt: angefangen von Ernst Johns »Anfangs terribles [sic!; C.F.]: Ein Paket urfröhlicher Kinderwitze« über Ludwig Renns »Krieg« bis hin zu David Herbert Lawrence' »Lady Chatterly und ihr Liebhaber« und porträtierte Lyriker, Prosaisten und Romanciers wie Rainer Maria Rilke, Franz Werfel oder André Gide. Ferner diskutierte er Vorträge etwa von Heinrich Mann und Arnold Zweig über »Die Politik und die Dichter« und analysierte Trends und Tendenzen der Gegenwartsliteratur: »Was uns bedenklich fehlt, ist Erziehung zum Lesen.« Oder: »Mit dieser Wende zu neuem dichterischen Beginn erwächst den Literaturwissenschaften die Aufgabe, zu gruppieren, zu deuten und Sinn der Neubelebung zu erkennen.« Aber Kästner ist nicht nur Kritiker; er ist auch Schriftsteller – ein Umstand, der auch seinen Feuilletons eingeschrieben ist. So annotierte er: »Es ist wirklich keine Schande, Verse zu schreiben, die den Zeitgenossen begreiflich erscheinen! Die ›reinen‹ Dichter dichten Konservenlyrik, nur zum Aufheben, für die Ewigkeit und für noch spätere Doktorarbeiten. Die Gerauchslyriker schreiben aber für heute.«³⁰

Das Label »In der Kunstausstellung« rubriziert Kritiken Kästners primär zu Leipziger Kunstausstellungen oder -vorträgen aus den Jahren von 1925 bis 1930. Ein auf das Jahr 1932 datiertes gleichlautendes Gedicht, das sich des Sujets Kunstausstellung mit einer typisch Kästnerschen Note annimmt, läßt seine bisweilen auch respektlos erscheinende Einstellung der »hohen« Kunst gegenüber erkennen: »Hier sehen Sie zirka dreitausend Bilder. / Daneben kleben, / der Orientierung halber, Schilder. / Schirme sind abzugeben.« In Kurzberichten handelte Kästner Vorträge ab über japanische Keramik, eine Pariser Kunstgewerbeausstellung oder klassizistische Architektur. Eingehender ließ er sich aus einerseits etwa über Persönlichkeiten wie Georg Grosz, der für ihn »aus dem deutschen Kulturleben überhaupt nicht wegzu-denken ist«, andererseits etwa über Leipziger Künstlerinnen und Künstler, die hauptsächlich der »Unterhaltungs«literatur und -kunst zuzurechnen sind. Doch trotz aller »Durchschnittskunst«, wie Kästner einmal schrieb, traute er der »gehoben« Kunst Bedeutendes zu. Nahezu euphorisch äußerte sich Kästner über die Eindringlichkeit zweier Ausstellungen mit Werken Vincent van Goghs und Auguste Renoirs in Berlin: »Gerade dieser offenkundige Gegensatz der Besucherstimmung – bei van Gogh und Renoir

– läßt vermuten, daß große Kunst noch immer fähig ist, große Wirkung auszuüben.« Im Kontext dieser Kritiken formulierte Kästner eine wichtige These über die basale Funktion von Kunst in einer zunehmend technisierten Lebens- und Arbeitswelt – ähnliches war bereits zur Sprache gekommen –: »Der wachsenden Technisierung des Zeitalters und der Menschen mußte eine balancierende Entwicklung des Innenlebens nebenhergehen. Die Kunst wäre neben der Religion das wirksamste Mittel dazu. Doch ›man‹ will von ihr nichts wissen.«³¹

Bei der Feuilletonauswahl »Kino mit Widersprüchen« handelt es sich um Reflexionen Kästners auf den Film, seine Poetik, Pragmatik und Ästhetik von 1927 bis 1933. Es kristallisieren sich – über das tagesaktuelle Geschäft der Kinokritik hinaus – einige zentrale Aspekte heraus, um die Kästners Gedanken immer wieder kreisen.

Anteilnehmend monierte Kästner den Niedergang des deutschen Films; wie viele seiner Kollegen sprach auch er explizit von der »deutsche[n] Filmkrise«. Seiner Wahrnehmung nach waren Tag für Tag ein, zwei Uraufführungen in Berlin zu verzeichnen. Die Quantität von Kinopremieren stand in einem diametralen Gegensatz zu ihrer Qualität. Diesen defizitären Umstand nannte Kästner »typisch«. Und: »Das Filmen wird täglich mehr zur Industrie. Eine Industrie zwingt zur Lieferung von Terminware. Die Existenzbedingungen der Urproduzenten, die Arbeiter, der Großhändler, der Zwischenhändler und der Kleinverkäufer hängen von der Regularität, nicht so sehr von der Güte der Lieferungen ab.« Im Rekurs auf einen pessimistisch gestimmten Tenor der Kritik in den Gazetten konstatierte Kästner, daß die »mangelnde Qualität der deutschen Filme« das gesamte Business ausweglos in eine massive strukturelle Krisis hat driften lassen. Die Situation werde sich in dem Maße weiter verschlechtern, prognostizierte Kästner, wie die wenigen Niveau verheißenden Filmschauspieler und -regisseure Deutschland den Rücken kehren und ins Ausland, vor allem in die Vereinigten Staaten, gingen. Letztlich gab Kästner sich keinen falschen Illusionen hin: »Aber die Großunternehmen sträuben sich gegen jede Qualität mit einer Heftigkeit, als wäre ein guter Film das Entsetzlichste, was man herstellen könne.« Das hatte Folgen: »Die hochgetriebene Quantität ist der größte Feind ihrer Qualität und damit der ganzen Industrie überhaupt.«³²

Auch wenn es gewiß nicht zu den ersten Pflichten eines Feuilletonredakteurs gehört, den theoretischen Diskurs ins schnellebige Kritiker-geschäft hinein zu verlängern, so befaßte sich Kästner dennoch mit spezifisch konzeptionellen

Fragen des Mediums. Ein eindrückliches Beispiel dafür gibt seine Auseinandersetzung mit Wsewolod I. Pudowkin ab, dessen theoretische Schriften wie diejenigen Sergej M. Eisensteins mitunter mit dem Anspruch, »Manifest« zu sein, auftraten. (Gerade deshalb bieten sie sich an.) An beiden russischen Regisseuren imponierte Kästner die filmische Leistung, die in besonderer Weise auf die Montagetechnik und die daraus resultierende Ästhetik zurückzuführen war.³³ Anhand von Pudowkins »Das Ende von St. Petersburg« (1927) erläuterte Kästner ein Prinzip von dessen Kompositionstheorie. Diese erinnerte den Filmkritiker Kästner an die Vorzüge der »story grammar« von Romanschriftstellern, eine Analogie, die sich im übrigen so ähnlich auch in Texten Pudowkins wiederfindet. An diesem Film beeindruckte Kästner, wie sich zum einen eine persönliche Tragödie als »Variante« des geschichtlichen Weltenlaufs repräsentiert und wie sich zum anderen Subjekt und Masse wechselseitig bedingen – oder wie Kästner diese Dialektik treffend auf den Punkt brachte: »Eines wird erst durch das andere recht deutlich.« Vom Konkreten ins Abstrakte gewendet, schlußfolgerte Kästner: »Diese Kontrapunktik ist dem Film vor allen anderen Künsten zugänglich. Sie zu befolgen heißt: seinem inneren Gesetz zu folgen.«³⁴

Allein die wenigen skizzierten Reflexionen Kästners um oder über den Film dokumentieren bereits seine normative Medienästhetik. »Noch hat es sich nicht herumgesprochen«, diagnostizierte Kästner, »daß der Film eine besondere Kunstgattung ist, die besondere Forderungen stellt und besondere Begabungen braucht!« Nach seiner Überzeugung mangelte es erstens an kompetenten Drehbuchautoren – er spricht von »film-poetischen Naturen, die Manuskripte schreiben können« – und zweitens an »dichterschen und charaktervollen Einflüssen« im zeitgenössischen deutschen Film. Auf sich gestellt seien die Schauspieler schlechterdings kaum in der Lage, ein qualitativ hohes Niveau der Produktionen zu gewährleisten. Diese Misere hatte nach Kästner wesentlich mit Technikfixierung zu tun: »Sosehr der Filmindustrie daran liegt, die technischen Probleme des Tonfilms zufriedens-tellend zu lösen, so wenig interessiert sie sich für seine ästhetischen Gesetze.« Für Kästner war es frappierend, mit welcher distanzierter Haltung Kunstspezialisten des (Ton-)Films oder des Rundfunks sich dieser Frage näherten. Des weiteren stellte er fest, daß sich weder an den Universitäten noch in der Tagespublizistik aufmerksame Geister gefunden und bereit erklärt hätten, sich auf eine wissenschaftliche Untersuchung der neu entstandenen Kunstgattungen einzulassen. Schließlich nahm Kästner Zuflucht beim

Prinzip Hoffnung, indem er aus der Kulturgeschichte heraus argumentierte: »Jede Stilepoche fand ihre Ästhetiker und wurde, von ihnen nachträglich belehrt, noch reifer und echter. Die Ästhetik ist, mindestens, scheinot. Hoffentlich findet sie bald ihre Erwecker.«³⁵

Im Fall »Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?« (1932) von Bertolt Brecht, Ernst Ottwald und Slatan Dudow,³⁶ der zeitweise mit Zensurverbot belegt war, bezog Kästner seinen Standpunkt zum Verhältnis von Ästhetik und Politik, und dies mit durchaus süffisanten Zwischentönen: »Der Film ist zwar künstlerisch nicht viel wert, aber das kann kein Verbotgrund gewesen sein. Wir wissen ja, daß noch wesentlich schlechtere Filme von der Zensur unbehelligt bleiben.« Wenn sich überhaupt ein »Sinn« des Films erschließen sollte, dann nur der, »daß jugendliche Arbeitslose Sport treiben sollen«. An dem Film selbst erachtete Kästner nur einige wenige Fotoreportagen und Songs als beachtenswert. Abgesehen davon sei er eher darauf erpicht zu erfahren, wie dieses »Parteikunstwerk« bei jungen »urteilsfähige[n]« Arbeitern und Arbeitslosen ankomme. Schlußendlich konnte sich Kästner einer Spitze gegen Brecht & Co. nicht enthalten, nämlich der, »daß ein (dem Brecht-Kollektiv übrigens nahestehender) Kritiker schrieb, das Marschieren der nationalsozialistischen Jugend und der kommunistischen Jugend, wie dieser Film es zeige, seien einander zum Verwechseln ähnlich.«³⁷

Ein letzter hervorzuhebender Gesichtspunkt der Kästnerschen Filmkritik ist das, was man mit der Funktion und dem Potential des Mediums respektive seiner soziokulturellen Institution umschreiben könnte. Nach Kästners Rezeption im Jahre 1927 verfügte der US-amerikanische Kriegsfilm »Rivalen« (Originaltitel: »What Price Glory«) über eine große »Propagandakraft gegen den Krieg«. Durch seine persönlichen Erfahrungen als Rekrut im Ersten Weltkrieg gezeichnet brachte Kästner zu Papier: »Wer diesen Film sah, wer das Aufpflanzen der Bajonette und den schauerhaften Sturmangriff, das Mähen der Maschinengewehre und die Granatfontänen des Trommelfeuers sah, der wird seinem wild schlagenden Herzen zu schwören: Ich für mein Teil werde jeden Krieg und jede Kriegsgefahr bekämpfen.« In diesem Fall begrüßte Kästner die Suggestionskraft der Filmbilder. Künftige Einsatzfelder des Tonfilms sah er einmal im Aufklären, im Unterrichten, in der Vermittlung von Nachrichten und Geschichte, zum anderen – mit Anleihen bei Alfred Kerr – darin, mittels des Films Reproduktionen von qualitativen Theater- und Kabarettveranstaltungen bis in die kleinste Provinz hinein zugänglich zu machen; wodurch der Film zu »einer der wichtigsten Kul-

turfaktoren« avancieren könnte. Wenn Kästner darüber ins Grübeln geriet, wie wohl die Menschen des Jahres 2300 die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts betrachten werden, charakterisierte er das Medium in diachroner Perspektive durch einen Superlativ: »Der Film ist das ideale historische Dokument.«³⁸

Das szenische Medium Theater nahm bei Kästner einen besonders großen Raum ein, wovon die Sammlung »Theater in Kürze« mit Kritiken der Jahre von 1927 bis 1933 zeugt. Auch dieser umfänglichste Teil seiner literarischen Publizistik wurde in der historischen Forschung bislang offenkundig übersehen, unabhängig davon, wie man den Theaterkritiker Kästner letztlich einordnen mag.³⁹

Durchgängig thematisierte Kästner die chronische Krise der Institution Theater. Hierfür seien zahlreiche Gründe verantwortlich zu machen, einige davon hausgemacht. In den Theaterhäusern machten sich die Protagonisten gegenseitig für Mißstände verantwortlich: »Die Theaterdirektoren meinen, ihre Stückwahl läge am Tiefstand der Literatur. Die Dramatiker behaupten, sie läge am Tiefstand der Theaterkassen. Und wenn die Herren miteinander sprechen, schieben sie's, nach schönem Brauch, aufs Publikum und reden in diesem Sinne von Tiefstand.« Im größeren Maßstab sorgte der forcierte Wettbewerb unter den rund 30 Berliner Staats-, Stadt-, Volks- und Privatbühnen sukzessive für den Niedergang des Theaters: »Der lebhafteste Geschäftsbetrieb und die scharfe Konkurrenz, die hier an und z wischen den einzelnen Bühnen herrschen, bedingen im Verlaufe jeder Spielzeit – und von Jahr zu Jahr in zunehmendem Maße – Konkurse, Direktionswechsel, Zusammenschlüsse und Zerfall.« Das vielerorts grassierende »Starsystem«, für Kästner ohnehin nur eine letzte »Todeszuckung«, werde den selbstverschuldeten Niedergang des Theaters nicht aufhalten können. Nähmen sich Theaterdirektoren ein Beispiel am Vorgehen des Reichs und der Kommunen und würden Gagen nach unten absenken, so Kästner, dann würde sich der *Circulus vitiosus* fortsetzen: Prominente Schauspieler würden vermehrt filmen und früher oder später ins lukrativere Ausland gehen. – »Und die Theater werden leerer denn je sein.«⁴⁰

Weitere wichtige Ursachen für die Misere sah Kästner in den Lebens- und Zeitumständen in der Weimarer Republik, die zunächst kausal weder mit Kunst noch mit Theater in Zusammenhang zu bringen waren. »Die Ermüdung der Bevölkerung durch die sozialen Lasten, durch die politische Ruhelosigkeit und durch das Fehlen berechtigter Hoffnungen auf die Zukunft trägt die Schuld.« »Der Film und die Bühnen sollen vorübergehend Vergessen liefern. Das soziale

Stück, das Paraphrasenstück, das Tendenzdrama, die politische Reportage haben an Zugkraft sehr eingebüßt. Es lebe der UK!« Hier erfüllen die Medien, ob technisch oder szenisch macht keinen Unterschied, eine eskapistische Funktion. Vor dem Hintergrund des von Kästner umrissenen pathologischen Psychogramms der Gesellschaft wird plausibel, daß diejenigen Theater, die fast ausnahmslos Stücke und Stoffe aus dem Ausland oder aus dem 19. Jahrhundert inszenierten, niemanden mehr erreichen konnten. Jener Antagonismus manifestierte sich zudem im vorherrschenden Arrangement des tradierten »Hoftheaters«. Vermutlich gegen konservative Beharrungskräfte gab Kästner, den Aufklärer mimend, zu bedenken: »Die Bühnenform ist eine historisch bedingte Zeiterscheinung. Und es ist von vornherein nicht abzusehen, warum gerade der Typus des Hoftheaters unsterblich sein sollte; vielmehr liegt es nahe, anzunehmen, daß auch er eines Tages von einer anderen Form, vom Theater unserer Zukunft abgelöst werden wird.«⁴¹

Als einer der wenigen, die sich standhaft weigerten, in den »Gleichschritt« der Theaterauguren einzustimmen, würdigte Kästner den jungen Regisseur Erwin Piscator. Auch wenn sich Kästner immer wieder mit Größen des Fachs wie Bertolt Brecht, Karl Kraus oder Fritz Kortner befaßte: Die eingehendste Auseinandersetzung ist Piscator vorbehalten. Mit seinem dokumentarischen Theater⁴² brach Piscator rigoros mit den Konventionen des überkommenen Hoftheaters, das in den Augen Kästners noch »eine Folge des absolutistischen Europas« darstellte. Das sich revolutionstragend wührende Theater wußte mit ungeahnten und ungehörigen Neuerungen zu provozieren. »Die Piscators Bühnenform zugrunde liegende Idee ist ganz einfach die: die im Hoftheater errichtete Scheidewand zwischen Publikum und Bühne radikal zu durchbrechen. Auf dieser Idee beruhen sämtliche Eigenarten des Plans.« Beeindruckt zeigte sich Kästner vom Resultat der Inszenierungen im dokumentarischen Regiestil Piscators, der gekonnt Film, Wortdrama, Darsteller, Bild, Dreh- und Versenkbühnen, Projektion von Texten, Zahlen, Landkarten und geschichtlichen Abläufen, moderne Komposition und Bühnenarchitektur in eins zu setzen vermochte. Mitunter gelang es Piscator, den Direktor des Dessauer Bauhauses, Walter Gropius, für eine Mitgestaltung seines Theaters zu gewinnen. Anlässlich der Piscator-Aufführung von Ernst Tollers Zeitstück »Hoppla – wir leben« (1927) gab Kästner die Devise aus: »Der Leser muß jeden bisher gebräuchlichen Begriff, was Theater sei, ausmerzen, wenn er begreifen will, was hier an theatralisch Neuem geschaffen wurde. Mit dieser Aufführung beginnt – wenn

nicht alles trägt – eine neue Epoche der deutschen Theatergeschichte.« Das Unterfangen, ein »zeitgemäße[s] Gesamtkunstwerk« zu schaffen, richtete sich nicht nach Kriterien »wohlbekömmlicher Ästhetik«, vielmehr nach solchen, die danach trachten – durch Marxens Philosophie der Veränderung inspiriert –, qua Kunst das Leben zu beeinflussen. »Und die Gesamtwirkung greift hart an die Grenzen des Erträglichen.« Die Produzenten agierten vor allem psychologisch, »um ins Gefühl der Menschen einzudringen und dort ihre Not zu verkünden.« Sie mahnen: »Vergeßt den Krieg nicht!« Das Kästnersche Interimsdiktum fiel entsprechend begeisternd aus: »Piscators Name hat geschichtliche Bedeutung erlangt.«⁴³

Analog zum Film verwehrte sich Kästner erklärtermaßen auch im Falle des Theaters streng gegen jedwede politisch-ideologische Instrumentalisierung von Kunst. Jene Haltung, die schließlich in einer apolitischen Konzeption von Kunst gründen mag, läßt sich exemplarisch anhand von Kästners Gesinnungswandel gegenüber Piscators dokumentarischem Theater nachvollziehen. Die »Rasputin«-Aufführung (1927) vor Augen äußerte er: »Das deutsche Theater braucht seine [Piscators; C.F.] Regie, doch das deutsche Volk braucht den Kommunismus nicht. Es gibt andere, menschlichere Arten des politischen Radikalismus als jene, die in Parteijacken gezwängt wurden. Piscators Parteipolitik ist des Regisseurs Piscator größter Feind.« Nach Kästnerschem Urteil erweist sich die szenische Inszenierung dennoch als sehr gelungen und die weitere Anstrengung des Berliner Regisseurs müsse darin bestehen, das Theater weiter zu technisieren und das Publikum theatralisch zu provozieren. Nach der Aufführung von Upton Sinclairs »Singende Galgenvögel« (1928) räumte der Kritiker Kästner dem Regisseur Piscator noch »Bewährungsfrist« ein. Aber kein halbes Jahr darauf attestierte Kästner Piscator sogar Versagen auf prestigeträchtigem Parkett: »Die Versuche, »junge« Bühnen zu gründen, sind reichlich diskreditiert. Piscators aktuelles, radikales Theater ist gescheitert.«⁴⁴

Im Laufe seines theaterkritischen Engagements bildete Kästner ein sicheres Gespür für »zeitgemäße« Genres und Sujets aus. Mitunter vergriff er sich dabei auch im Tonfall, etwa wenn er entrüstet ein Lustspiel als »hingewichste Schluderarbeit« brandmarkte. Aber er wußte auch Kollegenschelte zu betreiben: »Und es ist erstaunlich, wie directionslos die zweite Besetzung kritisiert.«

Da Kästners Theaterkritik hier nur unzulänglich dokumentiert werden kann, mögen abschließend noch einige beispielhafte Hinweise genügen: Als Carl Zuckmayer ein »volkstümli-

ches Unterhaltungsstück« vorlegte, kommentierte Kästner: »Auch so etwas wird gebraucht, wenn es gut ist.« »[F]raglos auffällig« war für Kästner, daß es kaum Aufführungen von jungen Dramatikern in Berlin gab. Als Konzession an den Zeitgeist apostrophierte er die ubiquitäre Revue-Form als »lößliche Mode«, die wenigstens eine Aktualisierung des Theaters evozierte. Immerhin zollte Kästner sogar Brecht, den er ansonsten mit dem Pejorativum eines »literarischen Kolonialwarenhändler[s]« bedenkt, Beifall aus Anlaß der »Dreigroschenoper«: Diese »ist in jeder Beziehung das Bemerkenswerteste, was man zum Saisonbeginn in Berlin sehen kann«. Und das deutsche Lustspiel war für Kästner ohnehin schon immer eine der »traurigsten Angelegenheiten unter dem Mond«. ⁴⁵

Das publizistische und journalistische Auskästners kam schnell: Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 geriet Kästner ins Fadenkreuz der systematischen Intellektuellenhatz. Am 10. Mai 1933 erlebte Kästner die organisierte Verbrennung seiner eigenen Bücher durch den tobenden braunen Mob auf der Straße. Trotz der gefährlichen Situation – Schreibverbote (für Deutschland), Verhaftungen, Verhöre – emigrierte Kästner nicht, sondern versuchte sich mit Kinderbüchern und harmloser Unterhaltungsliteratur wie ›Drei Männer im Schnee‹ (1934), ›Die verschwundene Miniatur‹ (1935) und ›Georg und die Zwischenfälle‹ (1938), die wie alle seine Werke nur im Ausland erscheinen durften, durchzuschlagen. Das tragische Schicksal vieler Menschen im Dritten Reich, darunter auch systemoppositionelle Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler, erinnert daran, daß Kästners Überleben des Nazi-Terrors von 1933 bis 1945 an Glück, Vorsehung oder Ähnliches grenzt; denn sehr leicht hätte die nationalsozialistische Tötungsmaschinerie in persona auch ihn treffen können.

Resümee

Dem Versuch, Kästners medienkritische Prädispositionen zu einer medientheoretischen Programmatik hochzustilisieren oder gar zu extrapolieren, sollte man nicht erliegen. Für eine abschließende Würdigung seiner Medienkritik sind die Prämissen ohnehin noch nicht in zureichender Weise elaboriert und reflektiert. So gewendet kann die hier vorgenommene deskriptive Sondierung der Kästnerschen Zeitungsfeuilletons zur Zeit der Weimarer Republik nicht mehr als einige erste Hinweise geben für eine noch zu initiiierende historisch-systematische Analyse seiner literarischen und politischen Publizistik – auch unter medienwissenschaftlichen Aspekten.

Zusammenfassend lassen sich zu Kästners Autorenstatus, seinem medialen Engagement sowie seinen thematischen Positionen folgende Thesen fixieren:

– Von 1923 bis 1933 agierte Kästner in einer heterogenen intermedialen Konstellation aus Zeitung, Zeitschrift, Buch, Bühne, Hörfunk und Film, wobei er zeitgleich als Journalist und als Publizist tätig war.

– Kästner verstand sich hauptsächlich als »Gebrauchs«literat, woraus auch der Selbstanspruch, eine verständliche, sachbezogene und dem Alltag entlehnte Sprache zu verwenden, resultiert.

– Den Zeitungsfeuilletons Kästners ist ein humanistischer pädagogisch-moralischer Grundtenor eigen, der vor allem auf Themenfeldern wie Pazifismus, Antimilitarismus und Kapitalismuskritik zum Tragen kommt.

– Beeinflußt durch Überzeugungen der neuen Sachlichkeit bemühte sich Kästner, ein »objektives« Wirklichkeitsbild mit den dominierenden sozialen und ökonomischen Bedingungen zu beschreiben.

– Angeregt von Ideen der neuen Sachlichkeit spürte er in den verschiedensten Kunst- und Medienformen nach angemessenen Manifestationen des Zusammenwirkens der zeitgenössischen Technik, Ästhetik, Kultur und Modernität.

Zu Kästners Medienkritik zur Zeit der Weimarer Republik ist zu resümieren:

– In einer zunehmend industrialisierten und technisierten Lebens- und Arbeitswelt fungieren nach Kästners Analyse am wirksamsten Kunst und Religion als Ausgleich für die »inneren« Bedürfnisse des Menschen.

– Die im kapitalistischen Produktionsprozeß implementierte Maxime zur Steigerung der Quantität von Kunst- und Kulturgütern ist, laut Kästner, der stärkste Widersacher ihrer Qualität und somit der gesamten Kunst- und Kulturindustrie.

– Unterhaltungsorientierte Medienangebote erfüllen für ihn zuallererst eine eskapistische Funktion für eine demoralisierte und resignierte Bevölkerung angesichts der ausweglosen politischen, sozialen und ökonomischen Lebens- und Zeitemstände in der Weimarer Republik.

– Nach Kästner sind mediale und ästhetische Formationen, Konstellationen sowie Strukturen historisch und kulturell bedingte Zeiterscheinungen und damit letztlich einem permanenten Wandel unterworfen.

– Kunst darf sich, wie er erklärte, durch keinerlei radikale politisch-ideologische Positionen und Programme – egal welcher Provenienz und Couleur – instrumentalisieren lassen; Kunst ist prinzipiell unabhängig.

Nach dem Vorstehenden ist die Frage, ob oder wie weit die Maßstäbe, die an Kästner kanonisiertes literarisches und fiktionales Oeuvre angelegt wurden, eine adäquate Evaluationsmatrix für seine literarische Publizistik darstellen, in wichtigen Punkten zu negieren; nichtsdestotrotz mag es einige signifikante Parallelen geben. In der historischen Rekonstruktion zeichnet sich, versucht man es zu pointieren, ein zentrales Leitmotiv der Kästnerschen Medienkritik ab, nämlich die akribische Suche nach einem adäquaten Ausdruck seiner Zeit in der Kunst im heterogenen Bedingungsgefüge aus Technik, Ästhetik, Kultur und Modernität. Gerade unter dieser Perspektive dürfte sich eine neuerliche Lektüre von Kästners literarisch Publizistik als aufschlußreich erweisen.

Anmerkungen

- 1 Erich Kästner: Die Welt ist rund. In: Erich Kästner: Werke. Bd. I: Zeitgenossen, haufenweise: Gedichte. Hrsg. von Harald Hartung. München/Wien 1998, S. 17f., hier S. 17.
- 2 Vgl. Siegfried J. Schmidt: Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung. Braunschweig/Wiesbaden 1996, S. 79-94.
- 3 Franz Josef Görtz/Hans Sarkowicz: Nachwort. In: Erich Kästner: Werke. Bd. VI: Splitter und Balken: Publizistik. Hrsg. von Hans Sarkowicz/Franz Josef Görtz. München/Wien 1998, S. 671-721, hier S. 671.
- 4 Als eine der wenigen Ausnahmen davon nimmt sich aus Johan Zonneveld: Erich Kästner als Rezensent 1923-1933. Frankfurt am Main u.a. 1991.
- 5 Vgl. im Überblick Helga Bennmann: Humor auf Taille. Erich Kästner, Leben und Werk. Frankfurt am Main 1985; Luiselotte Enderle: Erich Kästner mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1987; Franz Josef Görtz/Hans Sarkowicz: Erich Kästner. Eine Biographie. München/Zürich ³1999; Klaus Kordon: Die Zeit ist kaputt. Die Lebensgeschichte des Erich Kästner. Weinheim/Basel ²1997 sowie Erich Kästner: Als ich ein kleiner Junge war. In: Erich Kästner: Werke. Bd. VII: Parole Emil. Romane für Kinder I. Hrsg. von Franz Josef Görtz. München/Wien 1998 S. 7-152.
- 6 Vgl. Görtz/Sarkowicz: Erich Kästner (wie Anm. 5), S. 14.
- 7 Die eigentümlichsten Ausweise dafür sind die sogenannten »Muttchenbriefe« Kästners. Vgl. Erich Kästner: Mein liebes, gutes Muttchen, Du! Dein aller Junge. Briefe und Postkarten aus 30 Jahren. Hamburg 1981.
- 8 Kästner: Als ich ein kleiner Junge war (wie Anm. 5), S. 58.
- 9 Erich Kästner: Jahrgang 1899. In: Kästner: Werke. Bd. I (wie Anm. 1), S. 9f., hier S. 9.
- 10 Erich Kästner: Sergeant Waurich. In: Kästner: Werke. Bd. I (wie Anm. 1), S. 65f., hier S. 66.
- 11 Vgl. Kurt Koszyk: Zeitungskunde in der Weimarer Republik. In: Hermann Fünfgeld/Claudia Mast (Hrsg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Gerhard Maletzke zum 75. Geburtstag. Opladen 1997, S. 29-49.
- 12 Vgl. Görtz/Sarkowicz: Erich Kästner (wie Anm. 5), S. 46.
- 13 Vgl. Erich Kästner: Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Die Er widerungen auf seine Schrift »De la Littérature Allemande«. Stuttgart u.a. 1972.
- 14 Vgl. Erich Kästner: Nachtgesang des Kammervirtuosen. In: Kästner: Werke. Bd. I (wie Anm. 1), S. 33.
- 15 Enderle: Erich Kästner (wie Anm. 5), S. 53f.
- 16 Vgl. Jürgen Reulecke: Die Zeit der Weltkriege (1914-1945). In: Ulf Dirlmeier u.a.: Kleine Deutsche Geschichte. Stuttgart 1995, S. 323-382.
- 17 Vgl. Winfred Kaminski: Weimarer Republik. In: Reiner Wild (Hrsg.): Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Stuttgart 1990, S. 251-265.
- 18 Vgl. Helmut Lethen: Neue Sachlichkeit 1924-1932. Studien zur Literatur des »weißen Sozialismus«. Stuttgart ²1975.
- 19 Walter Benjamin: Linke Melancholie. In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Bd. III: Kritiken und Rezensionen. Hrsg. von Hela Tiedemann-Bartels. Frankfurt am Main 1980, S. 279-283, hier S. 280. Die Darstellung folgt hier einem Hinweis von Werner Fuld: Walter Benjamin. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg 1990, S. 55.
- 20 Benjamin: Linke Melancholie (wie Anm. 19), S. 281.
- 21 Vgl. Hans Wagner: Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren. Einführung in das Fach und das Studium. München 1997, S. 223-246.
- 22 Vgl. u.a. Christian Filk: Die nicht mehr »aristotelische« Medienkunst. Anmerkungen zu Bertolt Brechts Rundfunktheorie und -praxis (1927 bis 1932). In: RuG Jg. 24 (1998), H. 4, S. 233-246.
- 23 Vgl. Enderle: Erich Kästner (wie Anm. 5), S. 80.
- 24 Vgl. Erich Kästner: Gemischte Gefühle. Literarische Publizistik 1923-1933 [in zwei Bänden]. Hrsg. von Alfred Klein. Zürich 1989.
- 25 Ebd., Bd. 1, S. 31f., 34, 36.
- 26 Ebd., Bd. 1, S. 211, 228, 218, 252, 267.

-
- 27 Ebd., Bd. 2, S. 316.
- 28 Vgl. Siegfried J. Schmidt: Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1989.
- 29 Erich Kästner: Berliner Theaterbrief. In: Kästner: Gemischte Gefühle (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 158-162, hier S. 158.
- 30 Ebd., Bd. 1, S. 105, 111, 176.
- 31 Ebd., Bd. 1, S. 88, 87, 53, 74, 73, 76.
- 32 Ebd., Bd. 1, S. 349, 319, 350.
- 33 Vgl. etwa Sergej M. Eisenstein: Montage der Attraktionen. Zur Inszenierung von A.N. Ostrovskijs »Eine Dummheit macht auch der Gescheiteste« im Moskauer Proletkult [1923]. In: Franz-Josef Albersmeier (Hrsg.): Texte zur Theorie des Films. Stuttgart 1990, S. 46-57 sowie Wsewolod I. Pudowkin: Über die Montage [Anfang der 40er Jahre]. In: ebd., S. 77-99.
- 34 Kästner: Gemischte Gefühle (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 341.
- 35 Ebd., Bd. 1, S. 321, 391, 390.
- 36 Vgl. im Überblick Wolfgang Gersch/Werner Hecht (Hrsg.): Bertolt Brecht. Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt: Protokoll des Film und Materialien. Frankfurt am Main ⁴1981.
- 37 Kästner: Gemischte Gefühle (wie Anm. 24), Bd. 1, S. 410, 411.
- 38 Ebd., Bd. 1, S. 315, 355, 325.
- 39 Vgl. stellvertretend für viele Lothar Schöne: Neuigkeiten vom Mittelpunkt der Welt. Der Kampf ums Theater in der Weimarer Republik. Darmstadt 1995.
- 40 Kästner: Gemischte Gefühle (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 15, 164, 239, 271.
- 41 Ebd., S. 248, 37.
- 42 Vgl. auch Brian Barton: Das Dokumentartheater. Stuttgart 1987, S. 39-47.
- 43 Kästner: Gemischte Gefühle (wie Anm. 24), Bd. 2, S. 37, 40, 10, 12, 14.
- 44 Ebd., S. 35, 73, 116.
- 45 Ebd., S. 105, 107, 24, 69, 91, 120, 208, 210.

The death of Diana and the meaning of media events*

Happening/event

For a week at the end of August 1997 the British people – and many others throughout the world – were in the grip of what was, perhaps, the biggest news event of modern times, the death of Diana, Princess of Wales. Many at the time were surprised by their reactions to this event. It seemed to matter more than they knew how or why. And for those who felt unconnected with what was happening there was the sense of, somehow, being out of touch. Either way, it was an involuntary thing. It was not that people chose to be involved, or not. There was no choice. They were in the grip of an event which took hold of them and held them until, in the end, it let go and released them from its grip. That the event did this – that it took hold of a whole nation, and many throughout the world – indicates both its power and its strangeness. For a week there was no escape from it as people everywhere were caught up in the implications and consequences of the death of the princess. At the time and in retrospect many felt – and continue to feel – perplexed by the strange power of the death of Diana. What did it – does it – mean?

To begin with I want to make a distinction between two kinds of event: those that happen to us and those that we make to happen. The former I will call happenings; the latter, events. Happenings are of two kinds: natural and human. In either case, an important class of happenings are disasters and their potentially disastrous consequences. Natural disasters include great storms, volcanic eruptions, earthquakes, hurricanes, drought and flood. Often these things come upon us suddenly, unexpectedly, overwhelmingly. We see, in the remains of Pompeii, an ancient city forever caught in such a moment. Today, modern science tries to anticipate earthquakes and eruptions of the earth on behalf of, say, those living on the San Andreas fault line for whom the possibility of an earthquake is a permanent background possibility in daily life. Happenings then, have the character of coming upon us. They are unexpected. Or, to put it slightly differently, they are not meant or intended. Our efforts to anticipate such happenings – and thereby, if not to control them at least to escape their worst consequences – is the mark of our efforts to »expect the unexpected«.

Human disasters are similar in many ways. They include all »accidental« happenings that

are not meant or intended and which, to the contrary, are to be avoided at all costs. The going down of a ship at sea, a plane, train or car crash (...) these are human disasters with intrinsically newsworthy qualities. They are news because human lives matter; because the loss of life is a fateful thing for the living. In the case of human disasters or accidents, questions arise: »Why did it happen? What went wrong?«. The politics of blaming is intrinsic to human disasters. It is not just that they were not meant. Very often, it is felt, they should not have happened. They should not have happened because human beings make such things as cars, ships and planes in the anticipation that they might go wrong and therefore try to prevent such an eventuality by reducing – as far as possible – »human error« and »system failure«. So when something does go wrong it is often against the grain of expectations. The ship was meant to be safe, so why did it – The Titanic, The Herald of Free Enterprise – go down? The plane was meant to be safe, so why did it explode in mid-air? Was it engine failure, or a terrorist bomb? Such questions are part of the necessary politics of blaming which is based upon the premise that since the disaster was not meant to happen – because great human thought and effort had been invested in forestalling that very possibility – the fact that it happened must be, in some way, a morally accountable matter. Blaming is partly fault-finding and partly the allocation of moral responsibility. Who can we blame for an earthquake or a hurricane? The weather? The gods? But human disasters with their human consequences are morally accountable matters because it may turn out that human beings were themselves responsible for what went wrong.

Events that are meant to happen have an entirely different character from those that are not. To say something is meant to happen means, in effect, that it is made to happen. It is anticipated and planned for. It requires forethought and preparation. Intended events have a forestructure that is realised in the event as it unfolds, as it takes place as it is meant to take place. Of course between intention and realization there is many a slip. Things do not always go according to plan. But any event that is meant and intended is invested with a set of expectations (however great or small) that must be met, whether it is a child's birthday party, a soccer match or a great ceremonial occasion. Any such event will

be judged in terms of how far it succeeded or failed to realize the expectations invested in it.

The difference, then, between happening and event is that the former is not meant or intended whereas the latter is. As such the former is strictly meaningless whereas the latter is strictly meaningful. In the case of happenings, we strive to make sense of them retrospectively. The politics of blaming is the essential focus of that process. But events are invested with significance even before they happen. Thus happenings have a retrospectively meaningful or significant character, while events have a prospective significance. In respect of happenings, we look back on them and wonder how or why they happened. In respect of events we look forward to them and wonder how they will turn out. Will they measure up to, or even surpass, our expectations? The meaning of the meaningless happening – it was not meant or intended – must be (can only be) found after it has happened. The meaning of the meant and intended event must be made meaningful in the moment of its realization, the moment in which it comes to life.

The death of Diana encompassed both happening and event. It began as a happening: a car crash, an accidental death, a meaningless tragedy. It ended as a great and solemn event: her funeral service and burial. Between these two moments – happening and event – which mark the boundaries (the beginning and the end of the phenomenon) – there was a complex unfolding process, a process of resolution, a process of transforming a meaningless happening into a meaningful event. This process was absolutely and unavoidably necessary in order to release all concerned from the grip of the happening-event. Until this process was worked out there was no escape from the power of something that held us in its grip. The working out of the transition from happening to event brought it to an end and thereby freed us from it. Only when the happening was transformed into an event did it achieve what it cried out for – the articulation of its significance. When this was accomplished, all those concerned were released back into their ordinary daily lives and concerns. The dominant power of the event was at last relaxed. It no longer held all those concerned in its urgent, unrelenting, grip. Thus, the core dynamic of the event-as-a-whole (its movement from beginning to end) was the effort to articulate its significance and thereby realize its meaning. When, and only when, this was accomplished did the event come to an end and thereby set us free. In the extraordinarily complex sequence of things that took place between the crash and the funeral, this striving for significance and release was worked out.

Retrospectively it appears that the events surrounding the death of Diana fell into three distinct parts. If it is, as I will later suggest, intrinsic to events that they are storyable (narratable, tellable) things, then this event had the classic structure that makes something storyable: a beginning, middle and end. The beginning was the crash itself and the death of the Princess. The middle was the double process of letting go of the crash and its meaning and in so doing turning towards the end, namely the funeral and burial of Diana. The end was the funeral service itself and the journey of the hearse to Althorpe, the final resting place of Diana in a private grave on an island in the grounds of her childhood home. To begin to understand the event as a whole we must see how it journeyed, and with what difficulties, from the initial, gripping happening to the final, releasing event.

The crash

When something truly extraordinary happens, people remember two things about their initial response: where they were when they heard the news and their disbelief on hearing it. The death of Kennedy – the first great public tragedy of the television age – was remembered in this way, and likewise the death of the Princess of Wales. Doubtless everyone remembers how, from whom and where they heard the unbelievable news. »I don't believe it«. This means two things: »I don't want to believe it. I do believe it«.

The expression of disbelief marks the moment of acceptance of a truth that is hard to accept. From this moment onwards there begins the process of accepting the unacceptable. How one feels about something or someone – especially how one responds to loss or death – is not always immediately transparent. It may be that, when confronting the death of a close relative or family member, one is surprised to discover that one does not experience an immediate sense of deep sorrow or loss. Contrariwise, in the case of the death of Diana, what came as a surprise to countless millions was the discovery that she seemed to mean a great deal to them. They experienced a sense of shock, loss and grief for someone who, to all intents and appearances, had nothing to do with them or their lives. How could it be that they apparently cared more for a seemingly distant unknown public figure than for those that were closest to them? This paradox had to be worked out, individually and collectively.

In many societies mourning is a collective public process and grief is adequately and appropriately expressed in ritual, public ways. We

in the West, however, have privatized property, religion and experience so that »emotions« such as grief or sorrow are regarded as essentially private subjective matters. But subjective feelings have no meaning beyond their purely subjective significance. So that an essential difficulty, from the moment of the crash, would be the negotiation between private and public responses to what had happened. Only in the public domain could what had happened be transformed from meaningless happening and private grief into a common shared and significant meaningful event. The key agencies that negotiated between private and public, that gathered the event into its articulate significance were the press and broadcasting but especially, in this case, television.

At the time and in retrospect some felt that the BBC's response to the news of the crash and death of Diana was excessive. Normal television and radio services were suspended and replaced by a rolling, continual news and discussion service that lasted throughout the week. For those who felt disconnected from the event this interruption of »normal service« was part of the rude disruption of their routine daily life. Was it excessive, an instance of »media overkill«? The answer very much depends on how you stood in relation to the whole affair. That the BBC responded in this way and sustained a saturation coverage of the event throughout its duration tells us something about its institutional character. That Channel 4 was the first to revert to its normal schedule tells us something about Channel 4. But we must ask why such media »overkill« seemed necessary and appropriate to the nature of the emerging event.

On the Sunday morning and through that day, as people turned on to watch and find out what had happened and whether there was any news since then (the crash, the death) it seemed as if television was long on talk and short on information. There was a great hunger for news and that was a commodity in short supply in the first hours and through the day of the »breaking« story. From the start there was a double process: a compulsion to talk about what had happened, and a longing for information that might clarify what had happened – what had really happened. The compulsion to talk – there from the start and still with us now, months after the event – can doubtless be explained via some behavioural mechanism, via an appeal to some compulsive inner psychological »need«. But such an »explanation« entirely fails to see that the compulsion to speak had its origin not in individual subjectivities but in the compelling power of the event itself. It demanded that we speak of it. It urged us to articulate its signifi-

cance. All the countless million words spoken, all the acres and acres of newsprint testify to the core necessity of utterance in order to begin to find out what the thing meant. The transformation of happening into event was the effort of discovering the meaning of the thing. This journey of discovery had to – could only – begin in the effort of articulation. In and through this effort – a collective, interactive process whose key participants we must seek to identify – the meaning of the event appeared. It emerged into significance. When, and only when, it appeared – through the collective human efforts of all concerned – as an achieved and accomplished event, did it stand revealed at last – in the common light of day – as the thing that it aspired to be, as the thing that it truly was meant and intended to be. But to begin with no-one knew what that thing was. Nor could they unless they talked of it, over and over and over again. In this endlessly reiterative, gathering discourse in going back over what had happened and in looking forward to what was to come, in this colossal discursive effort at understanding, the lineaments of the event and its significance would begin to emerge into the common light of day.

Thus, at first, after the initial shock of the fact of the crash and death of the Princess, the immediate question that arose was, how did it happen? What caused the car crash? First accounts suggested that the car was trying to escape from the harassment of paparazzi on high-speed motorbikes in pursuit of a shot of Diana and Dodi. This story provided the basic material for the first cycle in the politics of blaming. The most immediate recipients of public blame were the photographers themselves, and lurid stories of their behaviour before and after the crash were quickly circulated. Questions soon arose about whether photographs of the crash – of the dying Princess, of the dead Dodi – would be published in newspapers in Britain and around the world. As attention shifted to this question, the focus moved away from the photographers themselves to the agencies for whom they worked and thence to those who purchased from them – the tabloid press. Thus, if at first blame was laid at the door of those apparently most immediately responsible – the photographers – it soon shifted to those seen as ultimately responsible, the proprietors and editors of tabloid newspapers all of whom maintained a low profile throughout the week. The ›Sun‹ ran an editorial the day after the crash protesting that the papers were not to blame for the death of the Princess.

However the blame changed direction two days later when it was revealed from Paris, after an autopsy, that the driver of the Mercedes in

which Dodi and Diana were travelling, had a very high level of alcohol in his blood. It seemed that the reason for the crash lay less with the paparazzi (doubts now arose as to whether they were actually in close pursuit at the time of the crash) and more with the fact that the driver was very drunk. Blame now shifted away from the press and towards Mohammed al Fayed, father of Dodi, and owner of The Ritz, whose staff were blamed for allowing a drunk to drive the car in which Dodi and Diana left the hotel.

All this had a retrospective character. It was »after the event«, an attempt to get at what had really happened, to move beyond the mere facticity that it had happened. Intermingled with such concerns, from the start, were immediate responses to the death of the Princess and attempts to assess its significance. The Prime Minister, speaking before going into church on the Sunday morning appeared shocked and distraught. He seemed to speak with difficulty and with sincerity about the news of the death of the Princess. When he spoke of her as »The people's Princess« this became the soundbite of the hour, the catch-phrase of the week. It would be a good week for Tony Blair and the new New Labour government, and a bad week for the Conservatives (who maintained a low profile throughout) and William Hague, their new leader, whose initial response to the news was widely and unfavourably compared with that of Tony Blair. Meantime, and also from the start – there in the television studios, in editorials and feature articles, in countless conversations up and down the land – the crucial question emerged as to the prospective impact and effect of the death of the Princess. And here attention focused, inevitably, on the royal family: especially on the Queen, Prince Charles and Diana's two sons, William and Harry.

There is no need to sketch in the background here. It is known and familiar to every reader. But the key point is that all that background history – from the very beginning of the relationship between Charles and Diana, right the way through from wedding, children, divorce and its acrimonious aftermath – all this became immediately relevant to the interpretation of the consequences of Diana's death. It is a truth, universally acknowledged, that the British royal family has become an engrossing soap opera for most of the British people and for millions around the world who follow royal goings-on on tv and in newspapers and magazines. The pleasures of soaps, as every addict knows, are cumulative. The more you know about the past biographies of the dramatis personae the more expert you become in assessing the implications and consequences for them of their current situation and

circumstances. The more you know about the characters the more interesting it becomes to talk about them with others, equally knowledgeable, about what's happening and what might happen. Everyone in Britain was an expert when it came to evaluating and interpreting not only what Diana's death might mean for those most affected by it, but also the finest nuances of what they did and did not do in response to it.

Thus it was noted that the morning following the crash it appeared to be business as usual at Balmoral, where the royal family was taking its annual summer holiday. Both the young princes attended Sunday morning service at the local church and – most significantly – no mention was made, no prayers were offered for the Princess during the service. This gave rise to intense speculation and comment. It was seen as indicative of the Queen's well-known dislike of Diana, and of her determination to maintain royal protocol. Diana, it was recalled, had been stripped of royal status when the divorce was formally ratified. The Queen was underlining that fact now, it seemed, by ignoring Diana's death in the morning service on the following day.

The grieving

Diana's death was brought home to the British public, literally, when her body was flown back from Paris to London accompanied by the Prince of Wales and her two older sisters. Now, as her body lay in private in Kensington Palace, her former home, the complex business of grieving for her death began. There were two interwoven aspects to this process, the public and the private. On the one hand there was, for millions, the process of coming to terms with their own personal feelings about the Princess and what she meant to them. On the other hand there was an emerging concern as to how her death should be commemorated publicly. A gathering concern developed, in this respect about the precise character of her funeral service.

Joy and sorrow are things that, in the first instance, possess us. It is never that we choose these things, as if one could decide to be them: »Today I think I'll be happy, tomorrow I'll be sad«. Grief and joy overtake us, so that we find that we are these things: »Surprised by joy«... as the poet says. Or grief. Both can be overwhelming experiences, but the difference between them is – perhaps – that we might seek to prolong joy, but to escape from grief. At all events, grieving demands to be expressed. It cannot be contained. It must be released. So that finding ways to express their sorrow was for

millions an urgent imperative. The forms their expression took became part of the gathering power of the event as it moved towards its resolution. Messages and flowers – small tokens of remembrance – expressed the sorrow of countless ordinary people. Throughout the land books of remembrance were opened in city halls and civic centres, and flowers were laid at monuments and shrines. But the focal site of this extraordinary upwelling of sorrowful commemoration was Kensington Palace, where the body of the Princess lay.

That people were drawn to the palace in their thousands, day after day, was ample testimony to the gathering power of the event which both gathered (drew) people to itself and, in so doing, gathered in intensity. So, again, it is not that people thought about it and chose to go to the palace. They were drawn there involuntarily by the invisible, palpable, magnetic power of the event, a power which gathered and increased as the week went on. Thus, the queues to sign in the books of remembrance at the Palace (one at first, thirteen by the end of the week) grew longer as the days passed and more and more people lined up and waited patiently hour by hour. The build up of flowers at the gates of the palace and in Kensington Gardens was one of the most memorable sights disclosed by television as each day passed. In the end there was a sea of flowers each with a small written token of remembrance, affection or love. It was later estimated, when the time came to clear them away, that maybe ten thousand tons of flowers were left near the palace. On the eve of the funeral service Kensington Palace Gardens were thronged with people. As dusk fell, all over the gardens, round every tree, small shrines were made, candles lit, flowers laid, and people sat or stood in little groups, silently or quietly talking of what and who had drawn them there.

Meanwhile a very public debate began about how Diana should be publicly remembered in her funeral service. It was this focal issue – at the very heart of the transition from happening to event – that gathered in all the key participants in the unfolding drama: The royal family, the Spencer family, the government, the media, the people. At first it seemed that the funeral might be a purely private affair. That, apparently, was the wish of the Spencer family, and particularly Earl Spencer whose hostility to the media was well known. But the Prime Minister let it be known, discreetly but firmly, that the funeral must be public. The people had a right to say farewell to the people's princess. A right of access to the funeral service was asserted by the government on behalf of the British public. The question then arose as to the form of the funeral

service and here attention focused again on the Queen since it now appeared ultimately to be her decision.

The response of the Queen to the death of Diana had been a matter of intense scrutiny from the start. But as the days passed it was not so much her response as her lack of response that was increasingly remarked on. There was firstly that she continued to remain with the family in Balmoral rather than returning to London, the focus and centre of the event for there the body of the Princess lay. The first royal schedule to be released indicated that the Queen and her immediate family would return only on the eve or on the morning of the funeral. Did this mean then that the Queen would not visit Kensington Palace to pay her last respects to Diana? It became a talking point that the Queen's ensign remained flying over Buckingham Palace in her absence. Why was it not at half-mast like flags all over the country? Was this not another slight to the dead princess? It was explained that no insult was intended. The royal ensign must always fly over Buckingham Palace as the visible emblem of the historic continuity of the monarchy. But public opinion – as evidenced in many a television vox pop and op. ed. piece in the papers – would have none of this, and the palace bowed to public opinion and the flag was lowered.

But the key issue that emerged from these things was the silence of the Queen. It was not merely that she appeared to remain withdrawn and distant from the event up there in the Highlands of Scotland, but she had not spoken. Why did she not speak? Surely she must? The Queen's absence and silence rapidly became an urgent issue. By Wednesday the media were full of it. The tabloids begged her to return to London and speak to the people. »Speak to us Ma'am« cried a banner headline in the »Daily Mirror«. There were hints of hidden fierce disagreements between Prince Charles and the Queen over the handling of the unfolding drama. Hints too of the behind-the-scenes role played by the Government in persuading the palace to abandon playing it by the book, according to protocol, and respond flexibly and imaginatively to the unique nature of the occasion. Thus, the Queen was persuaded that she should speak to the nation, and she did so with restraint and dignity. But it was widely noticed that while she spoke of Diana with respect and admiration, she did not speak of her with affection or love.

The funeral

As the week wore on, attention turned more and more to the funeral service. This, after all would gather in all that preceded it and bring matters to a climax and resolution. If the event should succeed – if it could be the adequate focus and repository of people's hopes and expectations; if it could be a fitting expression of what was widely if not universally felt – then indeed the funeral service might be the consummation of the event, its final climactic resolution. And if it were all this, then all concerned would at last, and in the end be freed, because the event had at last found how it should end. Much was at stake in respect of the funeral and how it should be.

It appeared that within the rules of royal protocol there were three grades of Royal Funeral: a Grade 1 funeral for a dead monarch, a Grade 2 funeral for immediate royal kin and a Grade 3 funeral for the rest. It seemed that Diana would get a Grade 3 standard funeral. But this would not do at all. Public opinion demanded a unique service to commemorate the unique personality of the dead Princess who increasingly appeared as a potent indictment of the apparent rigidity and indifference of standard royal protocol. Now the accounts of her experiences at the hands of the House of Windsor, as described in Andrew Morton's book, were recalled. Her famous ›Panorama‹ interview was remembered. A complex construction of Diana appeared that was, to a considerable extent defined against the perceived characteristics of the royal family and the Queen in particular. The Queen, and the older generation of the royal family, had very largely escaped criticism in the last ten years or so. It was the antics of the younger generation of Windsors – above all, the very public divorces of three of the Queen's four children – that attracted all the publicity and provoked most public criticism. But now, in death, Diana appeared a victim of a dull, stifling and unfeeling royal regime for which the Queen seemed personally responsible. It was she who turned out to be a stickler for protocol.

Diana's personality seemed now to shine out more brightly against the perceived boringness and stuffiness of most members of the royal family. She, unlike them, was one of »us«. She had brilliantly laid claim to this position in her ›Panorama‹ interview in late 1995, an astonishing performance that merits a thesis in itself. Here it will suffice to note that, as she presented the narrative of her life, she contrived as she did so to speak for women everywhere of the problems of men and marriage, of the in-laws, of bringing up children and family life. Her eating disorders, her feelings of rejection, her self-mutilation, her lack of self-belief, her marital difficulties, her love affairs (...) all this spoke pow-

erfully (and was meant to) to the experiences of ordinary women everywhere. Diana-as-victim was a potent position that she had already pre-empted in her battles against her former husband and his family. Now it appeared again with renewed potency. But mingled with this were many other strands in the complex phenomenon of her perceived personality. There was her informality and friendliness. This showed, on the one hand, in her wide ranging, and well publicised friendships within the celebrity world of film-stars, show-business people and pop-stars. But it showed too in her attitude to ordinary people, many of whom now came forward to tell of ways in which they had met the Princess and how they warmed to her open, friendly manner; how, indeed, she had quietly maintained contact, in some cases, over and beyond the call of royal duty.

Thus what began to emerge was the potent image of a caring Diana against an indifferent and uncaring royal household and its Head. Her charitable work was widely recalled and discussed. Her work with children, with the sick and elderly, with the victims of AIDS. Her famous public embrace of an AIDS sufferer was pointed to as changing social attitudes towards them. Her plea, in a public speech, that every family should have a hugger was played and replayed on television. Above all her most recent, and controversial, campaign against anti-personnel mines was pointed to as transforming, single handed, this issue into a high profile international political concern. The beatification of Diana gathered pace. Mother Theresa contrived to die, as if in sympathy, within days of the death of the Princess.

All this was a potent cocktail of hopes and beliefs, of admiration, affection and love, of adoration and sanctification of someone who was now, beyond a doubt, the most famous woman in the world. And somehow, somehow expectations had to be met in the arrangements for her funeral and the form and content of the service itself. It was thus a matter of exquisite diplomacy to negotiate and achieve the right and proper balance of the coming event. There were questions concerning the precise route and length of the funeral procession to Westminster Abbey. There were questions concerning how the body should be displayed in the procession. There were questions concerning who should walk behind it. There were questions concerning those invited to the Abbey itself for the service. There were questions concerning the nature of the service. And finally there was the question of where she should at last be put to rest.

It is not necessary here to recall in detail the resolution of these issues, though each had in-

deed to be resolved appropriately. And all of them had to be resolved within days. Plans for the Coronation of the Queen in 1953 began at least a year ahead of the event. Then the planning took place discreetly out of sight of the public gaze and with no public participation or consultation. On this occasion however, the whole complex thing had to be resolved in under a week: all the implications had to be foreseen within the over-arching frame of »what will people think if we do this, or don't do that?« This was unavoidably necessary because all the issues concerning preparations for the funeral were in the public domain, and matters of continuing discussion and concern. The court of public opinion came into its own as events gathered to their climax.

In the event, and on the day, the final act in the drama surrounding the death of the Princess was a triumph. The weather gods looked kindly on the day and the sun shone. The anticipated millions foregathered in the parks of central London and along the route from Kensington Palace to the Abbey. Giant screens were set up, by government decree, so that the crowds could participate in the funeral procession and service. Both went off flawlessly. The funeral service itself, surpassed all expectations. The two key moments – Elton John singing »Candle in the Wind« and the funeral oration for his dead sister from the Earl Spencer – marked the climactic resolution of all that had gone before.

That Elton John was an invited to the funeral was not surprising. He was well-known as a show-biz friend of the Princess. They had, after all sat side by side at the funeral of the murdered Gianni Versace and on that occasion the Princess had famously shown herself as a hugger as she comforted the weeping pop-star during the service. The decision however to invite Elton John to sing on this occasion was an altogether riskier matter. It was, of course, in deference to the felt need to make the funeral service less formal and more expressive of the Princess's populist, popular appeal. But even so, the song was a re-tread of an original sung twenty years earlier in memory of the second most famous female icon of this century – Marilyn Monroe. It now received a has ty make-over from Elton John and the original lyricist, Bernie Taupin. The words teetered on the edge of tackiness... »Goodbye England's Rose...« etc. And there was some anxiety in the press as to whether Elton could actually do it. Would he retain his composure? Or would he break down as he had done at the Versace funeral. Singer and song both seemed on the brink of banality and bathos. Would it work, we all wondered. In the event it did. Elton John's performance was

hailed as triumph, and he immediately retreated to the recording studios to put it on disc. It was released within days and became the fastest selling single of all time.

But the defining moment of the service was the oration of the youthful Earl Spencer, Diana's younger brother and childhood companion. In ancient epic, Hannah Arendt reminds us, »The stature of the Homeric Achilles can be understood only if one sees him as »the doer of great deeds and the speaker of great words.« It is not, she continues, that great words express great thoughts, for thought was considered secondary to speech. Rather speech and action were co-eval and co-equal for the Greeks. This meant originally »not only that most political action, insofar as it remains outside the sphere of violence, is indeed transacted in words but, more fundamentally, that finding the right words at the right moment, quite apart from the information or communication they may convey, is action«. Later the speech would be picked over minutely in conversations up and down the land, in the newspapers and on radio and television. Was it a direct attack on the Queen? What was he claiming on behalf of Diana's »blood family«? But what the speech undoubtedly did, more perhaps the Earl could ever know, was indeed to find the right words at the right moment. It seemed to say what all would have wished to have said. It said what was right for the occasion. And whatever it said, it was said from the heart. A heroic and imperishable moment (...) When the Earl finished speaking there was a pause, a silence. And then a gathering wave of sound was heard, and the cameras cut to the crowds outside the Abbey and gathered before huge tv screens, standing and applauding the speech to the echo. As this applause rolled into the Abbey, through the open West door of the nave, it was taken up by the congregation – at first by those nearest the door – so that it rippled up through the Abbey to arrive at last where Earl Spencer himself stood alone.

After the funeral it remained to say goodbye as the coffin, now placed in a funeral hearse, left the Abbey and moved away from central London, threading its way slowly at first through dense crowds who threw flowers and bouquets in its path of and on top of it, so that it looked as if the hearse might be submerged in a forest of flowers. Along the North Circular and its seedy suburbs the small procession passed until it reached the motorway. There it gathered speed as it drove straight down the centre of a strangely deserted M1, towards Northampton and the home of the Spencer family. On every bridge, at every junction crowds had gathered for one last glimpse. And finally the hearse ar-

rived at the gates of Althorp where a knot of people had congregated for the very last sight of the coffin. The gates opened, the hearse passed smoothly through and vanished up the drive way out of sight of television cameras and the public gaze. She had gone home to her final resting place and all of us at last could say, »It is finished.« Over. And life once again could get back to normal.

Event and story

I have tried to bear in mind Lukacs's dictum and to narrate rather than describe. To describe is to write as an observer; to narrate is write as a participant. In an objective world of objective things that are observed, weighed and measured in order to determine their properties, description is the appropriate mode. But in a world of concern, in which things matter, narration is the only appropriate way to express their significance. We must now begin to reflect on the meaning of this narrative. An appropriate starting point is the connection between event and story. The death of Diana was, beyond any doubt the greatest news story of recent times. Why? What does that mean?

We must first see how event and story are intrinsic to each other. It is not that there is the event and then, later, it is found that it has some storyable (ie tellable, narratable) properties. To the contrary, if it has no storyable properties, it is not an event. Its storyability is intrinsic to it. Not every happening is a tellable, storyable thing. This is easily shown by considering the nature of uneventful happenings (which turn out to be what happens in routine daily life). »What did you do at the office/school/work today?« »Nothing«. »Anything on telly this evening?« »No, nothing«. It is a structural, intrinsic characteristic of ordinary daily life that it is uneventful. This means that there is – really and truly – nothing to say about it because all that happened has happened in the same places at the same times and in the same ways umpteen times before. And if you did try to make something of all this, as Harvey Sacks points out, you would be regarded as eccentric or worse. So that events show up against a back-drop of uneventful life. That there is nothing to say about the latter discloses that there is, indeed, something to say about the former.

But what exactly? Why is it that the sayable thing about events turns out to be a storyable thing? What is a story? Any child knows that a story has a beginning, a middle and an end. I tried to tell the story of the events surrounding the death of Diana in this way because that was

the appropriate way to tell the tale. The triple structure of stories (beginning-middle-end) is not something that gets mapped onto them. They are stories by virtue of having such structures. Deconstructive critics can huff and puff about the virtues of »open« texts against the ideology of »closed« texts. But they don't really understand what stories are about or what they mean or why they matter. Stories start somewhere and end somewhere, and in between they go somewhere. This somewhere – the where of origin, the where of ending, the where of in-between (the narrative's journey) – is always a particular bounded somewhere. Stories articulate a particular kind of foregrounded spatiality, that stands out from the taken for granted environment. This out-standing, focused space, is the site upon which the story gathers and is gathered. Diana's death began somewhere. That it was a Paris expressway was, in the first instance, as accidental as the crash itself (assuming we discount conspiracy theories). But where it ended – Westminster Abbey, the grounds of Althorp – was by no means accidental. Indeed, the story could not have ended anywhere else (which begins to say that it could not have ended any other way). The dynamic of stories is the effort at an appropriate ending.

I have distinguished between happening and event and suggested that Diana's death encompassed both. It is evident that news is oriented to both these things: the unexpected happening, the expected event. The organisational structure of newsrooms – whether for radio, tv or print – is expressly designed in anticipation of events that are known in advance and those that are not. In respect of the former – whether it is a major international political conference, or an important soccer match or a royal wedding – news reporting and commentaries are intrinsic to the build-up of the event, They contribute to the mood of anticipation, the expectations invested in the event-to-come. How will the game go? What are »our« team's chances? What will be the consequences of winning? Or losing? What of the condition of key players? What are the threats from the opposing team's star players? And so on and so on. This kind of thing is the routine stuff of sports news in whatever medium. The anticipated event is talked up and written up in advance because it is an event that is fraught with expectations. In this discourse – this discursive ferment as Foucault calls it – what is revealed is that such events are intrinsically »talkable-about«, both before and after. They are not made so by media. They always already have such characteristics, to which media respond in common sense ways, because common sense has already invested them with significance.

They stand out, in this way, from the routine backdrop of ordinary existence about which there is ordinarily little if anything to say.

But the fundamental orientation of news professionals in whatever medium is towards the unexpected happening, the »breaking« news story. Then the cry goes up »Hold the front page« as there is a mad scramble to catch up with what's happening, to get there, to be there, to witness, to report, to »capture« the event-in-its unfolding. News is always deeply enmeshed in the complex web of the unfolding story. The efforts of news reporters – to establish what in fact has happened or is happening and to assess and evaluate the »facts« as they emerge – is not (despite their own professional ideology) indicative of some disinterested »objective« process. Rather, news is caught up in the event as it unfolds. The happening – the point of origin for news – is meaningless not because it is empty of meaning but because its meaning has not yet been found. Unexpected things do not come fully clad in their significance. That is what has to be found and this finding, this discovering is the very business (the busyness, the concern) of news. News is not the happening, but the telling of the happening. This is again to underline the key point that story-event, event-and-story are inseparable. They presuppose each other.

News is drawn to certain kinds of happening because they intrinsically newsworthy. This means they have a discursive worth: they are worth talking about. It would be a thorough misunderstanding of news values to suppose that their worth or value was essentially economic. Of course stories have a value in terms of price. Those »in the news« can sell their stories to the highest bidder. Of course certain stories sell newspapers, or increase news-viewing. But »the profit-margin« of news-event-stories is a by-product of their intrinsic human interest, which is the very core and essence of the worthiness, ie the moral worthwhileness, of news. It is not capitalism that invented news, nor is it some kind of consumer compulsion that makes us buy newspapers. It is an altogether more fundamental kind of human phenomenon from which capitalism derives profit on the side. That phenomenon is exemplified in the whole Death-of-Diana story whose meaning and significance disclose the newsworthy essence of the news-story-event. Happenings as such have no significance. Their meaning is found, made and discovered in the discursive process whereby the brute facticity of happenings is transformed into the significant, meaningful event. At the heart of this process is a recognition, and expression of the moral worth of human beings both in respect of what happens to them and what they make to happen.

The story of what happened in the week following the death of Diana, as told above, has a necessarily retrospective character. It was written »after the event«. But the story of that week, as told at the time by daily media, was articulated in the event's phenomenal now, the time of its happening, the emergent moment of its unfolding. What is the difference between these two temporalities and how are they linked to story-telling and the medium in which the story is told?

My narrative of the week, written from memory, is based entirely on what I heard, saw and read on radio, television and in newspapers. From these »primary« sources I have written a secondary narrative of what happened »then«. Irrespective of the »truth« (the accuracy, the »correctness«) of my narrative, it has a sequential, a consequential structure that delivers the necessary coherence which a story must possess if it is to be recognizable as that which it lays claim to be. The act of writing the narrative was the discovery of the structure of the happening-event-becoming thing. This structure is, of necessity, only available in retrospect. At the time I, along with everyone else, was in the grip of it.

What does it mean to be »in the grip« of an event? It means that experientially at the time, when we are caught up in the happening event, when we are folded into its unfolding momentum, we cannot grasp its significance, we cannot »see« the contours of its meaning. We are in the midst of it, given over to it, perhaps lost in it. If we, in each case, experience this »subjectively«, it is by no means a subjective phenomenon. Rather it is testimony to the compelling power of the event and its dominance over us. We »live« it and, later, try to catch up with what it means and meant. Everyone knows that you cannot write history in advance. The act of writing history reinforces its retrospective character and produces a receding past since the time of writing and the time of that which is written are always moving away from rather than towards each other – a paradox neatly exploited by Sterne's eponymous Tristram Shandy and his doomed attempt to write the story of his life. However, with modern media – and above all, radio and television – the separation between the time of the event and the time of its telling is collapsed. The live immediacy of radio and television means that even as things happen they are simultaneously narrativised. I would like to conclude by reflecting briefly on the phenomenal complexity of this process.

We can distinguish three inter-connected components of the narrativisation of broadcast happenings/events. First, whenever possible,

television seeks to »show« the event in process – live, as it happens, from the »scene« of the event. Second, both radio and television, describe and evaluate what's happening: they »talk« about what's going on and this talk – which is in present time – has both a retrospective and a prospective character to it. It concerns what has happened, what is happening and what may happen and is (in respect of all three temporalities) both descriptive and evaluative. Thirdly, and consequently, it is not the case that broadcasting »reflects« what is going on. It does not hold up a mirror to an »external reality«, whatever that is. In the complex interstices of showing, describing and evaluating it interacts with and, in so doing, contributes to the actual configuration of what's going on. It participates in the structuring of what's happening. While it is of cardinal importance to hold as separate the actual happening-events and their mediatisation, the crucial role of modern media is that these two processes now take place at the same time. Events and their articulation are both caught up in the same phenomenal »now«.

The phenomenal now of the event is the unfolding time of its being in which we are caught up from beginning to end. In a complex happening-event that stretches over days rather than hours and minutes, the mediating acts of showing, telling and discussing what is happening are interlocked. Thus, in respect of the crash there was a retrospective effort to establish what really happened and thereby to begin to establish the significance of the crash itself. The politics of blaming is the process, after the event, in which the wisdom of hindsight is sought for. It was in this case and in all major disasters, a media-driven process in which media institutions and their news teams try to interpret what has happened with the assistance of reports from the scene of the disaster, eyewitness accounts, interviews with the relevant authorities and experts and studio based discussion and assessments.

Even as this backward looking task was being performed the evaluation of the consequences of the crash – its prospective significance – began to be addressed. This process – which stretched across the whole week – was the most complex element in the structural transformation of the initial happening into the culminating event. The receding past and the approaching future are dynamically linked to each other in the unfolding present as it moves away from what has happened and towards what is to come. This temporal dynamic – this tension in time, this necessity of resolution through time – is the coiled spring which gives momentum to the transformation of happening

into event, of suffering into action. The processes of grieving and of commemorating were intertwined in ways that were at one and the same time intensely personal and intensely public and here the question of who drove this process – the media, politicians, the royal family or public opinion (if these are taken as the key »players« in the process) – becomes much more hard to determine. Certainly those in the BBC to whom I have spoken all confirmed that they felt they spent their time trying to catch up with and respond to the shifting, emerging patterns of public opinion rather than trying to shape them. Though it may be the case that, at times, the media are ahead of opinion they cannot be ahead of events. It is the essence of the live immediacy of electronic media that they are in the phenomenal, happening now. That is the temporality in which and for which they exist, to which they give expression, to which they bear witness. They may bear false witness, they may not express it truly, but they are unavoidably given over to expressing and witnessing the eventful happening now.

In the week following the death of Diana that is what, retrospectively, showed up most clearly: the effort, the difficulty of adequate expression and witnessing, the search for the meaning of what had happened. Out of this emerged, in the end, the final, releasing event that was adequate in all these respects. The funeral service, as a public event, was forged by all that preceded it, the bearer of immense expectations, the articulation of the significance of a death and of a life whose meaning had been sought for in countless conversations, in acres of newsprint and in endless on-air talk in the days preceding it. On such occasions television comes into its own as it narrates the event, thereby displaying and articulating its significance.

In the mobilization and deployment of their resources – camera placements, interviewers, reporters – the institutions are in place ahead of the event and ready to cover it from start to finish. As such the coverage not only creates the effect of »being there« for absent viewers but, from moment to moment is always in anticipation of »what comes next«. Thus television not only displays the event, but at the same time structures it as a temporally unfolding sequence with a sustained, consequential coherence. This double articulation discloses the emerging significance (the intentionality, or care-structure) of the event even as it happens. Whereas written narratives historicize events retrospectively along an axis that moves from present to past, broadcast narratives historicize events even as they are happening along an axis that moves from present to future.

In today's television this process has a real phenomenal complexity. It is not just a question of the many perspectives or points of view from which the event can be presented nowadays. It is also the case that production and reception are folded into each other and interact upon each other. Classically we tend to think that the »moment« of production is ontologically prior to the »moment« of reception and that there is, however minimally, a cause and effect relationship between these two moments. The moment of production acts upon the moment of reception with potential effects and consequences. This is widely thought of as a »one-way« irreversible process that allows no feedback. Production can act upon and affect reception, but the latter cannot act upon nor affect the former. But today live television coverage itself has become a resource that feeds back upon itself with a potential to restructure the character and interpretation of the event in the course of its unfolding. Insofar as it does this television becomes more than an agency that displays and narrates what's going on. It becomes part of the event itself, an agent in the determination of how it happens as it happens. In this respect event and narrative become inextricably entwined in one another.

The crowds watching the service on giant TV screens outside the Abbey, whose behaviours were not under the constraints of the congregation at the sacred event taking place inside the Abbey were able to express their immediate response to Earl Spencer's speech by giving it a standing ovation. As the sound of this response entered the Abbey it moved those inside to violate the behavioural norms of a church congregation by echoing the response of the crowds outside and applauding the oration. Thus, through television two separate but intimately linked situated occasions – what was happening in the Abbey, and what was simultaneously happening as crowds outside watched on TV what was happening in the Abbey – interacted upon each other. The primary occasion (in the Abbey) was modified by the secondary occasion (the crowds outside who were watching it). This interaction was displayed for an absent third party, namely tv viewers in countless dispersed domestic and other contexts throughout the world. Although it is impossible to work out this sequence from television's actual coverage of this moment (you cannot tell that the applause starts outside the Abbey), nevertheless both BBC and ITV noticed and displayed for tv viewers the response of the crowds outside. In so doing they responded, on behalf of the tertiary audience to the responses of the primary audience (in the Abbey) who were responding to the

responses of the secondary audience (the crowds outside). Narration was thus folded into the fabric of what was happening and became part of the event itself.

The underlying concern of this article has been with the phenomenal complexity of events and, more particularly, with a specific sub-set of events, namely human (as distinct from natural) disasters. What shows in the structural transformation of disasters from happenings to events is the dialectic of suffering and action, necessity and freedom. Human beings uniquely act upon that which they must endure and so transform meaningless fate into meaningful action. In so doing they release themselves from the grip of existence and move from the realm of necessity (which we endure) to the realm of freedom (which we ourselves create). It is this process that I have tried to catch in my description and discussion of what took place following the »meaningless« accident that killed Diana, Princess of Wales. What I think it discloses is that speech (narration) and action are inextricably linked in the process of finding and creating significance and meaning. Action is not historically significant without its articulation as such. These two processes have hitherto appeared as temporally distinct because, in written history, the act of narration has always necessarily lagged behind the actions and events that it narrates. In media events, however, narration and action are not merely at the same time. They can, and sometimes do interact with and upon each other so that narration and action appear as different aspects of the same phenomenon; the self-explicating significant historical event. It is in this sense that we might say that radio and television truly do participate in the making of history.

Anmerkung

- * A version of this article was first presented at the Institute for Socio-Information and Communication Studies, University of Tokyo, in November 1997.

Akustische Kunst – Live-event – authentisches Erleben*

Zum Begriff des »Authentischen«

»Live is life« lautete das Motto der Jahrestagung 1999 des Studienkreises Rundfunk und Geschichte und des Siegener Sonderforschungsbereichs Bildschirmmedien. Aber nach welcher Logik ist das buchstäblich Ungleiche gleich? Wenn die Gleichung der Logik des jeweiligen Mediums folgt, dann geht sie im Medium Theater in anderer Weise auf als in den Medien Radio und Fernsehen. Im Medium Theater vollzieht sich durch das zeitgleiche Zusammentreffen von Rezipienten und Produzenten am gleichen Ort ein Theaterstück immer live. Man kann sogar sagen, daß sich hier ein »Stück Leben« vollzieht, da hier Schauspieler körperlich präsent sind, Tische wirkliche Tische sind und das ganze Geschehen in seiner Transitorik wie »das Leben« in seiner Vergänglichkeit entsteht und vergeht. Doch dieses lebendige Stück wird gerade dadurch als Theater rezipierbar, weil das Gezeigte nicht für »das Leben« gehalten wird.

Anders im Falle der Rundfunksendungen. Wenn bei Direktübertragung – live – dem Radiohörer oder Fernsehzuschauer Zeit- und Raumgrenzen überschreitend ermöglicht wird, an Geschehnissen des »Lebens« an fast allen Orten dieser Welt teilzuhaben, dann wird der Zuschauer oder Zuhörer diese Teilhabe nur empfinden, wenn er das zu Sehende und zu Hörende für ein tatsächliches Geschehen hält. Die zeitliche und räumliche Nähe, die dabei hergestellt wird, ist eine Nähe zum Fernen, und das Ferne wird in der Live-Sendung nur dann für »das Leben« gehalten, wenn es auch »authentisch« erscheint.

So führt diese kleine Eingangsüberlegung direkt zum Untertitel der Siegener Zusammenkunft. Der Titel »Mediale Inszenierungen des Authentischen« spricht einen zentralen Diskussionspunkt in der Kulturdiagnostik der 80er und 90er Jahre an. Unter »authentisch« wird gewöhnlich die »Echtheit« einer Sache oder die »Aufrichtigkeit« eines Sprechers verstanden, in jedem Fall aber etwas, das nicht vorgetäuscht, nicht Als-ob-Wirklichkeit, nicht inszeniert, sondern tatsächlich gegeben ist. Nach traditionellem Begriffsverständnis schließen »Authentizität« und Inszenierung somit einander aus. Aber sind sie wirklich zu trennen?

Die Wortgeschichte geht vom Griechischen »authentikós« (zuverlässig, verbürgt) aus. In der Kanzleisprache des 16. Jahrhundert tritt das Wort »authentisch« im deutschen Sprachraum

auf. Es versteht sich im Anschluß an das spätlateinische Wort »authenticus« insbesondere bezogen auf die eigenhändige Verfaßtheit von Schriften.¹ Im weiteren fungiert »Authentizität« als handlungsorientierendes Regulat² und ist eng gebunden an den Wandel der Kommunikations- und Informationsmedien. Mit der »technischen Reproduzierbarkeit« werden insofern neue Weichen gestellt, als durch avancierte apparative Möglichkeiten veränderte Vorstellungen davon geweckt werden, was »authentisch« ist. Ein bis dahin mit dem Bedürfnis nach »Authentischem« stets verbundener Wunsch nach Durchbrechung einer Oberfläche der Repräsentation und Unmittelbarkeit scheitert an einer neuen Medien-Maschinerie. Was nun als »authentisch« bezeichnet wird, macht die Werbung eines Kunstdruck-Verlages überaus deutlich, auf die Michael Wetzel hinwies: Sie verspricht dem Käufer »absolut authentische Reproduktion«, und zwar »am laufenden Band«.³ »Authentizität« wird hier nicht mehr am Gegenstand der Darstellung, sondern ganz an der Darstellung selbst gemessen. Mit einem traditionellen Verständnis von Echtheit hat sie nichts mehr zu tun, alles hängt an der Perfektion der Inszenierung.

Schon diese wenigen Überlegungen machen deutlich, daß sich das »Authentische« historisch als ein gewünschtes und immer wieder anders gefordertes Ideal erweist, das phänomenologisch stets in Verbindung mit Inszenierung erscheint. Eleonore Kalisch weist mit Recht darauf hin, daß jede Inszenierung von irgendwem initiiert oder ausgeführt wird, so daß sich auch hier die Frage nach dem Urheber oder dem Ausführer (authentisches) stellt. Da zudem keine Authentizität unabhängig von ihrer Darstellung erscheint,⁴ sind beide Begriffe nicht zu trennen. Ebenso wie die Begriffe »live« (lebendig, lebend) und »Life« (ein organisches Leben oder die Lebenskraft) in unterschiedliche Wechselwirkung treten, so stehen auch »Authentizität« und »Inszenierung« nicht immer im gleichen Verhältnis zueinander. Eine Verhältnisbestimmung ist nicht nur von Medium zu Medium unterschiedlich, sondern tritt auch in Radio und Fernsehen verschiedenartig auf.

Im folgenden wird dieser Zusammenhang an den besonderen Möglichkeiten einer Kunstform im Hörfunk entfaltet.

Frühe Beispiele der Inszenierung des Authentischen im Radio

Die Akustische Kunst, die sich wesentlich im Medium Radio entwickeln konnte und heute inner- und außerhalb des Radios im Wechselspiel mit ganz unterschiedlichen Medien in vielfältigen Ausformungen auftritt, ist als künstlerische Schöpfung stets »authentisch« und bedarf dahingehend keinerlei Problematisierung.⁵ Darüber hinaus ist sie jedoch hinsichtlich des Themenschwerpunktes »Life is live – Mediale Inszenierungen des Authentischen« in mehrfacher Hinsicht erhellend. Auf vielfältige Weise setzt sie ein zweifellos »authentisches Geschehen« ästhetisch-fiktionaler Kunstproduktion frei, die einen kreativen Gemeinschaftsakt zwischen Künstler und Zuhörer impliziert, so daß gleichsam »authentisches Erleben« ermöglicht wird. Auf ihre spezifische Art holt Akustische Kunst das »Leben« in die Kunst und somit auch ins Medium Radio herein. Soll ein hier angesprochenes »authentisches Geschehen« sowie eine Verbindung von »Kunst und Leben«, wie sie Vertreter ganz unterschiedlicher Künste im 20. Jahrhundert proklamierten, nicht lediglich Parole bleiben, so muß am jeweiligen Beispiel geklärt werden, was darunter zu verstehen ist.

In immer anderen Spielarten und im Wechsel zwischen den Medien präsentiert sich Akustische Kunst zudem als Live-event. Auch in diesem Zusammenhang sind unterschiedliche Strategien der »Inszenierung von Ereignissen« herauszuarbeiten. Doch neben dieser Verwirklichung der künstlerischen Möglichkeiten weist sie ein hohes Maß an kritischer Medienreflexion auf. Akustische Kunst im Radio gibt in diesem Sinne die medienspezifischen Möglichkeiten zu einer »Inszenierung des Authentischen« kritisch zu bedenken. Wie weit diese künstlerisch-kreativen und kritischen Möglichkeiten gehen, soll im folgenden an mehreren Hörstücken verdeutlicht werden, die aus unterschiedlichen Gründen herausragen. Die Beispiele umfassen einen Zeitraum von den 30er bis zu den 90er Jahren, also fast die gesamte Geschichte einer Medienkunst des Radios, vom Hörspiel bis zur Akustischen Kunst.

Orson Welles »The war of the worlds«

Mit dem heute weltberühmten Science-Fiction-Stück »The war of the worlds« des Autors Howard Koch und des Regisseurs Orson Welles läßt sich das Gesagte an einem ersten konkreten Beispiel verdeutlichen. Denn dieses Hörstück hat die Möglichkeiten und Wirkungen einer perfekten »Inszenierung des Authentischen« im Medium Radio 1938 – wenn auch ungewollt – in unvergleichlicher Eindringlichkeit bewußt ge-

macht. Im Wechselspiel von künstlerischem Umgang mit dem Medium Radio und seiner journalistischen Nutzung zeigte es die Möglichkeiten, Gefahren und Grenzen des Einsatzes der Reportage durch eine nicht vorhersehbare Wirkung auf. Die fiktive Handlung des Romans »Der Krieg der Welten« von H. G. Wells wurde von Howard Koch als Autor und Orson Welles als Regisseur in ein äußerst mediengerechtes Hörspiel transformiert. Es schildert den unwahrscheinlichen Umstand einer Invasion der Erde durch Marsmenschen im journalistischen Reportagestil, der Darstellungsform größtmöglicher Wahrscheinlichkeit. Durch den Einsatz von Gestaltungsmodi nicht-fiktionaler Nachrichtensendungen in einer ästhetisch-fiktionalen Hörspielproduktion zog dieses Radiostück in erschreckender Weise sehr reale Geschehnisse nach sich.

Obwohl gerade die Genauigkeit der Berichterstattung, wo die Marsmenschen zuerst gelandet seien und welche Gebiete Amerikas sie in kaum glaubhafter Schnelligkeit Stück für Stück okkupierten, kein Entkommen der bedrohten Erdbevölkerung mehr wahrscheinlich machte, begaben sich hunderte von Menschen panikartig auf die Flucht und sorgten für einen tatsächlichen Ausnahmezustand. Der Ernst der Lage wurde offensichtlich nicht am Gegenstand der Darstellung, sondern ganz an der Darstellung selbst gemessen, einer Darstellung, die durch die Perfektion der »Inszenierung von Authentizität« ein authentisches Geschehen zeitigte. Es handelt sich dabei hoffentlich um einen einmaligen Fall, nach dem die Form der Reportage im künstlerischen wie im nicht-künstlerischen Bereich des Radios neu überdacht werden mußte.⁶

Das Hörspiel des Mercury-Rundfunktheaters⁷ wurde zu dieser Zeit live vor dem Mikrophon im Studio aufgeführt und direkt gesendet. Die Darstellungsweise war in diesem Fall jedoch nicht nur lebendig, sondern auch äußerst lebensnah. Untersuchungen Eckhard Breitingers⁸ zufolge hatte die heute unverständliche Reaktion der Zuhörer im Krisenjahr 1938 durchaus Realitätsbezug. Der Bombenangriff der Legion Condor auf Guernica im spanischen Bürgerkrieg hatte schmerzlich bewußt gemacht, daß eine neue Kriegsführung die Zivilbevölkerung in die Angriffsstrategie miteinbezieht. Amerikanische Massenmedien widmeten sich ausführlich dieser neuen Kriegsgefahr für eine ohnmächtige Bevölkerung. Nach Breitinger ist »The war of the worlds« eine »fast groteske Überzeichnung« dieser Ohnmacht, die an eine den Hörern vertraute Berichterstattung von tatsächlichen Kriegsschauplätzen anknüpft.

Auch wenn man diesen Zusammenhang nicht herstellen will, so hat das Radiostück »The war of the worlds« doch schon sehr früh die suggestive Kraft einer medientechnisch konstruierten Wirklichkeit auch unabhängig von ihrer fiktionalen Anwendung deutlich gemacht, die dort, wo sie in ihren Mitteln der Manipulation verkannt wird, außermediale Wirklichkeit eingreifend verändern kann. Klaus Schöning, der Leiter des Studios Akustische Kunst beim Westdeutschen Rundfunk (WDR) in Köln und Realisator einer deutsch-amerikanischen Version des Stückes 1977, wies in diesem Sinne darauf hin:

»Orson Welles' Medienstück hat die Reportage als mögliches Mittel der Manipulation, der Verfälschung mit seinen realen Konsequenzen vorgeführt. Dieses Hörspiel gehört zusammen mit seinen Wirkungen zu einem der drastischsten Beispiele der Medienkritik. Es ist ein Lehrstück, jedoch kein Modell. Darin liegt seine Bedeutung. Zu erfahren, daß die Reportage zu Zwecken der Wirklichkeitsverfälschung eingesetzt werden kann, sollte es einer derartigen Panik nicht noch einmal bedürfen. Zu erkennen, daß die Reportage, ebenso wie Nachrichten u.a. immer wieder dazu benutzt werden können, bleibt eine notwendige Einsicht für den kritischen Radiohörer.«⁹

Die deutsche Realisation machte sich zur Aufgabe, an das einzigartige Hörstück zu erinnern, aber einer Reinszenierung des Spektakulären, einer Wiederholung seiner damaligen Wirkung zu entgehen. In seiner Annäherung an das Hörstück als Dokument der Hörspielgeschichte aus historisch anderer Perspektive einer Akustischen Kunst wird das amerikanische Hörspiel zum akustischen Material, dem sich die deutsch-amerikanische Version medienspezifisch spielerisch als ausgewiesene »Zeitreise« annähert. Mit der deutlich schlechteren zeitspezifischen Tonqualität der englischen Originalfassung von Orson Welles und den darin enthaltenen Musikeinspielungen aus den 30er Jahren wird die zu durchreisende Zeit selbst akustisch versinnlicht und durch einen permanenten Illusionsbruch verstärkt bewußt gemacht. Dabei bekommt das Thema der Über-Setzung des Vergangenen ins Gegenwärtige, des Amerikanischen ins Deutsche und einer vom Moderator wahrgenommenen Wirklichkeit in moderierte Medienwirklichkeit leitmotivische Funktion auf verschiedenen Ebenen. Mediale Darstellung wird gleichsam zur Selbstdarstellung der künstlerischen und medienspezifischen Vorgehensweise, die – nach Erfindung des Tonbandes – auch das, was so klingt, als würde es live zum Zuhörer gesprochen, zumeist von Tonband-»Konserven« einspielt wird. Die Möglichkeit der Bandaufzeichnung veränderte somit die Vorstellung von der Live-Moderation. In diesem Sinne rückbezüglich das Medium selbst reflektierend

kann auch die Wahl des bekannten WDR-Magazinmoderators Dieter Thoma verstanden werden, der den »Ansager« spielt, also eine Rolle, die er auch im Leben einnimmt. Als Moderator in der Maske des Schauspielers wird er für manche Hörer auch den Schauspieler in jedem Moderator demaskieren. Der Einsatz des Schauspielers und bekannten Filmsynchronsprechers Christian Brückner fördert ebenfalls ein hier betontes Spiel mit den verschiedenen medialen Möglichkeiten der Inszenierung von Wirklichkeit.

Diese deutsch-amerikanische Annäherung an das legendäre Hörspielereignis von Orson Welles erhält als ausgewiesene Inszenierung in ihrer hinzugewonnenen Komplexität eine wieder andere, packende Wirkung. Die Medienkritik wurde bewahrt, der Lehrstückcharakter mit zusätzlichen epischen Mitteln der Illusionsdurchbrechung bis zur direkten Ansprache an das Publikum zusätzlich betont und durch Bewußtmachung der »Inszenierung von Authentizität« jede Verknennung der Fiktionalität verhindert.

Die perfekte Herstellung von Illusion wird durch die Analyse ihrer medienspezifischen Herstellung begleitet und generiert ein neues, anderes Stück,¹⁰ das jedoch keinesfalls vorgibt, der Illusion entkommen zu können oder gar zu wollen. An diesem Beispiel zeigt sich unter anderem, daß ein Erkenntnispotential von Kunst im Medienzeitalter insbesondere dort gegeben ist, wo die Wirklichkeitskonzeption als grundsätzlich medial verfaßte kenntlich gemacht und gleichsam »Authentizität« als Effekt eines Medien-Paktes erkennbar wird, mit dem sich jedoch authentisch spielen läßt. Die Inszenierung von Klaus Schöning stellt einen authentischen, mittels Transformation vollzogenen künstlerisch-schöpferischen Prozeß in diesem Sinne dar. Er verdeutlicht, daß Kunst im Radio, wenn sie erkenntnistiftend sein will, ihre eigenen Darstellungsmodi mitreflektieren und die Form als einen Teil des Inhalts bewußt machen muß.

Walther Ruttmann und die O-Ton-Montage

Der Übergang von der »Inszenierung des Authentischen«, die sich im vorgestellten Fall auf die Darstellungsprinzipien des Reporters stützen kann, zum authentischen künstlerischen Prozeß läßt sich im Bereich der Akustischen Kunst auch am frühen und späteren Umgang mit O-Tonmaterial zeigen. Der Künstler verhält sich dabei nach Klaus Schöning's treffender Formulierung »wie ein Reporter und doch nicht als Reporter«.¹¹ Die O-Ton-Montage »Weekend« von Walther Ruttmann, die er noch vor der Erfindung des Tonbands auf der Filmtontspur 1929/30 realisierte, kann als wegweisendes Beispiel bezeichnet werden. Ruttmann entnahm dem urba-

nen Leben, d.h. dem durch Industrialisierung veränderten, alltäglichen akustischen Phänomenbereich in der Metropole Berlin, O-Töne als Grundlage eines Hörfilms, zu dem es kein vorgängiges Manuskript mehr gibt. Das »Leben« hinterläßt seine Spuren direkt auf der Tonfilmspur. Der »photographierte Ton« nimmt auf dem entwickelten Film die Gestalt von feinen Hell-Dunkel-Schattierungen an, die bezeichnenderweise auch »Sprossenschrift« genannt wird. So haben sich die akustischen Phänomene des »Lebens« quasi eigenhändig eingeschrieben und diese ganz eigene Schrift vermag wieder andere Vorstellungen des Authentischen und eine neue Beziehung zur Inszenierung auszuräumen.

Vergegenwärtigt man sich den journalistischen Gebrauch von Momentaufnahmen des alltäglichen akustischen Geschehens, so werden diese durchaus als sprachdokumentarische Präsentation genutzt, die der Reporter häufig als vermeintlich authentische Wiedergabe zur Bestätigung seines Berichtes einsetzt. Die von ihm vorgenommene Selektion bleibt bei dieser Wertung ebenso unbeachtet wie die immer gegebene Transformation durch das Medium.

In der Akustischen Kunst wird ein anderer Umgang mit den O-Tönen wegweisend. Sie fungieren hier lediglich als eine Art Rohstoff für eine auf Veränderung zielende künstlerische Arbeit am Material. Dieser künstlerische Schaffensprozeß zielte im Falle von Ruttman – seiner Zeit voraus – bereits darauf hin, den Ton montageförmig gegen einen Realitätseindruck einzusetzen und die akustischen O-Ton-Fundstücke musikalisch-rhythmisch und diskontinuierlich, nicht narrativ-kontinuierlich zu komponieren. Die erstellte Komposition besteht aus akustischen Momentaufnahmen beliebter Wochenendaktivitäten von Bewohnern der Stadt Berlin im Zeitraum von Samstagmittag bis Montagmorgen. Die Chronologie des Wochendverlaufes hätte somit einen geradlinigen Erzählfluß nahelegen können. Gerade mit dieser Linearität wird jedoch in einer rhythmischen und assoziativen Montage gebrochen. Sie gibt die akustische Atmosphäre der Arbeitswelt bereits als eine Art »musique concrète« aus Maschinengeräuschen und Industrielärm zu Gehör. Im Anschluß geht sie in verschiedene Freizeiträume über, in denen Einkäufe, Gesangsübungen getätigt oder Schulaufgaben gemacht werden. Ruttmans Klang-Bild-Allegorie des Berliner Stadtlebens hat sowohl die Leichtigkeit humoriger Materialverknüpfung durch die spielerische Umgangsweise mit einer neuen Technik als auch den Biß einer kritischen Analyse der menschenunwürdigen Lebensumstände in der Industriemetropole

Berlin, in der das Leben in den 30er Jahren zunehmend maschinisierter erfahren wird.

»Neues Hörspiel« als Inzenierung des Authentischen

Nach dem Vorherrschen des sogenannten traditionellen Hörspiels in den 30er bis 50er Jahren verband sich die experimentelle Phase des »Neuen Hörspiels« und verschiedenen »Komponisten als Hörspielmachern« in den 60er und 70er Jahren¹² und ging mit der Wiederentdeckung der frühen Tendenz zum »Originalton-Hörspiel«. Eine Vielzahl von unterschiedlichen Hörstücken, die ohne vorgegebene Texte direkt auf Band notiert werden, markieren den Übergang vom Hörspiel zu einer Akustischen Kunst, die vom O-Ton ausgeht. Dabei werden Originaltöne und Geräusche im Sinne einer Akustischen Kunst genutzt, die nun auf die ganze Bandbreite akustischer Materialien aus dem Alltag und ganz unterschiedliche Medien zurückgreift.

Mauricio Kagel

In seinem Hörstück »(Hörspiel). Ein Aufnahmezustand« aus dem Jahre 1969 macht der Komponist Mauricio Kagel den Entstehungsprozeß eines Hörstücks selbst zum Gegenstand, indem er das bislang Ausgeschlossene, den Probenprozeß live aufnimmt und den »Probenabfall zum Wesentlichen« und »den Sendesaal zur Werkstatt« macht.¹³

»In dieser Werkstatt, in der Aufnahmesituation im Studio kann Kagel 1969 einholen, was Kurt Weill und Lothar Band 1924/25 noch als Fernziel forderten, »das ganze, weite, rein akustische Gebiet nach Hilfsmitteln und Quellen zu durchforschen – heißen sie Musik oder Geräusch –, um sich hieraus seine eigene Kunst erst zu formen.«¹⁴

In diesem »Aufnahmezustand«¹⁵ wird das, was bei Studioproduktionen gewöhnlich von der angestrebten Bedeutungsproduktion abfällt, Versprecher, beiläufige Gespräche, Unpäßlichkeiten oder das Einsingen der Vokalisten, all' die Mühen, von denen ein »Kunstwerk« sonst gereinigt wird, zugunsten der Vergegenwärtigung des künstlerischen Schaffensprozesses hörbar. Dabei wird eine neue Wertigkeit der Stimme in der Akustischen Kunst überaus deutlich. Sie tritt hier nicht als Indikator der Echtheit einer Empfindung des Sprechers auf, sondern wird zum Instrument des Körpers, der in all seiner Rauheit in der »Körnung« (»grain de la voix« nach Roland Barthes) hörbar wird. Sprache wird gleichsam zum musikalischen Material, Wortbedeutung in Klangsinn überführt.

In Kagels Radiokompositionen werden sowohl die neuen Möglichkeiten und Wertigkeiten einer Akustischen Kunst als auch ihr kritisches

Potential zu Gehör gebracht. Im Wechselspiel der Medien Theater und Radio zeigt Mauricio Kagel in diesem Sinne in seinem Hörstück »Der Tribun«¹⁶ auf wieder andere Weise, daß im Medienzeitalter hinzugewonnene Darstellungs- und Inszenierungsmöglichkeiten kritisch genutzt werden können. Das Hörstück für einen politischen Redner, Marschklänge und Lautsprecher, das der WDR 1979 produzierte, knüpft an die Erfahrungen des Argentiniers Kagel an, der mit der ständigen Präsenz politischer Reden, ihrer Agitations- und Indoktrinationsversuche aufgewachsen ist. Der Einsatz rhetorischer Mittel, die Verstärkung der Stimme im Medienzeitalter durch Mikrofon und Lautsprecher sowie die suggestive Aneinanderreihung von Sprachhülsen und eine emotive Verstärkung durch Musik sind theatrale Strategien der Selbstinszenierung des aufrichtigen Politikers und »Inszenierung von Authentizität« im Sinne von Echtheit der vermeintlichen Botschaft. Durch Demaskierung der Strategien wird die Echtheit medialer Repräsentation zweifelhaft und eine beliebte Nutzung des Mediums Radio als Propagandamedium kritisch in Erinnerung gebracht. Indem Kagel die Form als Aussage selbst nutzt, macht er durch seine Darstellungsmittel Strukturen der Lebenswirklichkeit (Life) transparent. Da er zugleich den künstlerischen Entfaltungsprozeß der Form selbst live vorführt, wird zudem ein authentischer künstlerischer Prozeß erfahrbar: als work in progress an einer politischen Rede.

Der »Tribun« wurde von Kagel in bimedialer Form nicht nur live im Radio, sondern auch auf einer Bühne im Theater oder mitten im Leben (Life) als Performance auf dem Kölner Roncalli-Platz aufgeführt. Die Figur des Tribuns hat Kagel so angelegt, daß sie ihre Rolle im Rundfunkstudio erst im Probenprozeß theatral entfaltet. Zur Entstehung des Stückes sagte Kagel selbst:

»Während einer Reihe von Jahren versuchte ich, gewisse Elemente zu abstrahieren, die zu politischen Reden gehören. Ich schrieb etwa 500 Karteikarten mit stichwortartigen Themen. Die Entstehung meines Hörspiels »Der Tribun« bestand daraus, in ein Studio eingeschlossen zu werden, um mit Hilfe dieser Karteikarten stundenlang zu improvisieren und somit in den Zustand eines Politikers zu kommen, der überzeugen muß.«¹⁷

So wurde kein vorgeschriebener Text gelesen, sondern eine Rede aus wiederholten und variierten Versatzstücken allmählich beim Reden verfertigt. Der Vollzug der Verfertigung in actu, der »Authentizität« eines Politikers und Suggestionwirkung auf das Publikum als deutliches Inszenierungsziel hat, wurde im ausgewiesenen Einsatz auch der technischen Medien Mikrofon und Lautsprecher vorgeführt. Dabei galt es, ein Bewußtsein für Zensur und ein Gespür

dafür zu wecken, daß Rundfunk und Fernsehen täglich von der Politik gebraucht und mißbraucht werden. Insbesondere der Umgang mit dem technischen Medium wird von Kagel betont, denn »nicht nur was gesendet wird, sondern wie gesendet wird«,¹⁸ bedingt Manipulationen und Einschränkungen.

Inszenierungsstrategien in Politik und Wirtschaft – von der Selbstinszenierung der Politiker über Corporate Identity von Firmen und Parteien bis zur Produktwerbung jeder Art zeigen deutlich, daß die Inszenierungsfelder außerhalb der früheren medialen Domäne »Theater« zunehmend expandieren. Diese Expansion steht im direkten Zusammenhang mit einem neuen Interesse am »inszenierten Ereignis« auch als »Medienereignis«. ¹⁹ Der Begriff »inszeniertes Ereignis« impliziert die Paradoxie eines Versuches zu inszenieren, was nicht zu inszenieren ist (Kamper): ein Ereignis. Gerade in einer Zeit medialer Manipulationsmöglichkeiten und Konstruktionen von Wirklichkeit, die heute wohl den meisten Menschen bewußt sind, ist das Bedürfnis nach unverfügbaren Geschehnissen, auch nach Unberechenbarkeit deutlich gewachsen. Eng verbunden mit der Performance-Ästhetik, die sich durch Kunstströmungen des Happenings, Fluxus und Intermedia, aber auch durch die Theateranthropologie durchsetzen konnte, spielt das Ereignis als Live-event in ganz unterschiedlichen Künsten und auch in der Akustischen Kunst eine besondere Rolle.

John Cage

Als Schlüsselereignis kann in diesem Zusammenhang das berühmte Tacet-Stück »4'33"« von John Cage²⁰ betrachtet werden. Es erscheint sinnvoll, dieses sicherlich bekannte event kurz in Erinnerung zu rufen, da eine im 20. Jahrhundert propagierte Verschmelzung von »Kunst und Leben« daran ebenso deutlich wird wie neue Möglichkeiten der künstlerischen Realisation von »Live is life«, die der Nestor der Neuen Musik in zahlreichen eigenen Hörstücken für das Studio Akustische Kunst und durch seinen immensen Einfluß auf andere Künstler eröffnete. Auch die bereits gehörten Stücke von Mauricio Kagel erhielten hier neue Diskursbedingungen ihrer Möglichkeit.

1952 hat John Cage in einem heute epochal zu nennenden Konzert seine stille Komposition »4'33"« uraufgeführt, zu der er selbst sagte: »Jemand betritt die Bühne und tut überhaupt nichts.«²¹ Wieviel jedoch geschieht, wenn jemand überhaupt nichts tut, läßt sich durchaus vorstellen. Der Pianist David Tudor betritt die Bühne der Maverick Hall in Woodstock (USA). Er setzt sich an das Klavier und vollzieht – der Publikumserwartung entgegen – ein ungewöhn-

liches stummes Spiel. Kein einziges Mal legt der Pianist seine Hände auf die Tasten, nicht ein einziger Klavierton wird hörbar. Statt dessen öffnet und schließt er dreimal den Klavierdeckel wie einen Vorhang. Auch ohne komponierte Töne wird durch dieses Gestenspiel eine Komposition von John Cage zur Aufführung gebracht, in der Interpretation des Pianisten David Tudor, der das Klavier schweigen läßt – *tacet*²² –, es schweigt.

Dieser Komposition ist der Echtzeitraum von 4'33" vorgegeben und eine zeitliche Einteilung in drei Sätzen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein zeitlicher Rahmen, mit dem für vier Minuten und 33 Sekunden der Rahmen konzertanter Musik durchbrochen und programmatisch die Aufmerksamkeit für die »Allklänge« – wie Cage sie nannte – des Lebens selbst geweckt wird. Ist die gegebene Zeit auch inszeniert, so geht in diesem Zeitrahmen jedoch die Gleichung »Live ist life« als Ereignis auf, das in seinem Vollzug absolut nicht inszeniert und in neuer Weise authentisch ist: als authentisches Erleben des alltäglich Hörbaren. So erscheint der Bruch mit der Tradition des Musikkonzertes weitaus weniger gewichtig als der Aufbruch in etwas Neues, das von Künstlern und Komponisten durch ein »Ja« zum Leben eröffnet wird. Seit dem *Tacet*-Stück sind neue Voraussetzungen für einen solchen Aufbruch dadurch gegeben, daß Konzerte nicht aus Tönen bestehen müssen, daß Stille und Klänge keine Gegensätze sind, daß die Wirklichkeit und »das Leben« aus vielen musikalischen Ereignissen bestehen, daß Kunst und Leben einander durchdringen können und Musik Theater werden kann.

Unter »Leben« wird in diesem Zusammenhang schlicht eine Teilhabe am Alltäglichen verstanden. John Cages Anliegen, den Geschehnissen ihren Lauf zu lassen und sie nicht zu beherrschen, ist geprägt von einem starken Einfluß der Philosophie des Zen-Buddhismus. Das größte Mysterium liegt nach der zen-buddhistischen Lehre in dem, was sich täglich ereignet, alltäglich gegeben ist. So erhofft sich Cage von der Kunst, daß sie »ins Leben einführe«.²³

»Die Funktion der gegenwärtigen Kunst besteht darin, (...) uns näher an den Prozeß heranzuziehen, der die Welt ist, in der wir leben.«²⁴

Um die Komplexität dieses Prozesses nicht zu verringern, wird ein neuer Umgang mit Zufallsverfahren wegweisend. War nach traditioneller Begrifflichkeit »authentisch«, was von der Zufälligkeit der Darstellung befreit schien, so gilt nun der Zufall als »authentisch«, weil er keine Darstellungsmanipulationen aufweist. Die Unberechenbarkeit, die eine ungeschnittene, ungeglättete Erfahrungswirklichkeit im Alltag ausmacht,

ihr Live-Charakter, wird zum künstlerischen Wert.

Um Mißverständnissen entgegenzuwirken, muß in diesem Zusammenhang besonders betont werden, daß Cage seinen Kunstbegriff vom »Leben« aus neu bestimmt, dementsprechend »Kunst als Leben«, aber nicht »Leben als Kunst« versteht. Letzteres würde eine bestimmte Vorstellung von Leben, womöglich ihre Ästhetisierung verabsolutieren, was Cage deutlich fern liegt.²⁵ Auch kommt es hier nicht zu einer Gleichsetzung von Kunst und Nicht-Kunst, sondern zu Umwertungen der Kunst am Maßstab eines Lebens, das vom Prozeß aus gedacht wird.

Ausgehend von diesen Umwertungen entstand ein Hörstück, das sich der Vielsprachigkeit und Komplexität des Lebens geradezu exemplarisch annähert: das Hörstück »Roaratorio, ein irischer Circus über Finnegans Wake« aus dem Jahre 1979. Schon der Titel versetzt das Oratorium der Kirche ins Leben, in ein »Roaratorio«.

»An oratorio is like a church-opera, in which the people don't act, they simply stand there and sing. And so a »roaratorio« is-well, you don't roar in church but you roar in life, or roars take place in life and among animals and nature and that's what this is. It's out in the world. It's not in the church.«²⁶

Mit diesem Hörstück revolutionierte Cage die Literaturrezeption und -transformation mit den Mitteln der Akustischen Kunst, in der die ganze Vielfalt des Hörbaren – Sprache, Musik und Geräusch – gleichberechtigt auftritt. Die schweigende Haltung eines Komponisten, der den Umgang mit dem Textmaterial mittels Zufallsverfahren von seinen Vorlieben und Abneigungen befreit, eröffnet hier Zeit und Raum für einen der befremdlichsten und unverständlichsten Texte der Weltliteratur: »Finnegans Wake« von James Joyce. In seiner akustischen Komposition und Transformation eines Textfundstückes ließ sich John Cage von nichts leiten als vom Eigennamen James Joyce und dem »soundsense« seines Textes. Buchstäblich folgte er ihm in sogenannten Mesosticha, Lettern, die auf der Mittellachse von oben nach unten gelesen, immer wieder den Namen James Joyce ergeben und verfaßte auf diese Weise eine Durchschrift, die zu den ungewöhnlichsten Umschriften von Literatur zählt. In John Cages Lesung dieser Durchschrift geht seine Stimme immer wieder in ein Singen über, läßt er den Wortsinn in Klangsinn fließen und gänzlich in der Schwebung des gesungenen Sprachflusses. Zu diesem lautpoetischen Part des Stückes kamen 2 293 Klänge der in Finnegans Wake erwähnten Örtlichkeiten sowie Geräusche hinzu, die als O-Tonaufnahmen an verschiedensten Stellen dieser Welt aus dem Leben gegriffen wurden. Zusammen mit irischen

Balladen, Jigs und Instrumentalmusiken, die in Irland aufgenommen sind, wurden sie zu einer Komposition aus menschlicher Stimme, Umweltklang, Naturgeräusch und Musik montiert.

»Finnegans Wake« von James Joyce, ein Text, der bereits zwischen den Sprachen geschrieben wurde, wird im »Roaratorio« von John Cage in eine Sprachform der Akustischen Kunst transformiert, die potentiell alle Sprachen als Multilingua, alle Klänge des Lebens und Musikrichtungen einander begegnen lässt. In einer zeitweiligen Überlagerung von bis zu 64 akustischen Schichten können sie im Hörstück einander begegnen. Dabei kommt der Zufall von Koinzidenzen im Leben, eine Aleatorik der Begegnungen gleichberechtigter akustischer Ereignisse zum Zuge.

Wie das Leben selbst zu einer künstlerischen Aktion werden kann, ist eine Frage, die sich Orson Welles während seiner Live-Performance des Hörspielmanuskriptes vor dem Mikrofon im Studio sicherlich nicht gestellt hat. Bei Mauricio Kagel wurde sie im »Tribun« zum Ausgangspunkt und Ziel einer bimedial realisierten künstlerischen Live-Aktion in den Medien Radio und Theater. Dabei ging er vom Leben bzw. der Lebenserfahrung aus, um im Dargestellten und in der Darstellung – beispielsweise als Live-Performance – den Bezug zum Leben (Life) zu bewahren. Bei John Cage wird eine Verbindung von »Kunst und Leben« zentral. Von Walther Ruttmanns »Weekend« bis zu Cage's »Roaratorio« zeigt sich ein künstlerisch-kompositorischer Umgang mit Momentaufnahmen des Lebens, die eine Aufmerksamkeit auch für akustische Phänomene des Alltags schärfen, ohne sie lediglich akustisch abbilden zu wollen. Diesen ganz unterschiedlichen Spielarten einer Akustischen Kunst, die immer wieder anders eine »Inszenierung des Authentischen« thematisieren oder authentisches Erleben im Beziehungsspiel von Live und Life, von lebendiger Darbietung und Bezug zum Leben ermöglichen, soll abschließend noch ein Medien-Ereignis der Akustischen Kunst hinzugefügt sein.

Bill Fontana und seine »Satelliten-Klangbrücken«

In der Tradition des O-Tons, der die physikalischen Spuren kompositorisch nutzt, die eine akustische Wirklichkeit auf der Filmtongspur oder auf Tonband hinterlässt, und in der Nachfolge von John Cage, der den akustischen Geschehnissen des Lebens nichts als Zeit gibt, zu entstehen und zu vergehen, lässt der amerikanische Klangbildhauer Bill Fontana Stadtgeräuschlandschaften für sich selbst sprechen und einander

begegnen. Mit zahlreichen Mikrofonen aufgenommene Geräusche und Klänge aus verschiedenen Stadtteilen führt er mit Hilfe der Übertragungstechnik live an einen Ort zusammen, an dem sie eine neue, nie gehörte Komposition in geregelter Zufälligkeit ihres Zusammentreffens gestalten. Ein durch die akustische Architektur markierter, skulpturaler Hörraum wird bimedial inmitten des Stadtlebens, aus dem die Klänge stammen, und im Hörraum des Mediums Radio gleichermaßen eröffnet. In diesem zweifachen Hörraum entsteht eine Begegnungsstätte für Geräusche und Klänge einer Stadt oder auch zweier Städte, selbst zweier Kontinente, die über Satellit live zusammentreffen können.

»Seit 1980 beschäftigt mich die Live-Übertragung von Geräuschen. Geräusche live, anstatt vom Tonband, an den Ort einer Klangskulptur zu übertragen, macht die Klangskulptur direkter und realer. Dies gilt ebenso für die Radio-Live-Sendung. Bei einem Medium, das so flüchtig ist wie der Klang, gibt der Einsatz einer kontinuierlichen Live-Übertragung dem Werk eine neue Substanz. Die Klangskulptur lebt, ist nicht in einer aufgenommenen Zeitkapsel, wie etwa dem Tonband, eingefroren. Live übertragene Klangskulpturen besitzen zudem ein nicht vorher hörbares akustisches Eigenleben, das über meine kompositorischen Arbeiten hinausgeht.«²⁷

Schon 1987 war die Zusammenführung der Klänge bei Bill Fontana nicht auf einen lokalen Dialog beschränkt. Er realisierte vielmehr eine interkontinentale Begegnung zwischen den Städten Köln und San Francisco, zwischen den Kontinenten Europa und Amerika in einer »Satelliten-Klangbrücke Köln-San Francisco«. 1993 kam es zu einer zweiten Ohrbrücke zwischen der Rhein-Metropole Köln und der japanischen Tempelstadt Kyoto,²⁸ die seit ihrer Gründung im Jahre 794 bis heute Zentrum des traditionellen japanischen kulturellen Lebens und des Zen-Buddhismus ist.

Zusammen mit dem WDR und dem verantwortlichen Redakteur und Initiator Klaus Schöning realisierte Bill Fontana diese Satelliten-Klangbrücke erneut in zwei unterschiedlichen medialen Formen. Eine dreistündige Live-Komposition wurde in drei Radioprogrammen des WDR übertragen. Der Hörer war eingeladen, die Begegnung zweier Stadtgeräuschlandschaften, die akustische Erscheinungsform ihrer alltäglichen Geschehnisse (life) live mitzuerleben – von Klaus Schöning als Live-Moderator begleitet, ein Moderator als Gastgeber.

Für den Hörer, der der Radiosendung über Kopfhörer folgte – wie ich es tat –, war das entfernte Draußen in Köln oder das noch weiter entfernte Draußen in Kyoto nahe im Drinnen des eigenen Interieurs. Hier vernahm der Hörer nicht nur den vertrauten Ruf zum Kirchengang der Glo-

cken des Kölner Doms, sondern auch den meditativen Klang der Glocke des Daitokuji Tempels oder die Hoffnung spendende Schwingung kleiner Glocken im Yasaka Jinja Schrein, die die Japaner läuten, damit ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Die Eisenbahngeräusche auf der Hohenzollernbrücke und die Verkehrsgeräusche auf der Severinsbrücke fanden in ihrem lautstarken Wechselspiel ein leises Echo in der Resonanz der Schritte von Passanten, die eine Holzbrücke im Heian Schrein oder »die Brücke der Nachtigall« im Chion-in Tempel überquerten. Oppositionen wie laut und leise, metallischer oder hölzerner Resonanzboden, profaner und sakraler Lebensbereich etc. gingen ineinander über im Neben- und Miteinander der Händler auf dem Markt des Kölner Stadtteile Nippes. Das Konzert der Frösche im Heian Schrein stimmte ein in das der hiesigen Vögel im Grüngürtel um Köln und intonierte einen Zeit-Raum fließender Übergänge, den ein mit Wasser gefülltes Bambusrohr strukturierte, indem es in gewissen Abständen auf einen Stein schlug und ein meditatives Geräusch erzeugte. Die Japaner schätzen besonders die Stille nach dem Aufschlagen des Shishiodishi. Diese Stille gehört ebenso zur akustischen Sphaira Japans wie der Gesang buddhistischer Mönche.

Parallel zur Radioübertragung wurde eine zweitägige urbane Open-Air-Klangskulptur auf dem Heinrich-Böll-Platz vor dem Museum Ludwig in Köln und in Kyoto ebenfalls auf einem Museumsplatz realisiert. In dieser durch Lautsprecher markierten Stadtgeräuschlandschaft war jeder Straßenpassant eingeladen, selbst eine Wahl zu treffen. Leise und dezent winkten bekannte und fremde Geräusche und Alltagsklänge dem Besucher zu, auf sie zuzugehen, näherzukommen und eine Weile unter einem Lautsprecher lauschend zu verweilen, um dann weiter zu spazieren zwischen den Klängen, von denen man bald nicht mehr wußte, ob sie dem in Sehweite befindlichen Kölner Hauptbahnhof entstammten oder über Lautsprecher aus einem anderen Kölner Stadtteil oder gar aus Kyoto kamen.

Zwei unterschiedliche Möglichkeiten, an dieser Begegnung im authentischen Erleben teilzuhaben, waren hier gegeben. Von Lautsprecher zu Lautsprecher streifend war jeder Hörer sein eigener Komponist; verfolgte er diese Klangreise zwischen den Kontinenten von einem Sender zum anderen wechselnd, so hörte er eine Komposition, die Bill Fontana live am Mischpult erstellte. Über Satellit hereinkommende Klangwellen aus Kyoto und aus Köln wurden nach musikalischen, z.B. kontrapunktischen Kriterien miteinander komponiert. Eine Partitur gab dabei die »Struktur der Möglichkeit« von Klängen im

Hör-Raum an; das, was sich in diesem Möglichkeitsspielraum ereignete, überließ der Künstler jedoch dem Zufall. Dieser eigenhändige Schreibprozeß am Mischpult weckt eine wieder andere Vorstellung von Authentizität. Die medien-spezifischen Möglichkeiten erlauben es, daß sich die Klänge des Lebens in vom Buchstaben unabhängigen Hörbildern in Bill Fontanas Stadtgeräuschlandschaften selbst zu Gehör bringen. Doch das Medium schreibt mit an den Spuren, die zusammenzuführen es in neuer Weise ermöglicht. Sie werden zum Material des Künstlers Bill Fontana, der als »authentisches« in völlig neuer Weise am Mischpult die Graphophonie²⁹ seiner Komposition erstellt.

Radio tritt hier nicht lediglich als Vermittler von Kunst und Kultur auf. Es ist nicht Stellvertretermedium im Brechtschen Sinne, das ein kulturelles Ereignis nur vermittelt und verbreitet. Für die Akustische Kunst ist das Radio Medium der Kunst und künstlerisch gestaltetes Medium gleichermaßen, ein Kunst schaffendes Medium, das im Falle der Satelliten-Klangbrücke Köln-Kyoto ein künstlerisches und technisches Ereignis und neue Hörerfahrungen ermöglichte.

Die damals noch einzige Medienverbindung via Satellit zu Japan wurde bei dieser Gelegenheit erstmals gegen ihre sonstige Funktion zu einer interkulturellen Begegnung genutzt. Diese Verbindung, über den zum größten Teil Geschäftskonferenzen abgehalten wurden, diente nicht etwa einer Unterredung, sondern wurde vielmehr zur Passage einer Begegnung, zur Schleuse einer ganz neuen Hörerfahrung, bei der Alltagsklänge und -geräusche zweier Kontinente, die Klänge zweier Kulturen sich trafen und miteinander verschmolzen, ohne sich einigen, ohne ihre Andersartigkeit preisgeben zu müssen.

Durch die von Bill Fontana gebaute Ohrbrücke konnte der Hörer das Medium Radio in neuer Weise erfahren, authentisch erleben. Auf wechselnden Sendern suchte er die gleiche Sendung und fand dasselbe immer wieder anders. Sendezeit wurde zur Erfahrung einer anderen Zeit, der Zeit in der Zeit, dem Wandel und der gleichzeitigen Zeiten eines Morgens in Köln, der ein Nachmittag in Kyoto war, und dem Wechsel der Zeiten zu einem Mittag in Köln und einem Abend in Kyoto. Eine solche Satelliten-Klangbrücke macht die Möglichkeiten einer Akustischen Kunst im Radio überaus deutlich, Direktübertragung zur Durchdringung unterschiedlicher Geschehenszeiten und Räume, zur Erzeugung einer Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten zu nutzen und auf diese Weise das »Leben« in die Kunst hereinzuholen. So geht die Gleichung »live ist life« auf.

Anmerkungen

- * Überarbeiteter Vortrag, gehalten während der Sitzung der Fachgruppe Literatur des Studienkreises Rundfunk und Geschichte am 6. Mai 1999 in Siegen.
- 1 Die subjektive Eigenhändigkeit verleiht dem Verfaßten Objektivität. So steht der Begriff der Authentizität von Anfang an im Spannungsfeld von Objektivem und Subjektivem. Vgl. Klaus Michael Wetzel: *Autonomie und Authentizität*. Frankfurt am Main u.a. 1985.
 - 2 Zur regulativen Funktion von Authentizität einer »aufrichtigen Kommunikation« in einer pietistischen »Kultur des Herzens« vgl. Eleonore Kalisch: Von der protestantischen Authentizität zum »inszenierten Ereignis«. In: Andreas Kotte (Hrsg.): *Theater der Region – Theater Europas*. Kongreß der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Basel 1995, S. 250ff.
 - 3 Vgl.: Wetzel: *Autonomie* (wie Anm. 1).
 - 4 Vgl. Kalisch: Von der protestantischen Authentizität (wie Anm. 2), S. 256f.
 - 5 Hinsichtlich der Authentizitätsfrage muß in diesem Sinne beispielsweise der Dramentext »Dantons Tod« von Georg Büchner vom historischen Dokumentationswesen der Französischen Revolution unterschieden werden.
 - 6 Vgl. Klaus Schöning: Die Wirklichkeit des Radios ist die Wirklichkeit des Radios, oder die Marsmenschen kommen. In: ders. (Hrsg.): *Hörspielmacher*. Königstein/Ts. 1983, S. 123.
 - 7 Das Mercury-Rundfunktheater konnte sich auf eine vom Medium Theater her bekannte und vom traditionellen Hörspiel als »Theater im Dunkeln« in den 30er bis 50er Jahren genutzte Übereinkunft mit dem Zuhörer stützen, das Dargestellte nicht als Realität zu verkennen.
 - 8 Vgl. Eckhard Breiter: The war of the worlds. Politische Allegorie und/oder selbstkritische Studie auf den Rundfunk? In: Horst Groene (Hrsg.): *Das Hörspiel im Englischunterricht*. Paderborn 1980. Zit. n. Schöning: *Wirklichkeit* (wie Anm. 6), S. 127.
 - 9 Schöning: *Wirklichkeit* (wie Anm. 6), S. 123.
 - 10 Am traditionellen Begriffsverständnis gemessen stützt sich Authentizität hier nicht mehr auf »Echtheit« eines »Originals« oder Urheberschaft eines alleinigen Verfassers. Autorschaft tritt hinter das Textmaterial zurück, dem gegenüber der Autor oder Regisseur jedoch Verantwortung hat und in diesem Fall auch zeigt.
 - 11 Vgl. Reinhard Döhl: *Das Neue Hörspiel*. Darmstadt 1988, S. 104.
 - 12 Zu dieser Entwicklung vom »traditionellen Hörspiel« über das »Neue Hörspiel« bis zur Akustischen Kunst vgl. Petra Maria Meyer: *Die Stimme und ihre Schrift*. Wien 1993.
 - 13 Vgl. Döhl: *Hörspiel* (wie Anm. 11), S. 88f.
 - 14 Ebd., S. 89.
 - 15 Produktion WDR 1969, Karl-Sczuka-Preis 1969.
 - 16 Produktion WDR 1979, Hörspielpreis der Kriegsblinden 1980.
 - 17 Mauricio Kagel: *Realität und Fiktion im Radio und Hörspiel*. In: Schöning (Hrsg.): *Hörspielmacher* (wie Anm. 6), S. 135-143, hier S. 136.
 - 18 Ebd., S. 142.
 - 19 Ein neuer Bereich, für den die Weimarer Bauhausuniversität nicht zufällig eine Professur geschaffen hat.
 - 20 Ausführlich zum beträchtlichen Einfluß von John Cage in ganz unterschiedlichen Künsten und zum Einfluß von Happening und Intermedia auf ein Avantgarde-Theater: Petra Maria Meyer: *Als das Theater aus dem Rahmen fiel*. In: Erika Fischer-Lichte u.a.: *Theater seit den 60er Jahren*. Tübingen/Basel 1980, S. 135-195.
 - 21 Zit. n. Richard Kostelanetz: *John Cage im Gespräch*. Köln 1989, S. 95.
 - 22 Mit »tacet« (lat.: [es] schweigt), wird in der Musik der Hinweis bezeichnet, daß in einem Instrumental- oder Vokalmusikstück die Stimme in diesem Satz bzw. für den Rest des Stückes pausiert oder schweigt.
 - 23 Vgl. John Cage in: Daniel Charles: *Für die Vögel*. John Cage im Gespräch mit Daniel Charles. Berlin 1984, S. 52.
 - 24 Ebd., S. 90.
 - 25 Ebd., S. 96.
 - 26 John Cage, in: Klaus Schöning (Hrsg.): *Roaratorio*. Ein irischer Circus über Finnegans Wake. Königstein/Ts 1985, S. 89.
 - 27 Bill Fontana, zit. nach WDR-Presseunterlagen.
 - 28 Vgl. zur Ohrbrücke Köln-Kyoto von Bill Fontana ausführlich: Petra Maria Meyer: *Gedächtniskultur des Hörens*. Medientransformation von Beckett über Cage bis Mayröcker. Düsseldorf 1997.
 - 29 Zum Begriff »Graphophonie«, der die medientechnisch spezifische Schreibweise einer Akustischen Kunst im Unterschied zur Phonographie betont vgl.: Petra Maria Meyer: *Die Stimme und ihre Schrift*. Wien 1995.

Helmut Schanze

Live is life

Anmerkungen zu einem Prinzip des Fernsehens und einer Tagung*

In der Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts haben vier technische Medien eine herausragende Rolle gespielt: der Phonograph und der Kinematograph, im Videorecorder verbunden als Medien der Speicherung, Hörfunk und Bildfunk, die Radiomedien, im Fernsehen verbunden als Medien der Diffusion. Hierzu kommt derzeit, als digitales Netzmedium, das Internet. Die neue digitale Plattform führt zu einer technischen Konvergenz von Speicherung und Diffusion.

Besonderes Kennzeichen ist mediale Interaktivität und technische Individualisierung, die Simulation von Brief und Gespräch, besser bekannt als »Mail« und »Chat«. Der »Me-Channel«, das personalisierte Fernsehen, die »Home-Page« als eigenes Programm, das individualisierte Fernsehen, »Video on Demand«, bzw. »Near Video on Demand« bis hin zum Digital Video Broadcasting als »Neues Fernsehen« stehen in ihrer Realisationsphase.

Das Digitalmedium beerbt nicht nur die Nutzungsformen, sondern auch die Eigenschaften der nunmehr »Alten Medien«. Hier bilden sich Kontinuitäten im Medienwandel aus. Die Radiomedien und die Digitalmedien weisen evidente Gemeinsamkeiten auf. Nicht nur ist die Distribution global, als Medien sind sie vor allem »Zeit-Medien«. Zur Angebots-Zeit und Rezeptions-Zeit kommt die potentielle Verknüpfung beider mit der außermedialen, der »realen« Zeit. Das dabei implizierte Versprechen ist das einer Aufhebung von Grenzen, konkret: zwischen der Eigen-Zeit der Mediennutzer und der allgemeinen Welt-Zeit.

Deutlicher noch als beim Hörfunk in den 20er Jahren wurde dieses Versprechen bei der Einführung des Fernsehens auch in Deutschland in den 50er Jahren als mediales Spezifikum reklamiert. Ein »Fenster zur Welt« sollte das damals neue Medium sein, womit gleich zwei Ansprüche formuliert wurden. Zum einen sollte es räumliche Grenzen aufheben, indem es das Weltgeschehen ins Wohnzimmer transportierte, zum anderen sollte es dieses Geschehen zum Zeitpunkt des Geschehens übermitteln, also Welterfahrung in Echtzeit erlauben: »live« als »live«.

Sowohl in der Medienwissenschaft als auch in der Medienpraxis entwickelte sich aus dieser Ausgangslage ein diskursiver Topos, der bis heute seine zentrale Bedeutung bewahrt hat: die Frage nach der Authentizität. Wie »echt« ist das medialisierte Reale, wie »real«, so die Frage,

können mediale Konstrukte sein? »Authentizität«, Möglichkeiten und Grenzen ihrer medialen Herstellbarkeit bzw. Simulation über das Prinzip »live«, wurde und wird immer wieder neu diskutiert.

Das Thema der gemeinsamen Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte und des DFG-Sonderforschungsbereichs (sfb) 240 Bildschirmmedien an der Universität Siegen – im 30. Jahr der Gründung des Studienkreises, im 14. der Einrichtung des sfb 240, war dieser Begriff. Er ist ebenso umstritten, wie er für die Geschichte des Fernsehens seit Anbeginn konstitutiv ist. Gegenstand der Tagung war zum einen die Aufarbeitung zentraler Aspekte seiner gegenständlichen Geschichte, der technischen, ästhetischen und politischen Inszenierungsformen des Authentischen, zum anderen deren medientheoretische Reflexion – in beiden Fällen im internationalen Kontext. Die Ergebnisse der Tagung sollen demnächst in einem Sammelband veröffentlicht werden, der auch weiterführende Beiträge enthalten wird. Hier seien die Problemlage, die mit dem Begriff »Live« verbunden sind, und einige Folgerungen für eine historisch-systematische Rundfunkforschung im Sinn einer Skizze des Forschungsstandes angedeutet.

Daß im deutschen Sprachraum für »Direktübertragung«, im französischen »en direct«, der englische Begriff »live« sich eingebürgert hat – bis hin zu Sendernamen, die das »Live«-Prinzip als Marke und Profil aufnehmen – läßt sich zum einen als modischer Anglizismus erklären, ist zum anderen auf den Versuch zurückzuführen, die umfassenden Manipulationsmöglichkeiten, die das Prinzip des radiophonen »Dabeiseins« zum Instrument der Massendisziplinierung im Sinne des »Volksempfängers« tauglich machten, durch die anglo-amerikanische Tradition der Partizipation am öffentlichen Leben zu balancieren. Schon Bertolt Brecht forderte das Radio auf, live von den großen Parlamentssitzungen, von den großen Prozessen zu berichten.

Eine weitere, vorgängige medienhistorische Dimension des Begriffs verweist auf das alte Medium der maximalen Direktheit, das Theater. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, lassen das Geschehen in Echtzeit vorüberrollen. Im Dispositiv Theater ist die Frage nach »echt« und »unecht« jederzeit und vom Zuschauer überprüfbar, als Mimesis, als dargestellte Wirklichkeit dekodierbar. Die Differenz von äußerer

Realität und Wirklichkeit des Theaters konstituiert das Spiel. Die Illusion ist hart von einer Realität vor und nach dem Theaterbesuch getrennt. Eine »Theatralische Sendung« entsteht erst dann, wenn das Theater im Medium der Literatur zum Gegenstand wird, wie in Goethes »Wilhelm Meister«. Das Theater wird von literarischen Instanzen, von der Dramaturgie und der Kritik, mit einem »Programm« versehen. Die neueren »Programmedien« sind auf diese Weise an das Buch, das Drehbuch, den Sendeablauf gebunden. Der Film mit seiner Scheinwirklichkeit läßt, absichtlich, die Grenzen verschwimmen. Noch künstlicher als das Theater, besetzt der Film den Raum der Phantasie. Die physische Grenze und ihre Erkennbarkeit wird mit dem Live-Prinzip des Rundfunks scheinbar vollends aufgehoben. Es entsteht ein zeitliches Kontinuum, ein Programmfluß, der auch dann weiterläuft, wenn das Gerät abgeschaltet ist. Das Live-Prinzip kann diesen Ablauf durchbrechen; es bestätigt ihn aber auch, wenn Live-Berichterstattung (»live coverage«) zum Dauerthema wird.

Das für die Live-Sendung konstitutive Prinzip der »Inszenierung des Authentischen«, das »wie« der Realitätskonstruktion, geht auf das Theatermedium zurück. Der theatralische Apparat dient der Erzeugung einer Illusion der Direktheit, die auch hier, aus Licht, Holz, Pappe und Stoff in einem definierten Raum entsteht. Das Live-Prinzip des Radios entgrenzt auch hier. Der wahrhaft strategische Aufwand, der bei einer »Live-Sendung« betrieben werden muß, verfremdet die »Wirklichkeit« in einem Maße, die von denen, die »wirklich« dabei sind, als Zuschauer oder als Beteiligte, zum Ärgernis geraten kann. Ehrwürdige Architekturen werden zu Kulissen mit Effektcharakter degradiert, gleißend helle Scheinwerfer, technische Einbauten und Kabelwirrwarr, sorgfältig zu verbergen für den »lieben Zuschauer am Bildschirm« kennzeichnen die Situation »vor Ort«. Die Beteiligten werden »in die Maske« geschickt, das Publikum, das mitspielen soll, wird, wie im Theater und beim Film ausgesucht – »gecastet«, wie der Fachausdruck lautet. Sorgfältig werden die Kamerapositionen ausgesucht, die Blickwinkel, aus denen heraus das Geschehen beobachtet werden darf, Räume werden »ausmikrophoniert«, um den »echten« Klang und die »wirkliche Atmosphäre« des »Ereignisses« zu vermitteln.

Könnte das Fernsehen als Abspielstation von Filmproduktionen und Serien zu einer großen »Erzählmaschine« (Knut Hickethier) werden, so wird es durch das Live-Prinzip zu einem Medium, das aktiv in alle Lebensbereiche, vor allem in den Bereich der Politik, eingreift und auch vor den privatesten Dingen nicht halt macht. Alle

Arten von theatralen und zirkensischen Spielen, auch das Theater selber und die Zirkusvorstellung sind die Gegenstände seiner Ereignisbildung. Ist das Fernsehen nicht dabei, stellt sich das Gefühl der Bedeutungslosigkeit ein. Wird das Spiel übertragen, so ist es etwas wert. Das Risiko, das der Berichtersteller und der Kameramann bei der »Live-Berichterstattung« eingehen, machen ihn und sein Team zu Fabelwesen.

Was scheinbar ein Paradox ist: die Geschichte des Live-Prinzips und die Notwendigkeit, bewegte Bilder mit planendem Aufwand, unter Vorhaltung und Einsatz eines großen Apparats zu produzieren, in Kauf zu nehmen, daß ein »Bildschirmmedium« immer nur einen gestalteten und umgestalteten Ausschnitt der »Wirklichkeit« bieten kann, eine »gestellte Wirklichkeit«: die muß Anlaß sein, grundsätzlicher und zusammenfassend über die Fernsehgeschichte des Live-Prinzips in einem internationalen Rahmen nachzudenken. Es geht um das Prinzip und es geht um seine Geschichte, die eine Vielzahl von Geschichten des Fernsehens, seine Pluralität auf einen Punkt bringen soll, in dem sich der gestaltete Raum des Films mit einem zeitlich gegebenen, durch Zufall und Ereignis bestimmten Programm eines audiovisuellen Massenmediums trifft.

In der Tat, und hierin dürfte ein wesentliches Ergebnis der Tagung benannt sein, produziert das Live-Prinzip unterschiedliche Live-Kulturen. Die des Unterschieds zwischen »Rundfunk als Führungsmittel« und als Mittel der Partizipation für ein breites Publikum wurde bereits angesprochen. Wie vielfältig die Live-Kultur in den verschiedenen Fernsehsystemen Europas und der Vereinigten Staaten sein kann, wird im Tagungsband von Fachleuten aus Großbritannien, den USA, Frankreich, Italien und Rußland thematisiert werden. Dem ist hier nicht vorzugreifen.

Entscheidend aber ist, daß, bei dem übernationalen technischen Charakter des Radiomediums, das keine Grenzen kennt und das Verfahren entwickelt hat, simultan in viele Sprachen zu übersetzen, immer auch eine Vertaktung der Ereignisse erfolgt. Dies ist nicht nur bei der zur Massenführung einzusetzenden »Gleichschaltung« zu beobachten, sondern auch in den vielfältigen Formen der internationalen Übertragungen, wie denen der Olympischen Spiele, der Fußballweltmeisterschaften, der Tour de France über internationale Game-Shows bis hin zu Festspielereignissen. Bayreuth und Salzburg¹ sind schon früh »en direct« in alle Welt übertragen worden. Das Ritual der Ansage der beteiligten Sendeorganisationen, die Eurovisionsfanfare nach Charpentier, sie genießen nachgerade

Kultstatus in Europa und für Europa. Sie fungieren als kulturgeschichtliche Zeitanzeigen.

Zur Differenzierung nach nationalen Fernsehkulturen und deren Vertaktung kommt das Moment der Ausdifferenzierung nach Genres der Live-Sendung hinzu. Eine Reihe solcher Sendeformen, von der Übertragung von politischen Ereignissen, über repräsentative Großereignisse wie etwa von Krönungen, Hochzeiten und Trauerkondukten bis hin zu allen Formen der Sportsendungen, auch von Festivals und einzelnen Theaterereignissen² ergibt sich ein generisches Repertoire fester Sendeformen, deren Bestimmung in der Forschung weitgehend noch zu leisten ist. Es ergeben sich Überschneidungen mit den Nachrichtengenres, den Magazinformaten, mit sogenannten »realitätsnahen« Sendeformen, wie den Dokumentationen (die aus der Live-Berichterstattung zusammengeschnitten werden) und mit fiktionalen Sendeformen wie etwa dem »Krimi«.³

Eine weitere, in sich problematische Ausdifferenzierung ergibt sich aus dem Ereignischarakter selber. Am schwersten erreichbar für den Apparat Fernsehen ist das unplanbare »wirkliche Ereignis« – wer ist schon mit der Kamera »vor Ort«, wenn wirklich »etwas passiert«? Aber: Als »live« gilt auch, wenn man nur schnell genug am Ort des Geschehens ist und den Gafferstau medialisiert, wenn man den Helfern das Mikrofon vor die Nase drückt, beim Geiseltangster sich für ein Interview bedanken kann, wenn man im Gespräch mit Ärzten das Ausmaß des Grauens dokumentiert und dabei wirksam leere Kinderbettchen zeigt, und was derlei emotionserzeugende Bilder immer sein mögen. Die Hersteller solcher Bilder haben erkannt, was Lessing schon in seiner Hamburgischen Dramaturgie für das Theater wußte: Nur durch maximale Direktheit lassen sich die Menschen bewegen. Einfacher sind die angesagten Ereignisse zu übertragen, von der Parlamentsdebatte, das gesellschaftliche Ereignis, Feiern, Trauerkundgebungen bis hin zum außerordentlichen Theater-, Konzert- und Kunstereignis, bei dem bis zuletzt die Spannung bei den Beteiligten bleibt, ob es denn wirklich zum Ereignis gerät. Aber hier kann man durch bekannte (und teure) Spitzenakteure vorbeugen. Fast risikolos ist das eigens für die Live-Sendung vorbereitete, das »prepared live broadcasting«,⁴ wie die große Game-Show und das große Sportereignis, das eigens für das Fernsehen und sein Publikum eingerichtet wird. Daß heute »Live-Ereignisse« vorab gekauft und für das Fernsehen eingerichtet werden können, hat die Genre-Entwicklung des Fernsehens nachhaltig bestimmt. Das Ereignis, der »Inhalt« der Live-Sendung, ändert sich, wenn er als sol-

cher gekauft und für das Fernsehen eigens aufbereitet wird.

Läßt sich, und diese Frage ist ebenfalls noch offen, über alle diese Konvergenzen und Differenzen eine Geschichte des »Live-Prinzips« entwerfen, die, wenn die Ausgangsthese von seiner für den Rundfunk konstitutiven Bedeutung richtig ist, zu einem Prinzip auch der Rundfunkgeschichte werden kann? In der Tat scheinen sich Entwicklungslinien abzeichnen, die hier nur grob beschrieben werden können. In den Anfangzeiten des Hörfunks, wie, um 1950, auch des Fernsehens »war alles live«. Selbst bei den fiktionalen Sendeformen wie dem Hör- und Fernsehspiel wurde »live« gesendet, oft unter grotesker Rücknahme der bereits mit dem Film erreichten Standards der Kameraführung, der Regie, der Montage. Daß Fernsehen von allem Anfang auch, und zunehmend, Abspiegelstation für Film war und blieb, ist ein Kapitel der Geschichte des frühen Fernsehens. Dieser Sachverhalt wird gelegentlich von einer »Live-Ideologie« verdeckt. Das Live-Prinzip ist mit ihrer Aufklärung nicht außer Kraft gesetzt. Jederzeit und zunehmend steht es gegen das Prinzip des Repertoires, der Konserve, die den Programmfluß garantiert. Was sich bereits mit der Übertragung – und dies heißt auch, aktiven Inszenierung für das Medium – von festlichen Großereignissen wie etwa der legendären Krönung Elisabeths II. anbahnt, wird zunehmend zum besonderen und außergewöhnlich quotenträchtigen Bestandteil des Fernsehprogramms.

Nimmt man die drei Säulen des Programms – Information, Unterhaltung und Bildung –, so schneidet das Live-Prinzip sich schon einen gehörigen Anteil aus allen drei Aufgabenfeldern heraus. Finanziell aufwendig, ist die Live-Berichterstattung und die Live-Show in Verbindung mit dem Spielfilm Rückgrat des Programms. Komplexe Wechselwirkungen über den Begriff der »Inszenierung des Authentischen« strukturieren die Mediengeschichte der entfaltenen Audiovision der 60er bis 80er Jahre. Die Konserve selber gewinnt den Charakter des »Dokumentarischen«, ist aus dem Leben gegriffen und vermittelt die Illusion, daß es so wirklich gewesen ist. Ob die Live-Bilder der Vergangenheit als Material für Geschichtsschreibung wirklich taugen, ist eine quellenkritische Frage. Daß aber ohne die Bilder der Audiovision die Geschichte des Zeitalters der Audiovision, die Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht geschrieben und vor allem demonstriert werden kann, steht außer Frage.

Ein entscheidender Wandel ist parallelisierbar mit der neuen Kanalvielfalt seit der Mitte der 80er Jahre, die auch als Vorspiel und analoge Vorwegnahme eines individualisierten Fernseh-

hens auf der digitalen Plattform betrachtet werden kann. Das Live-Prinzip des Rundfunks ist von der Echtzeit-Philosophie des »Neuen Mediums« in umfassendem Maße tangiert. Einerseits ist Internet-Radio in allen seinen Formen keine Utopie mehr, hoch aufdifferenzierte Multimedia-Produkte haben Live-Anteile, das neue Fernsehen auf der digitalen Plattform bedient sich zunehmend der risikolosen Kaufereignisse. »Live-Ereignisse« werden aus einer Vielzahl von Kameraperspektiven, für den Zuschauer wählbar, auf den Bildschirm gebracht. »Windowing« ermöglicht das Dabeisein an verschiedenen Orten. Ständiges Monitoring aus der Luft sorgt, wie die Dauerbeobachtung der eigenen Wohnung mit der »web-cam« im Netz, zur Verringerung des Abstandes zwischen dem »Ereignis«, dem »Unfall« und seiner »live-coverage«. Mit dem Beginn des Digitalzeitalters wandelt sich das Herrschaftsmittel der »Führer«, das Partizipationsmittel des Publikums, als welches das Live-Prinzip historisch angesehen werden kann, zu einem forcierten Live-Prinzip, das den Platz auf der digitalen Plattform und seiner Medienvielfalt um jeden Preis halten muß.

Auch diese Thesen bedürfen der Ausführung. Der vorzulegende Band wird erste Überlegungen in dieser Richtung, bezogen auf die Situation in den USA, enthalten. Bei einer allgemein als naturnotwendig angesehenen Entwicklung werden auch hier Grenzen überschritten, die bislang die Radiokulturen noch zu trennen schienen. Ob, angesichts einer umfassenden »Inszenierung des Authentischen«, das Live-Prinzip seinen Sinn verloren hat, daß man auf es in der täglichen Sendepaxis lieber verzichten sollte, weil doch alles manipuliert ist, dieser Gedanke läßt sich mit Gründen widerlegen. Der Satz, daß man nur der Statistik trauen könne, die man selbst gefälscht hat, ist nur scheinbar ein schlagendes Argument. »Dabeisein« ist nicht alles, aber auch nicht »nichts«: Fernsehen ist nicht mehr das einzige »Window« zur Welt; sein Monopol der Berichterstattung, das es für den Bereich der lebenden Bilder hatte, muß es mit anderen »Windows« auf der digitalen Plattform teilen. Die einstigen Gatekeeper werden, schon was ihre Informationsquellen betrifft, von den Nutzern des Neuen Mediums kontrollierbar. Oft ist das Internet einfach schneller, wenn auch nicht immer verlässlicher.

Das Programm und die Folgerungen aus der eingangs angezeigten gemeinsamen Tagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte und des Sonderforschungsbereichs Bildschirmmedien der Universität in Siegen 1999 konnten hier nur angedeutet werden. Die medientheoretischen, medienästhetischen und medienhistorischen Forschungen zum Thema »Live« und

seinen Ausdifferenzierungen steht zwar nicht am Anfang – das praktische und das theoretische Feld und seine Bearbeitung ist so alt wie das Medium, das es mit konstituiert, seine sozialen, rechtlichen und ökonomischen Randbedingungen sind Gegenstand breiter Diskussion – aber sie muß auch, gerade unter den neuen Bedingungen einer Forcierung des Live-Prinzips, differenziert und umfassend aufgearbeitet werden. Hierzu könnte die Tagung, und wird der demnächst erscheinende Sammelband zum Thema einen Anstoß bilden.

Anmerkungen

- * Ich danke Gerd Hallenberger für seine vielfältigen Hinweise.
- 1 Vgl. Helmut Schanze: »Grüner Hügel« – »Felsenreitschule«. Festspielkonzeptionen aus mediengeschichtlicher Sicht. In: Peter Csobádi u.a. (Hrsg.): »Und Jedermann erwartet sich ein Fest«. Fest, Theater, Festspiele. Anif/Salzburg 1996, S. 55-64.
- 2 Vgl. hierzu Susanne Pütz: Theaterereignis – Fernseh ereignis. Diss. Siegen 1999.
- 3 Vgl. Ingrid Brück: »Alles klar, Herr Kommissar«. Die Entwicklungsgeschichte des Krimi unter den Bedingungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in den 50er und 60er Jahren. Diss. Halle 1999.
- 4 Vgl. François Jost: The Promise of Genres. In: *Reseaux* Jg. 6 (1998), Nr. 1, S. 101-121, bes. 109f.

Ein Rundfunkbeitrag über den Völkerbund (1931)

Am Sonntag, 27. September 1931, strahlte der Bayerische Rundfunk (BR)¹ von 15.15 bis 15.35 Uhr unter der Rubrik »Für die Frau« die Sendung »Frauen besprechen sich über den Völkerbund mit der bisherigen deutschen Delegierten Thusnelda Lang-Brumann« aus.² Die näheren Umstände der Sendung, etwa wieviele Personen außer Lang-Brumann (künftig: L-B) mitgewirkt haben, sind nicht bekannt.

Eine Tonaufnahme gibt es nicht, aber eine nachfolgend dokumentierte schriftliche Ausarbeitung L-Bs. Sie muß – nimmt man einige unfertige Passagen in Kauf – äußerst nahe an der schließlich gesendeten Fassung liegen und kann als rundfunkhistorische Rarität gelten. Der Text bietet die Möglichkeit, die noch eher unbeholfenen Versuche, im Rundfunkalltag den reinen Vortragsstil zu überwinden, exemplarisch zu beobachten. Zugleich wird ersichtlich, auf welche Weise eine Sendegesellschaft der Weimarer Republik politische Themen in ihr Programm aufnahm. Vor allem aber gewährt das Dokument, gerade in seiner Mischung aus harten politischen Beobachtungen und etwas angestrengt poetischen Passagen, einen authentischen Einblick in die ambivalente Grundstimmung, die dem Völkerbund in Deutschland entgegengebracht wurde: »Die Idee (...) ist ohne Zweifel gut. Sie wird auch sicher niemals sterben.« Aber die Institution, wie sie wirklich existierte, bereitete der politisch zweifellos gemäßigten Beobachterin hauptsächlich Enttäuschungen. Schließlich wirft die hilflos wirkende Erlösungshoffnung angesichts der im Herbst 1931 immer bedrohlicher werdenden innen- und außenpolitischen Probleme ein grelles Licht auf die Bewußtseinszustände in Deutschland 16 Monate vor der nationalsozialistischen Machtübernahme.

Politische Karriere

L-B (15.4.1880 – 6.10.1953) war in der Weimarer Republik sowohl in der Kommunal- als auch in der Reichspolitik tätig.³ Die ausgebildete Lehrerin (Lehrerinnenseminar und Universität) vertrat die Bayerische Volkspartei (BVP) von 1920 bis 1924 im Münchner Stadtrat und war zugleich seit 1920 Mitglied der BVP-Reichstagsfraktion. Ihr Reichstagsmandat konnte sie kontinuierlich bis zur Märzwahl 1933 behaupten. Gemeinsam mit ihrer Fraktion stimmte sie am 23. März 1933 dem Ermächtigungsgesetz zu, das dann rasch zum bekannten »Ende der Parteien« führte. In der kleinen Fraktion – die BVP verfügte während der acht Wahlperioden im Weimarer Reichstag

über 16 bis 20 Mandate⁴ – gehörte sie schließlich zu den »alten Hasen«: nur vier weitere Mitglieder konnten ebenfalls eine kontinuierliche Reichstagsarbeit seit 1920 vorweisen.⁵ Auch blieb sie die einzige Frau ihrer Fraktion und trug damit zur Anhebung des noch sehr schmalen, um die sechs Prozent schwankenden Anteils weiblicher Reichstagsabgeordneter bei.⁶

Wenngleich sie im Reichstag zweifellos nur eine bescheidene Rolle spielte, nahm L-B doch in ihrer Fraktion keinesfalls als stumme Hinterbänklerin Platz. Seltene, aber regelmäßige Redebeiträge im Plenum bestätigten nicht nur die in ihren biographischen Selbstangaben benannten »Spezialgebiete« (»Sozialpädagogik, Jugendbewegung, Frauenfrage«⁷), sondern auch ein darüber hinausgehendes Interesse an allgemeinen und aktuellen politischen Fragen. Als L-B sich 1928 beispielsweise einmal ausdrücklich zur Rundfunkpolitik äußerte, formulierte sie dabei praktisch das Credo der Weimarer Rundfunkordnung: »Der Rundfunk darf keinesfalls ein Instrument der Parteien werden.«⁸

In ihren Auffassungen spiegelte sich zu einem gewissen Grade nur die Programmatik der BVP, die im November 1918 als bayerische Abspaltung der Zentrumspartei entstanden war.⁹ In Bayern rasch zur katholisch-konservativen, strikt föderalistischen »Staatspartei« geworden, spielte die BVP im Reich eine oftmals distanziert-oppositionelle Rolle gegenüber einer nach ihrer Auffassung allzu links-liberalen Regierungspolitik.¹⁰ Andererseits war die BVP von Januar 1925 bis Mai 1932 an sämtlichen Reichsregierungen beteiligt und trug damit zu einer Reihe von Entscheidungen bei, die in München nicht begrüßt wurden. Am bedeutsamsten sind im dargestellten Zusammenhang die Locarno-Verträge und der darin vorgesehene Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. Obwohl die BVP-geführte bayerische Landesregierung versuchte, das Ratifikationsgesetz zu stoppen, votierte die Reichstagsfraktion in der Schlußabstimmung im November 1925 dafür; nur L-B und zwei weitere Kollegen wichen von der Fraktionslinie ab und enthielten sich der Stimme.¹¹ Ob die Motive, die L-B hierbei leiteten, eher sachlicher Natur waren oder nur in einer stärkeren Anbindung an die Münchner Parteizentrale zu suchen sind, steht dahin.

Trotz dieser Enthaltung war L-B zwei Jahre später bereit, sich zur Mitarbeit in der deutschen Völkerbunddelegation zur Verfügung zu stellen; schließlich sprechen auch ihre zumindest für die Mitte der 20er Jahre nachweisbaren Kontakte zur Interparlamentarischen Union für ein Inter-

esse an internationalen Verständigungsbemühungen.¹²

Über die näheren Umstände der ersten Nominierung L-Bs für die deutsche Delegation zu den jeweils im September stattfindenden Völkerbundversammlungen ist nichts bekannt. Die Zusammenstellung der Abordnungen durch das Auswärtige Amt und die Reichsregierung erfolgte offensichtlich nicht nach strikten Regeln, doch bemühte sich Außenminister Gustav Stresemann, neben den zuständigen Fachbeamten seines Ministeriums (die stets das Gros stellten) möglichst aus allen kooperationsbereiten Reichstagsfraktionen Vertreter nach Genf zu entsenden. Die einschlägigen Akten erwecken den Eindruck, daß im Auswärtigen Amt selbst nicht immer Klarheit darüber herrschte, welcher Status L-Bs – Mitglied der BVP-Fraktion, Frauenvertreterin, Sachverständige für Frauen- und Jugendfragen – den Ausschlag für ihre Nominierung gab. Jedenfalls wurde L-B vom zweiten Jahr der deutschen Völkerbundmitgliedschaft 1927 an bis 1930 kontinuierlich in die Abordnungen berufen. Ihre Aufgabe bestand nicht in der offiziellen Vertretung des Reiches im Plenum (dies blieb den sogenannten Hauptdelegierten vorbehalten), sondern darin, als deutsche Vertreterin in der fünften Kommission mitzuarbeiten.¹³ Dieses Gremium, eine von insgesamt sechs Kommissionen der Versammlung, beschäftigte sich mit Frauen-, Jugend- und Kinderschutz sowie ähnlichen humanitären Problemen. Bei einem der Hauptziele der fünften Kommission, der Bekämpfung der Prostitution, konnte L-B unmittelbar an einen ihrer politischen Arbeitsschwerpunkte in Deutschland anknüpfen.

Als jeweils einzige Frau der deutschen Delegationen, deren Größe 1928 mit 61 Mitgliedern einen Höhepunkt erreichte, kann sie als die in Völkerbundangelegenheiten kompetente deutsche Augenzeugin angesprochen werden. Zum Zeitpunkt der Abfassung ihres Rundfunkbeitrags konnte sie auf eine immerhin vierjährige Erfahrung zurückblicken, was ihrem Genfer Stimmungsbild trotz mancher Vagheit ein hohes Maß an Authentizität verleiht. Daß ihre Entsendung auch als demonstrative Frauenrepräsentation gedacht war – die große Mehrheit der Staaten schickte reine Männerabordnungen zu den Völkerbundversammlungen¹⁴ –, machte L-Bs Stellung jedoch insofern prekär, als seit 1928/29 ausgerechnet mehrere Frauenorganisationen intern Unmut über ihre Delegierung nach Genf äußerten.¹⁵ Davon verrät das Dokument nur deshalb nichts, weil eine Anspielung auf diese Zusammenhänge in einer Vorfassung getilgt wurde.¹⁶

Nachdem 1930 ihre Teilnahme aufgrund einer energischen Befürwortung durch Reichs-

kanzler (und Zentrums Politiker!) Heinrich Brüning nochmals gesichert worden war, gab der im folgenden Jahr »aus allgemeinpolitischen Erwägungen« vorgenommene Verzicht auf die Berufung von Parlamentariern den Anlaß,¹⁷ die BVP-Abgeordnete für die Delegation nicht mehr zu berücksichtigen. Während die Versammlung im September 1931 in Genf stattfand (7. - 29.9.), machte sich L-B in München an die Herstellung ihrer Radiosendung. 1932 er neute nicht in die Delegation berufen, gab es schon kurze Zeit später, nach der Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft, und vollends nach dem deutschen Völkerbundaustritt vom Oktober 1933, keinen Raum mehr für eine Tätigkeit in Genf.

Für die Zeit nach 1933 ist bruchstückhaft eine gewisse Fortsetzung von L-Bs internationaler Frauenarbeit im (offensichtlich amtlich geförderten) »Deutschen Nationalkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels« nachweisbar, während sie hauptberuflich wieder als Lehrerin in München tätig war.¹⁸ Trotzdem scheint sie aber aus einer gewissen, katholisch motivierten Resistenz gegen den Nationalsozialismus keinen Hehl gemacht zu haben.¹⁹ Nach dem Zweiten Weltkrieg, nun bereits über 60 Jahre alt, war sie nochmals politisch tätig: am bizonalen Frankfurter Wirtschaftsrat 1948/49 und in der 1945/46 gegründeten, teilweise aus der BVP hervorgegangenen CSU, deren Frauenarbeitsgemeinschaft sie von August 1947 bis zu ihrem Tode leitete.²⁰

Rundfunkgeschichtlicher Hintergrund

Als der BR im September 1931 L-Bs Völkerbundsendung ausstrahlte, hatte er seit dem Sendebeginn im März 1924 – damals noch unter dem Namen Deutsche Stunde in Bayern firmierend – bereits den Weg vom technischen Kuriosum zum ernstzunehmenden Massenmedium zurückgelegt. Mit ihren vier Sendeanlagen in München, Augsburg, Nürnberg und Kaiserslautern – für die damals noch bayerische Pfalz – erreichte die Sendegesellschaft vom 1929 fertiggestellten Münchner Funkhaus aus etwa 270 000 Teilnehmer. Damit gehörte der BR, auch unter Berücksichtigung anderer organisatorischer Indikatoren, quantitativ höchstens ins Mittelfeld der neun regionalen Sendegesellschaften der Weimarer Republik.²¹

Rundfunkpolitisch folgte der Sender den starken Eigenständigkeitsbestrebungen der BVP-geführten Landesregierung, die eine Eingliederung in die erste Weimarer Rundfunkordnung von 1926 weitgehend verhinderte. Im Programm schlug sich dies vor allem in einem

noch stärkeren Beharren auf dem unpolitischen Charakter des Rundfunks nieder, als dies nach der offiziellen Weimarer Rundfunkkonzeption ohnehin der Fall war. So hatte sich München bereits 1924 (anlässlich des ersten Versuchs mit Rundfunkwahlwerbung bei der Reichstagswahl vom Mai), 1925, 1927 und 1929 in auffälliger Weise der Übernahme politischer Sendungen widersetzt, beispielsweise einer Rede von Außenminister Stresemann zum Locarno-Vertragswerk vom 3. November 1925, die zwar von anderen Sendegesellschaften übertragen wurde.²² Gerade für das Jahr 1931 ist dann nochmals eine Art Entpolitisierungsschub zu verzeichnen, dessen auffälligstes Opfer im September die seit sechs Jahren laufende Sendereihe »Weltpolitische Monatsberichte« wurde.²³ Auch das hier vorgestellte Dokument kann für diese Gesinnung als Zeuge aufgerufen werden, stellt L-B doch gleich in den ersten Minuten apodiktisch fest: »Der bayerische Rundfunk ist kein politisches Forum.« Zur Durchsetzung der Programmgrundsätze besaß der BR, hierin der Rundfunkordnung von 1926 entsprechend, einen dreiköpfigen Politischen Überwachungsausschuß, der via Vozensur dem BR-Intendanten Kurt von Boeckmann bindende Anweisungen geben konnte.²⁴

Die quantitative Dimension des Programms war 1931 bereits beachtlich: Mit kleineren Schwankungen zwischen Werktag und Wochenende sowie zwischen Sommer- und Winterhalbjahr produzierte der BR damals zwischen elfeinhalb und dreizehneinhalb Stunden pro Tag – das entsprach 21 bis 24 Sendungen. Die gestiegene Bedeutung des Rundfunks zeigt sich darin, daß noch 1926 die tägliche Gesamtsendezeit höchstens acht Stunden (sonntags), meist aber weniger als sieben Stunden (werktags) betragen hatte. An Sonntagen – auf den L-Bs Beitrag fiel – war die durchschnittliche Dauer der einzelnen Sendungen 1931 mit 40 Minuten am längsten, so daß ihre Sendung mit 20 Minuten für sonntags außergewöhnlich kurz ausfiel.²⁵ Auch die Spezialisierung des BR-Programms war fortgeschritten: Der Frauenfunk, in dessen Rahmen der Völkerbundbeitrag gesendet wurde, war im August 1927 mit wöchentlich einer Stunde Sendezeit eingeführt worden.²⁶

Über die Rezeption des Programms sagen diese Zahlen natürlich nichts aus. Wieviele Hörer tatsächlich erreicht wurden – mit dem Freistaat Bayern war der BR immerhin für ein Sendebereich von über 7,5 Millionen Einwohnern zuständig –, läßt sich kaum schätzen. Allenfalls läßt sich eine maximale Gesamtzahl aller potentiellen Hörer mit etwa 680 000 hochrechnen.²⁷ Im Hinblick auf L-Bs Sendung ist bedeutsam,

daß nach einer zeitgenössischen Erhebung für 1931 die tageszeitliche Rundfunknutzung ausgerechnet zwischen 15.00 und 16.00 Uhr auf ein Minimum zurückging.²⁸ Einem Rückgang der Hörerschaft aufgrund der seit Ende 1929 eingetretenen wirtschaftlichen Notlage versuchte man ab März 1931 durch einen Gebührenerlaß für Erwerbslose entgegenzuwirken.²⁹

Die rundfunktechnischen Möglichkeiten waren innerhalb kurzer Zeit enorm verbessert worden; als Indiz sei hier angeführt, daß der BR im August 1931 eine Opernübertragung aus dem Bayreuther Festspielhaus durchführen konnte, bei der über 200 (!) europäische und amerikanische Sender angeschlossen waren.³⁰ Mit dieser Sendung dürfte auch die von den BR-Verantwortlichen bevorzugte Programmausrichtung gut gekennzeichnet sein: das Erbaulich-Unterhaltsame wurde klar bevorzugt.

Freilich sollte das vielzitierte (und -geschmähte) Konzept des »unpolitischen« (oder besser: politikfernen) Rundfunks, das in der Weimarer Republik und in Bayern im besonderen verfolgt wurde, nicht fehlinterpretiert werden.³¹ Drei Hinweise müssen hier genügen:

1) Vom Weimarer Rundfunk reden heißt vom knappen ersten Jahrzehnt eines neuen Mediums reden. Das in politischer Hinsicht ebenso vorsichtige wie in kultureller Absicht anspruchsvolle Weimarer Konzept stellte in dieser Erprobungsphase eine durchaus sinnvolle Alternative zu der Möglichkeit rein »marktwirtschaftlicher« Selbstregulierung des Rundfunksektors dar; es steht damit auch keineswegs außerhalb vergleichbarer Entwicklungen etwa in Großbritannien.

2) Die Start- und Aufbauphase des deutschen Rundfunks fiel in eine Zeit bürgerkriegsartiger Auseinandersetzungen und blieb überschattet von den (schließlich übermächtigen) Herausforderungen der Verfassungsordnung von 1919. Ein sich daraus ergebendes Bedrohungsbewußtsein sollte im Rückblick ebenso wenig verwundern wie der Versuch, die Gefahr destruktiver politischer Polarisierung von dem noch weitgehend unerprobten neuen Massmedium fernzuhalten zugunsten von Belehrung und Unterhaltung.³²

3) Der mittlerweile sehr detaillierte Einblick in die Programmgeschichte des Rundfunks in Deutschland von 1923 bis 1933 verdeutlicht, daß von einer völligen Abwesenheit »politischer« Inhalte (den Begriff hier einfachheitshalber als selbstverständlich genommen) keine Rede sein kann. Neben einem »antitotalitären Konsens« *avant la lettre* gegen KPD und NSDAP, der freilich 1932 zugunsten der NSDAP wegbrockelte, gab es eine Fülle von Beispielen für die Zulassung politisch-gesellschaftlicher

Äußerungen. Der Prüfstein scheint hier weniger ein romantisch-apolitisches Harmoniebedürfnis als vielmehr die staatstragend-konstruktive Wirkung und der überparteiliche Charakter der jeweiligen Sendung gewesen zu sein. Gewiß erfolgte die Interpretation dieser »Überparteilichkeit« oft im Sinne der jeweils dominanten politischen Auffassung einer Sendegesellschaft und ihres Überwachungsausschusses – in Bayern wurde also letztlich die BVP-Weltsicht bevorzugt.³³ Doch ändert dies wenig an der Tatsache, daß in vielen Fällen die Bereitschaft bestand, den engen B ereich eines vorpolitischen Unterhaltungs- und Bildungsmediums zu verlassen. Bedingt durch den technischen Entwicklungsstand (praktisch alle Wortbeiträge waren Direktsendungen, »live«) erscheint manches im nachhinein recht unbeholfen, aber der Weg von »kontradiktorischen Gesprächssendungen«, in denen zum jeweiligen Thema nacheinander zwei gegensätzliche Meinungen verlesen wurden, zu einem wirklichen Zwiegespräch (mit entsprechend unvorhersehbaren Wendungen) wurde bereits zwischen 1927 und 1929 zurückgelegt.³⁴ Auch die »Frauenbesprechung über den Völkerbund« knüpft offensichtlich an solche Bestrebungen an, das Medium im doppelten Sinne für die Aktualität zu nutzen, also eine Öffnung gegenüber tagespolitischen Fragen mit einer Abkehr vom bloß »einstimmigen« Autorenvortrag zu verbinden.

Zu diesen Überlegungen paßt sehr gut, daß der Rundfunk seit 1926 dem Völkerbund eine geradezu erstaunliche Aufmerksamkeit widmete. Seit dem Beitritt des Deutschen Reiches fanden Übertragungen von den Genfer Versammlungen Eingang in das Programm der deutschen Sendegesellschaften. 1929 veranstaltete der in dieser Hinsicht besonders rührige DRADAG-Chefredakteur Josef Räscher sogar eine »Völkerbundstunde vor dem Genfer Mikrofon« unter Beteiligung der parlamentarischen Mitglieder der deutschen Delegation, an der möglicherweise auch L-B teilgenommen hat.³⁵ Der Deutschen Liga für Völkerbund gelang es im November 1930, die reichsweit ausstrahlende Deutsche Welle für eine monatliche Sendereihe über »Probleme des Völkerbunds« zu gewinnen.³⁶ Nicht zuletzt erwähnt auch das Dokument die Rundfunkübertragung einer Rede, die Außenminister Robert Curtius vor der Völkerbundversammlung von 1931 gehalten hat.

Der Völkerbund in einer Frauenfunksendung

L-B orientiert ihre Gesprächspartnerin(nen) sehr subjektiv über den Völkerbund.³⁷ Viele wesent-

liche Aspekte bleiben sicher auch aus Zeitgründen im Dunkeln, vor allem aber soll das Thema ja so behandelt werden, daß der BR »kein politisches Forum« wird – ein eigentlich unmögliches Unterfangen angesichts der Behandlung einer genuin politischen Institution. Auf die Entstehung des Völkerbundes auf der Pariser Friedenskonferenz 1919 wird deutlich genug angespielt, wenn ihm attestiert wird, er habe zunächst nur die im Versailler Vertrag geschaffene Nachkriegsordnung stützen sollen. Da der deutsche Antrag auf Mitgliedschaft von den Siegermächten des ersten Weltkrieges zurückgewiesen worden war, erfreute sich die Institution in Deutschland fast nirgendwo großer Beliebtheit.

Erst das Ende des »kalten Krieges«, den sich Deutschland und Frankreich zwischen 1919/20 und 1923/24 lieferten, ermöglichte eine Annäherung des Deutschen Reiches. Der Beitritt anläßlich der Bundesversammlung im September 1926 – L-Bs etwas germanozentrische Sicht wird ihn 1931 als eigentlichen Startschuß für die Völkerbundarbeit darstellen – setzte den Schlußpunkt unter das umfängliche Vertragspaket von Locarno (1925), mit dem die deutsche Regierung die Verständigung vor allem nach Westen hin suchte. Da jedoch nach wie vor die weitgehende Beseitigung des Versailler Vertrages Endziel aller Politik sein sollte, blieb die Bereitschaft, künftig in einer so eng mit diesem Vertrag verknüpften Institution mitzuarbeiten, nicht unumstritten. So fand sich bei der entscheidenden Reichstagsabstimmung eine ansehnliche Minderheit von Ratifikationsgegnern.

Obwohl die deutsche Stellung zweifellos aufgewertet wurde – das Reich erhielt ein ständigen Sitz im Rat des Völkerbundes und gehörte damit wieder zum Club anerkannter Großmächte –, wurden die mit dem Beitritt verbundenen Erwartungen zunehmend enttäuscht. Vor allem bei der Frage des Schutzes deutscher Minderheiten (die im Dokument trotz ihrer herausragenden Bedeutung für die deutsche Politik in Genf interessanterweise überhaupt nicht auftaucht) und beim Problem der Rüstungsgleichheit (taucht als »kommende Abrüstungskonferenz« kurz auf) sah man sich in Deutschland vom Völkerbund bereits Ende der 20er Jahre wieder im Stich gelassen. Ohne daß die Gründe dafür klar benannt würden, ist diese Enttäuschung L-Bs Ausführungen deutlich zu entnehmen. Neben der Weltwirtschaftskrise, die eine nicht näher bezeichnete »günstigere Entwicklungsmöglichkeit« verhindert habe, wird immerhin die französische Führung angesprochen, die sich auf »Sicherheit« versteife, statt an »Gerechtigkeit« zu denken. An dieser Stelle war für den zeitgenössischen Hörer klar, daß L-B die französischen Vorbehalte gegen einen ausgeg-

lichenen Rüstungsstand zu Deutschland geißelte, die ein Hauptgrund für die lange Verzögerung der in der Völkerbundsatzung vorgesehenen allgemeinen Abrüstungskonferenz waren.

Von der organisatorischen Struktur des Völkerbundes wird nur ein kleines Stück sichtbar. Dafür gibt es das Stimmungsbild einer Eröffnungssitzung der Versammlung, in dem nebenbei auch die ersten Zeichen der Dekolonisation überrascht registriert werden (»Auch die Schwarzen?« staunt L-Bs Gesprächspartnerin bei der Aufzählung der vertretenen Hautfarben). Die übrigen Organe und Gremien – Rat, Sekretariat, unterschiedlichste Kommissionen und nachgeordnete Einrichtungen – kommen kaum in den Blick, sieht man von der eher beiläufigen Schelte des Völkerbundsekretariates ab.³⁸ Besonders schade ist es, daß sich L-B bei der Beschreibung der fünften Kommission, in der sie selbst ja vier Jahre mitarbeitete, auf ziemlich lyrische Phrasen beschränkt.

Es gehört schließlich zum bemerkenswerten Zeithintergrund des Textes, daß nur neun Tage vor seiner Ausstrahlung, am 18. September 1931, der japanisch-chinesische Konflikt in der Mandschurei offen ausbrach. Dem Völkerbund sollte es in den folgenden Monaten nicht gelingen, diese Konfrontation unter Kontrolle zu bringen. Damit begann die Phase der immer offeneren Herausforderung der nach dem ersten Weltkrieg etablierten internationalen Ordnung, die schließlich auch zur Auflösung des Völkerbundes selbst führte. 1933 verließen mit Japan, das im März den Austritt erklärte, und mit Deutschland, das im Oktober folgte, die beiden Haupt Herausforderer die Genfer Institution. In L-Bs zwei Jahre vorher entstandenem Text kündigt sich bereits an, daß in Deutschland die Austrittserklärung Hitlers auf breite Zustimmung stoßen sollte.

Textüberlieferung und Textvarianten

Der Text entstammt dem im Bundesarchiv Koblenz aufbewahrten schmalen Restnachlaß von L-B.³⁹ Eine wirkliche Sendefassung liegt nicht vor; auch das BR-Archiv kann, da die Akten aus der Zeit vor 1945 vernichtet sind, die Lücke nicht schließen.

Die insgesamt sechs undatierten Exemplare verteilen sich mit jeweils zwei Exemplaren auf drei unterschiedliche Fassungen, von denen die ersten beiden den Titel »Aus meinen Erlebnissen beim Völkerbund«, die dritte den Titel »Frauen unterhalten sich über den Völkerbund« tragen.⁴⁰ Die Ermittlung der Fassung »letzter Hand« ergibt sich aufgrund des endgültigen Sendetitels »Frauen besprechen sich über den

Völkerbund mit der bisherigen deutschen Delegierten L-B« und vor allem durch den aktualisierenden Zusatz in einem der Exemplare, der präzise auf den Tag der tatsächlichen Ausstrahlung zugeschnitten ist.

Bei der so ermittelbaren Letztfassung,⁴¹ die nachfolgend dokumentiert wird, handelt es sich um ein Typoskript von zehn paginierten Blättern, dem die Verfasserin zwei kleinformatige Zettel hinzugefügt hat, von denen nur einer von Bedeutung ist; er trägt – ebenfalls maschinenschriftlich – den Zusatz über den »heutigen« Besuch der französischen Staatsmänner in Berlin.⁴²

Die Letztfassung ist, neben den erwähnten Besonderheiten, auch insofern eindeutig noch ein Entwurf, als sie durch handschriftliche Einträge stark korrigiert und z. T. ergänzt ist. Mehrfach sind dabei auch anakolutische Sätze entstanden, die keine Schlußredaktion erfahren haben. Auch das Schriftbild (Zeilen- und Seitenwechsel sind oft zu spät erkannt) verstärkt den Eindruck einer noch etwas sorglos gehandhabten Entwurfsfassung. Es erscheint daher unwahrscheinlich, daß dieses Exemplar von L-B als Sendemanuskript benutzt worden ist. Aber die durchgängig vorgenommene (handschriftliche) Unterstreichung der beim Sprechen zu betonenden Silben oder Worte ist ein deutliches Zeichen dafür, daß die Letztfassung doch bereits unmittelbar auf den Rundfunkvortrag zugeschnitten war. Es gibt daher keinen vernünftigen Grund, daran zu zweifeln, daß der Text der Letztfassung dem tatsächlichen Wortlaut der Sendung äußerst nahe kommt.

Die unmittelbare Sendevorbereitung des Textes geht auch aus der Kennzeichnung der Sprechrollen hervor; in der Letztfassung hat L-B diejenigen Passagen, die von anderen zu sprechen waren, durch Rotstiftunterstreichung markiert. Leider gibt gerade dieses Exemplar keinen Aufschluß darüber, auf wieviele Sprecherinnen der Text verteilt werden sollte; er könnte auf nur zwei Redeparts beschränkt sein. Dem widerspricht sowohl der Sendungstitel als auch die eindeutige Dreiteilung, die L-B in einer Vorfassung vorgenommen hat, wo die Abschnitte konsequent mit den handschriftlichen Namensabkürzungen »L.« (= L-B), »W.« und »K.« versehen sind.⁴³

Ein Vergleich der Fassungen macht klar, daß es sich im Gerüst jeweils um den gleichen Text handelt, ungeachtet der Titelabweichung der Fassungen eins und zwei gegenüber der Fassung drei. Einige beachtenswerte Textvarianten werden in den Anmerkungen dokumentiert. Insgesamt ist eine Tendenz zur Abschwächung und zur Herausnahme konfrontativer Aussagen zu verzeichnen. So ist insbesondere der Text-

schluß mittels einer Umstellung in der Letztfassung ins Weltversöhnliche gewendet, während er in den Vorfassungen noch mit der trutzigen Passage über den »Höhepunkt deutschen Leids« ausklingt; auch einige deutlich anti-französische Formulierungen sind in die Letztfassung nicht oder nur abgemildert eingeflossen.⁴⁴

Für die Datierung des Textes liegt der terminus ante mit dem Sendedatum (27.9.1931) fest;⁴⁵ allerdings bleibt dabei unberücksichtigt, inwieweit eine Vorlauffrist für die Vorlage des Textes beim Politischen Überwachungsausschuß oder bei sonstigen BR-Stellen anzusetzen ist.⁴⁶ Für die Bestimmung des terminus post kommen die beiden im Text erwähnten Reden von Außenminister Curtius in Betracht; die spätere davon, die Rede vor der »Vollversammlung«, fand am 12. September statt. Man kann also von einem maximal zweiwöchigen Entstehungszeitraum nach dem 12. September 1931 ausgehen, dies allerdings mit der Einschränkung, daß L-B für den Schlußteil auf Material zurückgegriffen hat, das bereits 1929 publiziert worden war.

Die Dokumentation versucht nicht, den z.T. schwierigen Textverlauf zwischen Typoskript und nachträglicher handschriftlicher Bearbeitung zu glätten, weil damit eine von L-B autorisierte Endredaktion vorgespiegelt würde, die – wie gezeigt – eben nicht überliefert ist. Daher folgt der dokumentierte Text streng der vorgefundenen Vorlage, allerdings unter Ausschluß der sehr zahlreichen handschriftlichen Unterstreichungen.

Angaben des Kommentators und alle von L-B korrigierten Textteile und Zusätze stehen in []. Geringfügige und eindeutige Korrekturen orthographischer Art werden nicht gekennzeichnet (z.B. »jewilige« zu »jeweilige«). Abkürzungen: »gst.« (gestrichen), »hds.« (handschriftlich), »kor.« (korrigiert), »R:« (rot unterstrichener Absatz = Part der Fragestellerin/nen).

Ralf Fritze, Düsseldorf

Dokument

[R:] Ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen. Sind Sie denn von den Völkerbundsverhandlungen schon zurück?

[L-B:] Ich bin gar nicht dort gewesen.

[R:] Ach sooo–

[L-B:] Sie meinen, ich sei abgebaut? Fehlgeraten. Diesmal sind gar keine Parlamentarier nach Genf geschickt worden.

[R:] Wieso denn das?

[L-B:] Reichskanzler Dr. Brüning hat mit seinen Staatsmännerbesuchen [nach] [hds. kor. in: in] Chequers, Paris und Rom eine Politik angebahnt, die sich

von Regierung zu Regierung vollzieht und gute Ansätze aufweist.⁴⁷ Diese Linie ist auch bei den maßgebenden Staatsmännern anderer Nationen als richtig anerkannt worden und der Kanzler will sie daher möglichst beibehalten.⁴⁸

[R:] Warum ist denn dann Brüning nicht selbst nach Genf gegangen, um seine Verhandlungen fortzusetzen?

[L-B:] Es ist ja keiner von jenen maßgebenden Männern dort. Weder Mac-Donald [!], noch Laval oder Mussolini. Ganz zu schweigen von Amerika, das in seiner Union dem Völkerbund gar nicht angehört.⁴⁹

[R:] Aber Briand war da.⁵⁰

[L-B:] Der ist nicht Kanzler, sondern Außenminister.

[R:] Wie Dr. Curtius. – Was sagen Sie zu seiner Rede zur deutsch-österreichischen Zollunion?⁵¹

[L-B:] An dieser Stelle – nichts. Der bayerische Rundfunk ist kein politisches Forum.

[R:] Sie wollten übrigens von Ihren Erlebnissen sprechen.

[R:] Sie können sich ja vorstellen, wie alles in diesen Wochen vor sich geht.

[L-B:] Wenn man so oft unten war, ist das keine Kunst.

[R:] Bitte, erzählen Sie.

[L-B:] Jedes Jahr im September, wenn der Völkerbund kommt, verändert Genf sein Alltagsgesicht.⁵²

[R:] Das kann man sich denken.

[L-B:] Von den Giebeln der Hotels flattern in leuchtenden Farben die Fahnen der Nationen, deren Delegierte dort ihre Wohnung genommen haben. Die Straßen wimmeln von Menschen und schwirren von Stimmen aller Zungen.

[R:] Muß das lebendig sein!

[L-B:] Eine Unzahl von Autos mit den Wimpelchen aller Völker flitzen durch die Straßen. Man sieht ihnen nach und nennt Namen bekannter Staatsmänner. Die Motorboote, die zwischen dem Wilsonquai und den Strandhotels hin- und herfahren, plätschern unablässig.

[R:] Warum fahren die denn immer hin und her?

[L-B:] Der Sekretariatsbau, in dem die Ratssitzungen und die Kommissionen abgehalten werden, liegt für mehrere Strandhotels jenseits des Genfer Sees. Der Weg zu Fuß dorthin ist sehr weit und nimmt viel Zeit in Anspruch.

[R:] Aha, jetzt versteh ichs [!].

[L-B:] Eine Unmenge von Menschen aus allen Ländern, die nur von dem interessanten Schauspiel angelockt werden, Studienkommissionen und s. w. [!], sind während der Völkerbundtagung in Genf. Beinahe [!] alles, was Namen hat, ist zu dieser Zeit schon dort gesehen worden. Dichter und Künstler, Erfinder und Entdecker – und [hds.: nicht zuletzt] die unvermeidlichen Weltbummler. In den Vorhöfen der Absteigequartiere der Prominenten staut sich die Weltpresse.

[R:] Da werden sich die Genfer freuen!

[L-B:] Nicht so sehr, als man annehmen möchte. Die echten Genfer machen mißmutige Gesichter.

[R:] Na, was Sie sagen.

[L-B:] Es ist so. Sie lieben diese Weltkongresse nicht, die das Eigenleben der Stadt immer mehr verwischen und ihr ohnehin stark internationales Gepräge vollends international erscheinen lassen.

[R:] Das kann man verstehen.

[L-B:] Als vor zwei Jahren der Grundstein zu einem eigenen Völkerbundshaus gelegt wurde, war man überrascht von der unerhörten Nüchternheit des Vorgangs. Keine Musik und kein Lied, keine Quirlende [!] und kein Kranz, keine Fahne und keine Jugend. Man ließ die Fremden unter sich.⁵³

[R:] Deutlicher kann die Stimmung [!] der einheimischen Bevölkerung [hds.: kaum sprechen.]

[R:] Na, die Hotels werden sich schon freuen!

[L-B:] Jedenfalls. Sie gleichen aber in ihrem Innern nun vier Wochen lang den Bürohäusern großer Städte. Denn die Delegationen sind zahlenmäßig groß, und es wird vom Morgen bis in die Nacht hinein gearbeitet. Mac-Donald brachte letztes Jahr [1930] 39, Briand 35, Scialoja von Italien 24, Adatci von Japan 23 Mitglieder.⁵⁴ Auch die andern [!] Delegationen stehen ihnen an Zahl nicht weit nach.

[R:] Und wieviel [!] Deutsche sind es?

[L-B:] Es werden ungefähr ebensoviel [!] sein wie bei den andern [!] Delegationen.⁵⁵ Aber sie sind nie alle gleichzeitig da. Wenn einer seine Aufgabe erledigt hat, fährt er sogleich nach Hause und es kommt ein anderer, der für weitere Fragen zuständig ist. So machen es aber nur die Deutschen.

[R:] Wir müssen sparen.

[L-B:] Und wir tun es auch.

[R:] Das sind also etwa 24 Abgeordnete.

[L-B:] Aber keineswegs. Von den Reichstagsfraktionen, welche die Außenpolitik der Regierung stützen, wurde je einer entsandt.⁵⁶ An ihrer Spitze steht der Außenminister. Alle übrigen sind Herren aus dem Auswärtigen Amt, aus den verschiedenen Regierungsressorts und Sachverständige für bestimmte Gebiete. Dazu kommen noch drei Sekretärinnen und zwei Übersetzer.

[R:] Wozu denn Übersetzer?

[L-B:] In den Kommissionen darf nur französisch oder englisch gesprochen werden.

[R:] Aber wir hörten doch erst im Rundfunk die Genfer Rede des Herrn Außenministers.⁵⁷ Das war aber deutsch.

[L-B:] In der Vollversammlung spricht der deutsche Außenminister deutsch.⁵⁸

[R:] Gott sei Dank.⁵⁹

[L-B:] Die Delegierten halten in ihrem gemeinsamen Hotel täglich zwei Sitzungen ab, um die jeweilige Lage zu besprechen und ein einheitliches Vorgehen sicherzustellen.

[R:] Wie finden sie denn dazu Zeit?

[L-B:] Am frühen Morgen und abends, aber auch zwischendurch. Zu tun hat man schon etwas in Genf. Auch die Presse wird vom Herrn Außenminister oder vom Reichspressechef oder den Abgeordneten regelmäßig orientiert.

[R:] Wie spielen sich denn die Völkerbundsversammlungen selbst ab?

[L-B:] Die Vollversammlungen heißen in Genf Assemblée. Der Raum, in dem sie tagen, ist auch heute noch ein ziemlich nüchternes Provisorium.

[R:] Ist das möglich?

[L-B:] Die erste Tätigkeit der Vollversammlung gilt der Wahl des Bundespräsidenten.⁶⁰ Er wird aus den Rei-

hen der kleinen und mittleren Staaten genommen und seine Wahl geschieht durch Zettelabgabe.

[R:] Wie das so üblich ist.

[L-B:] Dieser Akt ist außerordentlich interessant und kommt einer Art Vorstellung der verschiedenen Staatsmänner gleich. Der Name der [hds. gst.: verschiedenen] Länder wird alphabetisch aufgerufen [hds.:] und es ist unbeschreiblich, mit welcher Hoheit alsdann die meisten dieser 50 Herren⁶¹ auf der einen Seite die Tribüne besteigen – die Weißen, die Gelben, die Braunen, die Schwarzen –

[R:] Auch die Schwarzen?

[L-B:] Genau so – und wie sie gemessenen Schrittes die ganze Würde ihres Landes über die Bretter tragen – vom Ratspräsidenten mit Händedruck begrüßt, vorüber an der bedeutungsvollen Urne, worin sie ihre Zettel werfen, um auf der andren [!] Seite die Tribüne wieder zu verlassen. Frankreich, England und Deutschland werden jeweils bei ihrem Erscheinen von den Anwesenden mit jubelndem Händeklatschen empfangen.

[R:] Wirklich? Auch Deutschland?

[L-B:] Ja, auch Deutschland. Man erzählt sich in Genf, daß man dort niemals einen solchen Jubel gehört habe, als in dem Augenblick, [als] [hds. kor. in: in dem] der deutsche Außenminister zum erstenmal [hds. gst.: in Genf] das Rednerpult der Bundesversammlung bestieg.⁶²

[R:] War das echt?

[L-B:] Das war echt. Deutschland hat mancherlei Sympathien in Genf und hat dieselben seither [hds. gst.: durch seine sachliche Mitarbeit] noch zu steigern verstanden. Es gibt auch nicht allzuviel [!] unter den 50 Delegierten der Nationen, die nicht daran glauben, daß die Institution des Völkerbunds, richtig gehandhabt, geeignet sei, viel Kampf auf der Welt auf friedlichem Wege zu lösen. Manche von ihnen sind sogar überzeugt, daß mit der Zeit alle Widersprüche zwischen den Völkern vor seinem Forum ausgetragen werden können.

[R:] Glauben sie denn auch, daß im Völkerbund dieses Ziel erreicht werden kann?

[L-B:] Die Idee des Völkerbunds ist ohne Zweifel gut. Sie wird auch sicher niemals sterben. Trotz aller Mißerfolge und Mißgriffe und trotz schwerster Erschütterungen, die sie [die Idee] möglicherweise an einen ganz neuen Anfang und zu ganz anderen Methoden bringen müssen. [hds.: Das kann u. muß vielleicht sogar kommen.] Nach jedem Krieg ist diese Idee verstärkt wieder aufgetaucht und sie war sicher so gemeint, wie jene Unentwegten⁶³ glauben. – In unserm [!] Vaterland hat kein Geringerer als Imanuel [!] Kant diese Gedanken scharf durchdacht und mit unantastbarer Logik für sie geworben.⁶⁴

[R:] Wer den letzten furchtbaren Krieg miterlebt hat, und wer jetzt seine unabsehbaren Folgen auszukosten hat, wird wünschen müssen, daß Streitfragen der Völker auf andre [!] Weise ausgetragen werden. Das hat mit persönlicher Tapferkeit nichts zu tun. Wir werden [sie] [hds. kor. in: ihrer] nie entraten können.

[L-B:] Und nie entraten müssen. – Aber leider muß ich zugeben, daß der Völkerbund, wie er sich bisher entwickelt hat, das Allheilmittel [kaum] [hds. kor. in: nicht] bringen kann. Das liegt schon in den Anfängen

seiner Gründung, die ich hier nicht berühren kann. Das liegt in seinem allzu weichen Statut.⁶⁵ [hds. Zusatz am Rand: das jede größere Durchschlagskraft behindert;] [hds. Zusatz zwischen den Zeilen: das liegt ganz besonders – (unlesbare Abkürzung, vermutlich: aber) das ist ein schweres Kapitel] in der Zusammensetzung und Einstellung des derzeitigen Sekretariats und [hds.: noch] an manchem anderen.⁶⁶ Das liegt nicht zuletzt in der Tatsache, daß der Völkerbund, der als Bund von Völkern gedacht war, gegenwärtig eine Konferenz zum Teil politisch festgelegter und in Genf unbeweglicher Regierungen ist.⁶⁷

[R:] Ja, wie könnte denn das anders gemacht werden?

[L-B:] Den Gedanken können wir hier nicht zu Ende denken. [hds.: –] Wenn ich rückblickend die Entwicklung des Völkerbunds überschaue, so kann ich deutlich drei Etappen wahrnehmen.

I) Etappe. [!] bis zum Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. Sieben [hds.: lange] Jahre. Sie dienten [nur] [hds. kor. in: lediglich] der Festigung und dem Ausbau des Versailler Vertrags.

[R:] Da [war] [hds. kor. in: wurde] es aber höchste Zeit, daß Deutschland in Genf anwesend war, um über sein eigenes Schicksal mitbestimmen zu können.

[L-B:] Ja, es war eine schwere Zeit für uns, voll drückender und [beschämender] [hds. kor. in: demütigender] Ueberraschungen. [hds.: –] Siegerübermut [hds. gst.:] [hds.: und Siegerangst.]

[hds. am unteren Seitenende:

[R:] Angst?

[L-B:] Ja, Angst, so komisch das klingt.]

Die zweite Etappe dauert etwas über zwei Jahre. Deutschland ist Mitglied. Der Völkerbund beginnt als solcher richtig zu arbeiten. Er besinnt sich auf seine [richtigen] [hds. kor. in: wirklichen] Aufgaben. Guter Wille von vielen Seiten wird bemerkbar. Über teils leidenschaftslos sachlichen Ausführungen [hds.: und] teils solchen, die von tief leidenschaftlicher Hingabe an eine Idee und [hds.: an] ein Ziel aufgewühlt sind, weht dann und wann die beklemmende oder hinreissende Atmosphäre werdender Geschichte.

[R:] Das wäre ein kleiner Fortschritt.

[L-B:] Für die Genfer Ausmaße, ja.

[hds. gst.: Die] 3. Etappe. Mac-Donald, der echtere, lebenswärmere und um vieles Bedeutendere als sein Vorgänger, kommt für die günstigere Entwicklungsmöglichkeit ein Jahr zu spät.⁶⁸ Die Not seines eigenen Landes und die damit bedingte größere Abhängigkeit von fremden Geldmächten ist im Anrollen. Stresemanns letzte Rede in Genf, die einzige, die er zum Teil als [hds.: freien] Ausfluß aus tiefbesorgtem Herzen schöpfte, wirkt wie das Vermächtnis eines Sterbenden.⁶⁹ Die Versammlung hört sie mit Erschütterung vor dem Hauch des Todes an – atmet auf – und vergißt.⁷⁰ [Anstelle eines gst. Satzes soll hier, durch Einschubmarkierung kenntlich gemacht, folgender Text stehen (Zettel f. 125):]

Heut [!] sind die französischen Staatsmänner in Berlin. Ministerpräsident Laval und Außenminister Briand werden je einen schönen Blumenstrauß auf das Grab des Toten [!] Stresemann legen.⁷¹ Vielleicht in dieser Stunde. Vielleicht gerade jetzt. Möchte sich

ihnen in der herbstlichen Stille des deutschen Friedhofs der Begriff von Sicherheit in Gerechtigkeit, der von Verständigung in Frieden wandeln!⁷²

[R:] Ach ja, endlich Frieden!

[L-B:] Im Völkerbund aber kam es so:⁷³ Ein letztes zähes Ringen gegenüber einer sich immer mehr durchsetzenden besseren Welterkenntnis und Weltmeinung [hds. gst.: ,] [wieder gestrichener hds. Zusatz, ein Wort unlesbar: ein letztes verzweifelt? W...?] vor einem Umschwung, der über kurz oder lang doch kommen muß. – Es wird heute im Völkerbund ein unerbittlicher Finger auf manche Wunde gelegt, an die man früher nie gerührt hat. Weil die Völker, auch die, deren Existenz am sichersten erschien, erschrocken am eigenen Leibe spüren, daß es so keinesfalls weitergehen kann.

[R:] Dann könnte man vielleicht noch auf den Völkerbund hoffen.

[L-B:] Ach, wie so kleine Schritte geht ein so großer Lord. Allzu klein und allzu langsam, meine Liebe! Jetzt ist keine Zeit mehr, lange zu diskutieren.

[R:] Was aber dann?

[L-B:] Die Not – die Weltnot wird Ordnung schaffen – so absonderlich [sich das anhört.] [hds. kor. in: das klingen mag.]

[R:] Das ist hart.

[L-B:] Aber Gott sei Dank, sicher, wenn wir auch durch noch soviel Schweres [hds.: und Schmerzliches] hindurchmüssen.

[R:] Ich bin überzeugt, wenn wir deutschen Frauen standhalten und dadurch die Widerstandskraft und den Unternehmungsgeist verantwortungsvoller deutscher Männer stärken, werden wir, allem [hds.: Ungemach] zum Trotz, diesen Höhepunkt deutschen Leids überstehen, und wieder ein glückliches Volk werden.

[L-B:] Ja, das werden wir.

[R:] [hds.: Wenn wir schon von den Frauen sprechen] Wie ist es denn mit den Frauen im Völkerbund?⁷⁴

[L-B:] Es sind nur wenig [!] als Delegierte oder Sachverständige beigezogen, die meisten Völker bringen keine Frauen mit. Aber [ihre] [hds. kor. in: die] Arbeit [hds.: der Frauen] war gut, von allen Seiten anerkannt und vor allem, ganz im Sinn [des] [hds. kor. in: eines] wirklichen, gesunden Völkerbundsgedankens.

[R:] Warum verhält man sich denn so ablehnend gegen den Vorschlag, Frauen in die kommende Abrüstungskonferenz zu berufen?⁷⁵

[L-B:] Das ist leicht erklärt. Haben Sie sich die Nationalitäten nicht näher angesehen, die sich ablehnend verhalten und dem Gedanken mit dem Mittel billigen Spottes beizukommen suchen? Das waren alles bisher keine Freunde einer vernünftigen und gerechten Abrüstung. Sie wissen [hds.: aber] ganz genau, daß alle Frauen, selbst die Französinen, [hds.: sich] für eine gerechte, gleichheitliche Regelung des Rüstungswesens bei allen Staaten [hds. gst.: sind] [hds.: eintreten (!)]. [hds. gst.: Sie] [hds.: Diese Herren] fürchten durch den Zuzug der Frauen überstimmt zu werden. Das ist alles.

[R:] Halten denn die Frauen [hds. gst. und unlesbar kor.: auch] zusammen im Völkerbund?

[L-B:] Das will ich meinen. Mustergültig sogar.

[R:] Ich habe gehört, daß die internationalen [hds.:] über die ganze Welt verbreiteten Frauenverbände verschiedener Richtungen [hds.:] es sich nicht nehmen lassen, in größeren Abordnungen jeden September [hds.: in Genf] anwesend zu sein, um sich mit den weiblichen Delegierten zusammenzufinden, und ihnen sozusagen eine Familie zu geben?

[L-B:] Das ist richtig, und [hds.: was das schönste daran ist,] alle Verschiedenheiten dieser Organisationen in Zielen und Tempo sind in dieser Zeit wie weggeblasen. Alles atmet Herzlichkeit und Wärme, und jede Delegierte, wes Landes Kind sie auch sei, sieht sich als Schwester behandelt, auf die man stolz ist.⁷⁶

[R:] Arbeiten denn die weiblichen Delegierten auch in den Kommissionen mit?

[L-B:] Gewiß. In fast allen. Ganz besonders im humanitären Ausschuß.

[R:] Man hört nicht viel von ihm.⁷⁷

[L-B:] Weil seine Probleme nicht sensationell sind. Die Presse stürzt sich gern auf das Sensationelle. Wirkliche Werte, die aus ernster, stiller Arbeit erwachsen, interessieren sie oft [hds. gst.: sehr] wenig. – Kindernot und Kinderschutz, Jugendnot und Jugendrettung, Menschenverirrung und Menschenversklavung, [Menschenverwirrung] [hds. kor. aus: Menschenverirrung] und Menschenverführung. So könnte man den Wirkungsbereich der fünften Kommission zusammenfassen.

Sie kann arbeiten, als ob der Völkerbund schon lange zusammengewachsen wäre. Hier versteht man sich im Allgemein-Menschlichen. Die Erkenntnisse und Begriffe vom »Gutsein« weisen bei alten, neuen und neuesten Kulturvölkern eine größere Übereinstimmung auf, als man annehmen möchte.

[R:] Das ist doch überwältigend.

[L-B:] Wenn man seinen Blick über die 50 köpfige Runde des Ausschusses schweifen läßt, begegnet er Männern und Frauen, deren Name Klang hat. Ein mannigfaltiges Bild internationaler Persönlichkeiten tut sich auf, deren europäische Kleidung oft seltsam kontrastiert zum Antlitz ihrer Träger. Nur der Inder trägt den golddurchwirkten Turban, und unter den Zuhörern taucht dann und wann eine Inderin auf in ihrer malerischen Madonnenracht. Es tut einem beinahe leid, daß alles andere, was an die Heimat der Teilnehmer gemahnt, in den letzten Jahren verschwunden ist. Freilich, Schnitt und Farbe des Gesichts kann niemand ablegen.

[R:] [hds.: W. Und es ist gut so.]⁷⁸

[L-B:] Da ist beispielsweise ein fremdartiges, kühnes Antlitz, bei dessen Anblick man glaubt, es erstehe plötzlich der vielgerühmte Feldherr einer fast vergessenen Kulturepoche, der uns in früherer Schulzeit einmal beschäftigt und gefesselt hat. Der energische Mund öffnet sich und formt – nichts könnte mehr überraschen – etwa Worte wie: So und so haben es in meiner Heimat die Kinder. Wenn eines aus [von?] ihnen durch Schicksal in Euern [!] Hände kommt, seid gut zu ihm. Wir wollen gut zu Euern Kindern sein. Milde Worte. Die Augen des Perserprinzen aber blitzen wie Feldherrn Augen. –

Aus dem broncefarbenen Gesicht eines Inders suchen unendlich gütige Augen im rückwärtigen Zuschauerraum nach den dunklen Blicken seiner jungen

Tochter. Die vorher streng geschlossenen Lippen werden fast weich, und er hebt zu erzählen an von der Reinheit und Köstlichkeit der Töchter seiner Heimat. Ein rührend schönes Loblied auf die Frau – um – plötzlich [hds.:] traurig werdend, überzuleiten auf alte Tempelbräuche, deren Frauendienst, Jahrtausende in Geltung, das grelle Licht des 20. Jahrhunderts neuer Zeit nicht mehr erträgt. – nicht mehr erträgt – [hds. gst.: und nicht mehr lange dauern soll] [über der Streichung eine ebenfalls wieder gestrichene hds. Variante: was viele tausend Jahre heilig war.]

Man muß sich besinnen, ob man nicht etwa träumt. Suchende Seelen begegnen sich im Raum.

[R:] Ich möchte dennoch an die Zukunft des Völkerbunds glauben dürfen. Die Menschen müssen sich doch finden.

Anmerkungen

- 1 Die Sendeanstalt war zum Jahresbeginn 1931 in Bayerische Rundfunk GmbH umbenannt worden; zur Vereinfachung wird im folgenden vom BR gesprochen, natürlich auch unter Hinweis auf den institutionellen Bruch zur heutigen öffentlich-rechtlichen Anstalt. Zur BR-Geschichte: Claudia Marwede-Dengg: Rundfunk und Rundfunkpolitik in Bayern 1922 - 1934. Altendorf 1981. (Diss. München 1980); Hans-Joachim Schreiber: Die geschichtliche Entwicklung des Rundfunks in Bayern 1922 - 1949. Diss. München 1950.
- 2 Sendenachweis mit genauem Titel. In: Der Deutsche Rundfunk Jg. 9 (1931), H. 39, S. 19; Bayerische Radio-Zeitung 1931, H. 39, S. III.
- 3 Die biographischen Angaben stützen sich, soweit nicht anders angegeben, auf: Elisabeth Prégardier/Anne Mohr: Politik als Aufgabe. Engagement christlicher Frauen in der Weimarer Republik. Annweiler/Essen 1990, S. 435; Emmy Himmler: Thusnelda Lang-Brumann (1880 - 1953). In: Vierzig Jahre Frauen-Arbeit in der CSU. Zur Geschichte der Frauen-Union. o.O. O.J. [München 1986], S. 12-16; Deutsches Biographisches Archiv (DBA), Mikrofiche 785, Bl. 366ff., wo von den einschlägigen acht Reichstagshandbüchern nur das letzte (8. WP 1933) dokumentiert ist; Martin Schumacher (Hrsg.): Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Düsseldorf ³1994, S. 276, Nr. 879 (L-Bs Todesdatum hier abweichend: 10.6.1953).
- 4 Bei Stimmanteilen zwischen 4,2% (1920) und 2,7% (1933).
- 5 Klaus Schönhoven: Die bayerische Volkspartei 1924 - 1932. Düsseldorf 1972, S. 78, 80; vgl. Prégardier/Mohr: Politik (wie Anm. 3), S. 149f.
- 6 Berechnung nach den Zahlenangaben bei Schumacher: Die Reichstagsabgeordneten (wie Anm. 3), S. 17*, 26*.
- 7 So die Angaben in den Reichstagshandbüchern der 1.-8. (Weimarer) Wahlperiode.

- ⁸ Verhandlungen des Deutschen Reichstags (RT), Bd. 395, S. 13681 (D) (24.3.1928).
- ⁹ Ernst R. Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 6. Stuttgart 1981, S. 205-209; Schönhoven: Bayerische Volkspartei (wie Anm. 5), S. 20.
- ¹⁰ Zur BVP-Einschätzung: Max Spindler: Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. 4.I. München ²1979, S. 496, (»Staatspartei«), S. 504 (BVP verstand sich um 1930/31 »sowenig wie zuvor (...) als eine republikanische Partei« und hing »auch dem parlamentarischen System nur sehr bedingt« an), in Anlehnung an Schönhoven: Bayerische Volkspartei (wie Anm. 5). Die BVP stellte zwischen 1919 und 1933 in Bayern jeweils die stärkste Landtagsfraktion und seit Mitte 1924 auch den Ministerpräsidenten.
- ¹¹ Schönhoven: Bayerische Volkspartei (wie Anm. 5), S. 148; RT, Bd. 388, S. 4659-4668.
- ¹² Die IPU versuchte ein Forum für die Abgeordneten möglichst vieler Staatenparlamente zu sein. L-B nahm zumindest 1927 an einem IPU-Kongreß in Paris teil. L-B an Auswärtiges Amt [AA], 18.8.1927: Politisches Archiv des AA, Bonn [PA-AA] R 96941, und ließ bemerkenswerterweise in ein Typoskript mit dem Titel »Der Völkerbund« eine kleine IPU-Lobrede einfließen (undatiert; 11 S.; Bundesarchiv Koblenz [BAK] Kl. Erw. 65/3, f. 1-11).
- ¹³ Es blieb jedem Delegierten aber unbenommen, dem Plenum der Völkerbundversammlung als Gast beizuwohnen, so daß L-Bs Augenzeugenschaft von Eröffnungssitzungen keineswegs anzuzweifeln ist.
- ¹⁴ So hatten beispielsweise 1931 nur 16 Staaten, ein knappes Drittel, Delegationen mit weiblicher Beteiligung nach Genf geschickt. Aktennotiz für Reichsaußenminister vom 16.9.1932, PA-AA R 96946. Daß man von offizieller deutscher Seite L-B durchaus als »Vertreterin der Frauen« ansah, geht u.a. hervor aus einer AA-Aktennotiz vom 24.5.1930: ebd. R 96944.
- ¹⁵ Eingabe an Stresemann vom Bund deutscher Frauenvereine (Emma Ender) und dem Deutschen Staatsbürgerinnen-Verband (D. v. Velsen), 8.12.1928: PA-AA R 96943; AA-Aufzeichnung (Bülow), 30.4.1930: ebd. R 96944; laut einer weiteren AA-Aufzeichnung (Völckers), Genf, 14.4.1931 hatte Gertrud Bäumer, die Delegierte von 1926, bemängelt, »daß Frau Lang-Brumann in den internationalen Kreisen kein Ansehen genießt«: ebd. R 96945.
- ¹⁶ Vgl. Anm. 76.
- ¹⁷ Zitat: Absagebrief AA (Kamphoevenner) an L-B, 14.8.1931: PA-AA R 96945.
- ¹⁸ BAK, Kl. Erw. 65/1; DBA (wie Anm. 3).
- ¹⁹ Schumacher: Die Reichstagsabgeordneten (wie Anm. 3), S. 276, Nr. 879, überliefert eine verhalten negative Einschätzung des Münchner NSDAP-Gauamtes für Erziehung vom Februar 1940, das L-B unter die »weltanschaulichen Gegner« zählt.
- ²⁰ Ebd., S. 276, Nr. 879; Geschichte einer Volkspartei. 50 Jahre CSU 1945 - 1995. Grünwald 1995, S. 646, 651.
- ²¹ Zahlenangaben (für 1931): Karl C. Führer: Wirtschaftsgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik. Potsdam 1997, S. 102f. (Teilnehmer); Winfried B. Lerg: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik. München 1980, S. 126 (Teilnehmerdichte); Joachim-Felix Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik, 2 Bde. München 1997, Bd. 1, S. 283 (Finanzen).
- ²² Marwede-Dengg: Rundfunk (wie Anm. 1), S. 175f., 183f.
- ²³ Ebd., S. 184f.; Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 224, 486-489.
- ²⁴ Im politischen Überwachungsausschuß waren das Reich (Dr. Schlecht, Landesfinanzamt) und die Landesregierung (v. Jan, Kultusministerium; Zetlmeier, Innenministerium) vertreten; eine Aktenüberlieferung dieses Ausschusses existiert nicht, zumal er nach eigenen Angaben überwiegend telefonisch operiert hat: Marwede-Dengg: Rundfunk (wie Anm. 1), S. 179-187, bes. 182; Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 172 (Personalübersicht).
- ²⁵ Programmquantifizierende Angaben: Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 309f.
- ²⁶ Margot Hamm u.a. (Hrsg.): Der Ton. Das Bild. Die Bayern und ihr Rundfunk 1924 - 1949 - 1999. Augsburg 1999 (Ausstellungsbegleitbuch); Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 309f.
- ²⁷ Laut Karl C. Führer: Auf dem Weg zur »Massenkultur«? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik. In: Historische Zeitschrift Bd. 262 (1996), S. 767, ist implizit davon auszugehen, daß wegen mithörender Familienmitglieder die gemeldete Teilnehmerzahl mit einem Faktor um 2,5 zu multiplizieren ist, wenn man ein Bild von der Gesamtzahl des Radiopublikums erhalten möchte.
- ²⁸ Faksimiliertes Diagramm bei Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 413. Berechnet wurde der Prozentanteil an allen gemeldeten Rundfunkteilnehmern; demzufolge war das Tagesmaximum etwa um 21.00 Uhr mit über 80% erreicht. Aufgrund der Anmelde- und Gebührenpflicht war die Gesamtzahl der Radiogeräte gut faßbar, abgesehen vom Problem des Schwarzhörens, das 1931 auf reichsweit 300 000 »Illegale« geschätzt wurde: Lerg: Rundfunkpolitik (wie Anm. 21), S. 104.
- ²⁹ Marwede-Dengg: Rundfunk (wie Anm. 1), S. 118. Die reguläre monatliche Rundfunkteilnehmergebühr betrug 2 RM.

- 30 www.br-online.de/br-intern/75jahre/ausstellung (Chronik).
- 31 Besonders Lerg: Rundfunkpolitik (wie Anm. 21), hat, aufbauend auf einigen Vorgängerstudien, die Weimarer Rundfunkordnung wegen ihrer angeblichen Unfähigkeit zur angemessenen Berücksichtigung politischer Belange im Programm bei gleichzeitig enger organisatorischer Bindung an staatliche Instanzen sehr kritisch beurteilt.
- 32 So die Formulierung im Titel der Deutschen Stunde in Bayern. Gesellschaft für drahtlose Belehrung und Unterhaltung m.b.H. in der ersten Sendegenehmigung vom 21.11.1923, die in der Beschreibung des Sendezweckes in der zweiten, 1931 vom BR übernommenen Genehmigung (30.12.1927) paraphrasiert wiederholt wird (Art. 2,1); beide Dokumente bei Marwede-Dengg: Rundfunk (wie Anm. 1), hier: S. 252, 258.
- 33 Ebd., S. 184f., 250.
- 34 Dies geschah allem Anschein nach bei der in der Forschung mittlerweile vielbeachteten Sendereihe »Gedanken zur Zeit«, die der reichsweite Sender Deutsche Welle z.T. in Kooperation mit der Berliner Regionalgesellschaft produzierte: Lerg: Rundfunkpolitik (wie Anm. 21), S. 418-428; Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 498-506.
- 35 Im L-B-Nachlaß ist hierzu nichts überliefert. Leonhard: Programmgeschichte (wie Anm. 21), Bd. 1, S. 547ff., bes. 553ff. Die DRADAG (Drahtloser Dienst AG) war die zentrale Nachrichtenagentur für die deutschen Rundfunkgesellschaften. In diesem Zusammenhang soll auch das technisch wie musikalisch raffinierte »Völkerbundkonzert« vom 1.9.1929 erwähnt werden (ebd.; Bd. 2; S. 706). Leider ist hier wie in den anderen Fällen unklar, welche der deutschen Sender angeschlossen waren.
- 36 Mitgliederrundschreiben der deutschen Liga für Völkerbund, 6.11.1930: BAK R 431/513, f. 72.
- 37 Zur Völkerbundgeschichte umfassend: Francis P. Walters: A History of the League of Nations. London 1952; speziell zur deutschen Politik: Christoph M. Kimmich: Germany and the League of Nations. Chicago/London 1976.
- 38 Auch in diesem Punkt gibt L-B Einstellungen wieder, die in Deutschland weit verbreitet waren. Die Änderung der personellen wie organisatorischen Struktur des vom 1919 bis 1933 von dem Briten Eric Drummond geleiteten, international zusammengesetzten Sekretariats gehörte zeitweise zu den deutschen Hauptanliegen in Genf; vgl. Marshall L. Lee: The German Attempt to Reform the League. The Failure of German League of Nations Policy. In: Francia Jg. 5 (1977) S. 473-490. Erwähnenswert ist jedoch, daß der höchstrangige deutsche Sekretariatsmitarbeiter, der Untergeneralsekretär (1926 - 1932) Albert Dufour-Feronce, 1931 in einem vertraulichen Rückblick auf die vorangegangenen Jahre seinerseits die Leistungen der deutschen Delegierten rügte und dabei L-B als »für dieses internationale Milieu direkt unbrauchbar« besonders hervorhob: Dufour-Feronce an Bülow (AA), 31.5.1931: PA-AA R 96945.
- 39 BAK, Kl. Erw. 65/1-4 (vier Aktenmappen). Der Großteil ihrer damaligen Unterlagen ist (laut der Zentralen Datenbank Nachlässe des BAK) 1933 vernichtet worden.
- 40 Die sechs jeweils maschinenschriftlichen Exemplare bilden den Schluß der Aktenmappe Kl. Erw. 65/3: f. 109-164. Die Follierung entspricht nicht der inhaltlich-chronologischen Reihenfolge. Frühste (1.) Fassung: f. 156-164 und f. 109-117, 2. Fassung: f. 140-147 und f. 148-155, 3. Fassung: f. 130-139 und f. 118-129. Im folgenden wird f.Zahl für die durchlaufende BAK-Follierung und p.Zahl für die von L-B in den einzelnen Exemplaren vorgenommene Paginierung verwendet.
- 41 Das andere Exemplar der dritten Fassung, f. 130-139, trägt nur einige wenige handschriftliche Korrekturen zum maschinenschriftlichen Text, ist also von L-B nicht weiter bearbeitet worden.
- 42 Der zweite Zettel, f. 125, ist lediglich der handschriftliche Entwurf eines ins Typoskript, p. 6/ f. 124, übernommen Satzes.
- 43 f. 148-155, ein Exemplar der 2. Fassung. In der Letztfassung taucht an einer einzigen Stelle, p. 6/ f. 128, bei einer handschriftlich eingeschobenen Zwischenbemerkung die Abkürzung »W.« als Rollenkennzeichnung auf.
- 44 So taucht beispielsweise die abschätzige Charakterisierung der Gegner einer Teilnahme von Frauen an der Abrüstungskonferenz mit der Formulierung »Lauter Franzosenfreunde«, z.B. f. 116, in der Letztfassung nicht mehr auf.
- 45 Ob aus der Nichterwähnung des Zwischenfalls von Mukden, mit dem der Mandchureikonflikt offen ausbrach, auf den 18.9.1931 als terminus ante geschlossen werden kann, erscheint sehr fraglich, da der Text zu tagespolitischen Fragen ja absichtlich nicht Stellung nehmen will.
- 46 Da das Programm des französischen Regierungsbesuchs sicherlich einige Zeit im voraus festlag, spricht der erwähnte aktualisierende Zusatz nicht zwingend gegen eine Beendigung des Textes zumindest mehrere Tage vor dem 27.9. 1931. – Im übrigen ist unklar, ob der politische Überwachungsausschuß des BR in diesem »sicheren« Fall einer BVP-Abgeordneten überhaupt eine Textvorlage verlangt hat.
- 47 Die Besuche von Heinrich Brüning, Reichskanzler 1930 - 1932, bei der britischen (Chequers: offizieller Landsitz des Premierministers), französischen und italienischen Regierung fanden im Juni, Juli und August 1931 statt.
- 48 In der zweiten Fassung folgte an dieser Stelle noch: »Er meinte wohl, die Parlamentarier könnten in Genf eigene Politik machen und seine guten

- Anfänge beeinträchtigen. Diese Gefahr ist auch nicht ganz von der Hand zu weisen.« (f. 148)
- 49 James Ramsay MacDonald, britischer Premierminister 1924 (zugleich Außenminister) und 1929 - 1935; Pierre Laval, französischer Ministerpräsident 1931/32; Benito Mussolini, italienischer Regierungschef 1922 - 1943/45, zugleich Außenminister 1922 - 1929, 1932 - 1936. – Die USA traten dem Völkerbund, an dessen Gründung auf der Pariser Friedenskonferenz sie maßgeblichen Anteil hatten, nicht bei.
- 50 Aristide Briand, mehrfach französischer Ministerpräsident, zuletzt 1925/26, 1929, und Außenminister 1925 - 1932.
- 51 Das im März 1931 bekannt gegebene Vorhaben einer deutsch-österreichischen Zollunion mußte besonders unter französischem Druck wieder fallengelassen werden; Julius Curtius, Außenminister 1929 - 1931, der wegen dieses Fehlschlages dann Anfang Oktober zurücktrat, benutzte eine Rede vor dem Europäischen Studienkomitee des Völkerbundes am 3.9.1931, also vor Eröffnung der Bundesversammlung, um den Rückzug des Reiches unter möglichst gesichtswahrenden Umständen anzukündigen. Peter Krüger: Die Außenpolitik der Republik von Weimar. Darmstadt 21993, S. 523-535.
- 52 Gemeint ist die jährliche Voll- oder Bundesversammlung (Assemblée, Assemblée); mit dem ständigen Sekretariat und anderen Einrichtungen war der Völkerbund das ganze Jahr in Genf präsent.
- 53 Die Grundsteinlegung für den (heute von der UNO genutzten) Palais des Nations am Stadtrand von Genf fand im September 1929 statt. Bis zu seiner Fertigstellung (eine Bundesversammlung konnte dort erstmals 1937 abgehalten werden) tagte das Völkerbundplenium in der Genfer Innenstadt im Salle de la Réformation, den nicht nur L-B als unzulängliches und »nüchternes Provisorium« empfand. Walters: History (wie Anm. 37), S. 113ff., 412-418, 699f.
- 54 Vittorio Scialoja, italienischer Hauptdelegierter 1921 - 1932; Mineichiro Adatci, japanischer Hauptdelegierter 1920 - 1930.
- 55 Die deutsche Delegation des Jahres 1930 umfaßte 52 Personen, war also deutlich größer als die vorher genannten, AA-Aufstellung, 13.11.1931: PA-AA R 96945; vermutlich vermeidet es L-B daher absichtlich, eine Zahl zu nennen, um nicht das nachfolgende Sparsamkeitsargument zu konterkarieren.
- 56 In der ersten und zweiten Fassung werden die Parteien (DNVP, DVP, Z, Staatspartei, SPD, BVP) an dieser Stelle namentlich genannt, f. 111, 154.
- 57 Curtius sprach am 12.9.1931 vor der Völkerbundversammlung.
- 58 Laut Geschäftsordnung (Art. 16,2) waren in der Bundesversammlung auch andere Sprachen als Englisch oder Französisch zugelassen, sofern der Redner von sich aus für eine Übersetzung in eine der beiden »Amtssprachen« Sorge trug.
- 59 Eine hds. Streichung dieser Zwischenbemerkung ist durch Punktierung rückgängig gemacht; vielleicht soll der etwas abrupte Übergang zum Folgenden kaschiert werden.
- 60 Gemeint ist der Vorsitzende der Bundesversammlung während der ungefähr vierwöchigen Sitzungsperiode. Der im übernächsten L-B-Absatz erwähnte »Ratspräsident« führte den Vorsitz im Völkerbundrat, welcher – wesentlich kleiner als die Bundesversammlung – eine Art Exekutivorgan des Völkerbundes darstellte.
- 61 Gemeint ist der Chefdelegierte des jeweiligen Staates. Der Völkerbund, 1919 von 42 Staaten gegründet, besaß nach dem deutschen Beitritt 54 (56, davon 2 im Status der Kündigung) Mitglieder; das Maximum wurde 1934 mit 60 Mitgliedern erreicht, von denen allerdings im Vorjahr Japan und Deutschland ihren Austritt erklärt hatten (der formell erst nach zweijähriger Kündigungsfrist rechtskräftig wurde). Die USA blieben dem Völkerbund dauerhaft fern, die UdSSR gehörte ihm nur von 1934 bis 1939 an. Pierre Gerbet u.a.: Société des Nations et Organisation des Nations Unies. Paris 1973, S. 384f.
- 62 L-B, erstmals 1927 Delegationsmitglied, erliegt hier nicht der Versuchung, von der (auch im retrospektiven Urteil) triumphalen Begrüßungssitzung am 10.9.1926 als Augenzeugin zu berichten; vgl. Walters: History (wie Anm. 37), S. 326f.
- 63 Bezieht sich auf »Manche (...) sind sogar überzeugt« aus dem vorherigen L-B-Absatz.
- 64 Gemeint ist Immanuel Kants Schrift »Zum ewigen Frieden« von 1795.
- 65 Gemeint ist die 26 Artikel umfassende Völkerbundsatzung; deutsch u.a. in Hermann Weber: Vom Völkerbund zu den Vereinten Nationen. Bonn 1987, S. 151-163.
- 66 Wesentlich schärfer in der ersten Fassung: »Sie [die Ursachen] liegen in dem [stark frankophil] [hds. kor. in: zieml. einseitig] eingestellten Aparat [!] des Völkerbundssekretariats und besonders seiner Leitung, die mir eine nicht berechnete Machtposition einzunehmen scheint. Ich bin überzeugt, daß Dutzende von Beschlüssen angenommen wurden, von denen nur wenige Delegierte vorher geglaubt hätten, daß sie dafür stimmen würden. Nur weil sie vom Sekretariat so vorbereitet waren; nur weil sie mit geschickter Selbstverständlichkeit unterbreitet und nicht ohne Brutalität – zwar nicht in der Form, wohl aber in der Wirkung – verlangt wurden.« f. 113f.
- 67 Hier taucht ein Gedanke auf, der auch in dem 1919 einflußlos gebliebenen deutschen Regierungsentwurf zur Völkerbundsatzung enthalten ist; demzufolge sollte die Völkerbundversammlung nicht aus (weisungsgebundenen) Regierungsvertretern, sondern aus unabhängigen, von den Par-

- lamenten der einzelnen Mitgliedstaaten entsandten Volksvertretern bestehen. Knapp: Kimmich: Germany (wie Anm. 37), S. 19f.; ausführlich und zeitlich parallel zu L-B: Gottfried Knoll: Der deutsche Regierungsentwurf zu einer Völkerbundsatzung vom April 1919. Zugleich Betrachtungen zur Völkerbundsverfassung und zu ihrer Reform. Leipzig 1931 (Dokumentation des Satzungsentwurfs: S. 86-94).
- 68 MacDonald löste im Juni 1929 Stanley Baldwin (Konservative Partei) ab, der wiederum im November 1924 das Amt des Premierministers von MacDonald übernommen hatte, nachdem dessen erste Labour-Regierung der britischen Geschichte abgewählt worden war.
- 69 Gustav Stresemann, Reichskanzler 1923, Außenminister 1923 - 1929. Seine hier erwähnte Rede fand am 9.9.1929 statt, nur wenige Wochen vor seinem Tod am 3.10.1929; abgedruckt in: Gustav Stresemann: Vermächtnis, Bd. 3. Berlin 1933, S. 570-580.
- 70 An dieser Stelle, p. 6/f. 124, folgt ein Satz, der mehrfach hds. ergänzt, dann aber vollständig gestrichen ist: »Durch die nunmehr mit zunehmender Wucht hereinbrechende Weltwirtschaftskrise und durch seine eigene noch glänzende wirtschaftliche und finanzielle Lage glaubt sich der westliche Siegerstaat nochmal [!] so stark, daß er uns bei jeder Frage, die angeschnitten wird, wieder die Worte: Sicherheit und Sicherung entgegenhalten kann.«
- 71 Laval und Briand hielten sich am 27. und 28.9.1931 in Berlin auf, der Besuch an Stresemanns Grab fand am 27.9. statt.
- 72 Dieser durch hds. Korrekturen montierte Satz ersetzt die Typoskriptpassage: »Möchte ihnen in der herbstlichen Stille des deutschen Friedhofs das so wenig begründete Fieber nach Sicherheit ausgelöscht werden und Gerechtigkeit an seine Stelle treten. Möchten sie das vieldeutige und in seinem Inhalt so dehnbare Wort ›Verständigung‹ vergessen und ›Frieden‹ dafür setzen! Endlich Frieden.«
- 73 Der Zettel, f. 125, endet mit der hds. gst. Überleitung »Durch die nunmehr mit zunehmender Wucht hereinbrechende Weltwirtschaftskrise«, die den Anschluß zu der entsprechenden, ebenfalls gst. Passage auf p. 6/f. 124 herstellen sollte.
- 74 Über »Frauen im Völkerbund« existiert im L-B-Nachlaß ein 6seitiges undatiertes Typoskript (ca. 1929/30), das eine Reihe von Einzelporträts enthält, darunter auch einen etwas holprigen autobiographischen Abschnitt. BAK: Kl. Erw. 65/3, f. 26ff.
- 75 Gemeint ist die im Februar 1932 in Genf unter Beteiligung fast aller Staaten der Erde eröffnete Abrüstungskonferenz. Daß dort die Entscheidung, ob dem Reich eine zu anderen Staaten gleichwertige Rüstung zugestanden werden sollte, unabsehbar verzögert wurde, bildete im Oktober 1933 den formalen Anknüpfungspunkt für den deutschen Austritt aus dem Völkerbund. 1934 wurde die Konferenz ergebnislos abgebrochen. Walters: History (wie Anm. 37), S. 500-516, 541-555; Kimmich: Germany (wie Anm. 37), S. 150-193.
- 76 L-Bs Äußerungen zu den in Genf präsenten Frauenorganisationen aus der ersten Fassung weichen in ihrem skeptischen Ton deutlich ab: »Wenn man in Genf von der Zuziehung der grossen Frauenverbände spricht, so müßte man darüber allerdings auch noch ein Wörtchen sprechen. Man kennt dort nur die selbstbewußten Organisationen, denen Zeit und Mittel erlauben, ihre Vertreterinnen alljährlich dem Schauspiel des V.B. beiwohnen zu lassen. Prächtige Frauen darunter. Ganz gewiß. Aber die Vertreterinnen aller Frauenkreise von Bedeutung sind keineswegs in dieser Organisation zu finden.« f. 116.
- 77 Der restliche Text mit Ausnahme des Schlußsatzes entspricht weitgehend einem Bericht, den L-B bereits 1929 unter dem Titel »Ein Völkerbundausschuß, von dem niemand spricht« veröffentlicht hatte. In: Katholische Deutsche Frauenkorrespondenz 1929, Nr. 3/4, unpaginiert. Mehrere Exemplare. BAK: Kl. Erw. 65/3, f. 62ff.
- 78 Hier ist zum einzigen Mal in der Letztfassung die Bezeichnung einer Sprecherin (Abkürzung »W.«) vorgenommen worden.

Miszellen

Franz Mai (1911 - 1999)

I

Ende 1977 schied Franz Mai nach 20 Jahren Amtszeit als dienstältester Intendant einer ARD-Rundfunkanstalt aus und hielt mit seinem Urteil nicht zurück:

»Es ist ein Amt zermürbender und fruchtloser Diskussionen und Rechtfertigungen, finanzieller und rundfunkpolitischer Sorgen, personalpolitischer Unfreiheit, resignierender Kompromisse und umfassender Anfeindungen«.

Am 5. Juni 1957 war er, 1911 geboren, als Intendant des in Gründung befindlichen öffentlich-rechtlichen Saarländischen Rundfunks (SR) gewählt worden, als künstlerischer und geschäftlicher Leiter der Anstalt. Mai war sich damals bewußt, daß es sich nicht um die simple Übernahme eines gerade frei gewordenen Postens handelte, dagegen sprachen Ort und Zeit.

Saarbrücken nahm schon früh eine rundfunkpolitische Sonderrolle ein. 1946 startete Radio Saarbrücken als französischer Sender in deutscher Sprache. 1952 übernahm die autonome Saarregierung die Kontrolle, die bislang von der Besatzungsmacht ausgeübt wurde. Nach dem Votum der Bevölkerung von 1955, den Weg nach Europa als Gliedstaat der Bundesrepublik einzuschlagen, schied der Generaldirektor der Saarländischen Rundfunk GmbH, Prof. Dr. Hermann Mathias Görge, aus. Frankreich stimmte der Eingliederung des Grenzlandes in die Bundesrepublik Deutschland zu: 1957 staatlich und drei Jahre später auch wirtschaftlich.

Mitten in der Umbruchsituation des Beitritts sollte auch die Angleichung an die Rundfunkversorgung in der Bundesrepublik erfolgen. Das hierfür erforderliche Landesrundfunkgesetz vom 27. November 1956 wurde gleichzeitig mit dem Beitrittsgesetz verabschiedet, die beratenden Organe Rundfunkrat und Verwaltungsrat konstituierten sich im Frühjahr 1957. Alles hing nunmehr vom Intendanten als Exekutivorgan ab. Die zwei Jahre dauernde Vakanz war zu Ende, und die Einführung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks konnte beginnen.

In den Gremien waren die Spannungen aus der Volksbefragungszeit zwischen Ja- und Nein-Sagern noch spürbar, man empfand aber unter den 75 Bewerberinnen den Ministerialrat im Bundespresseamt Franz Mai als den richtigen Kandidaten. Er war durch seine Jugendjahre von 1912 bis 1927 im Saargebiet unter Völkerbundverwaltung mit Land und Leuten vertraut. Dem Studium und der Richterfähigkeit nach war er ein

ausgewiesener Jurist, dank seiner zusätzlichen Studien in Philosophie und Kunstgeschichte ein aufgeschlossener Intellektueller. In der Bundeshauptstadt Bonn war er von 1950 bis 1952 als persönlicher Referent des Bundeskanzlers zwei Jahre im Zentrum der politischen Macht und später im Bundespresseamt, als Verwaltungsleiter, ausgiebig mit Fragen des Rundfunkwesens und der Filmförderung befaßt.

Eine ernsthafte Erkrankung verzögerte den Amtsantritt bis zum Jahresbeginn 1958. Von da an ging Mai zielstrebig Schritt für Schritt voran. Zunächst unterstrich er die Selbständigkeit des SR nach innen und außen. Vom Langwellensender Europa I, dem die autonome Regierung eine Sendelizenz 1953 erteilt hatte und der dafür ein lokales Fernsehprogramm Tele Saar lieferte, verlangte er eine jährliche Abgabe in Höhe von 1,7 Mio. DM und die Einstellung des Fernsehprogramms ab Mitte 1958. Auf die gut gemeinten Hilfsangebote des Südwestfunks (SWF) in Baden-Baden verzichtete Mai und trat in Verbindung mit den ARD-Intendanten, die verständnisvoll Zuschüsse und Darlehen für Investitionen und Betrieb in Höhe von 8 Mio. DM gewährten, und zwar noch bevor der SR im Mai 1959 offizielles ARD-Mitglied und in den Finanzausgleich einbezogen wurde.

Weiter ging es um den materiellen Aufbau: Der 20 kW-Sender – von RTF Nancy ausgeliehen – wurde im Oktober 1958 durch einen 100 kW-Mittelwellensender ersetzt, dem 1963 ein 300 kW-Sender für die Europawelle Saar folgte, was eine beachtliche Empfangsverbesserung im Nah- und Fernbereich bedeutete. Das Funkhaus Wartburg war gemietet. Ein eigenes Dach sollte her! Auf dem Halberg, den der Reichsrundfunk bereits 1938 erworben hatte, wurde 1959 mit dem Funkhausbau begonnen, der Hörfunkbetrieb 1961 und das Fernsehprogramm 1964 aufgenommen. Außen- und Innenausbau sowie technische Ausstattung beliefen sich auf insgesamt 61,3 Mio. DM. Nicht nur ein städtebaulicher Akzent wurde hier von den SWF-Architekten Ebert und Jung gesetzt, vor allem hatte Mai die Voraussetzungen einer kontinuierlichen Programmarbeit geschaffen.

Mai begann 1958 mit 350 Mitarbeitern und zählte 1977 ihrer 670. Von 1958 bis 1977 stiegen die Teilnehmerzahlen für den Hörfunk von 230 519 auf 359 413 und für das Fernsehen von rund 4 000 auf 336 255. Das Programmangebot entwickelte sich im Hörfunk von rund 370 000 Minuten auf 903 911 Minuten. Das regionale Fernsehprogramm erreichte 1961 ca. 20 000 Minuten und 1977 34 000 Minuten. Ins Erste

Deutsche Fernsehen wurden 1961 65 Minuten und 1977 5 236 Minuten eingebracht.

Diese Zahlen lassen den Umfang der Aufbauarbeit von Mai erkennen. Dabei sollte man wissen, wie sehr er das Mitarbeitergespräch über Programmkonzeption, über journalistische Grundsätze und über konkrete Sendungen suchte. Wie überhaupt er die Programmverantwortung ernst nahm und auch eigene Vorstellungen entwickelte. Das Konzept für die Mittelwelle – flotte Musik und schnelle Information sowie Werbedurchsagen dazwischen gestreut – kam auch für die Mitarbeiter überraschend. Neben die Europawelle Saar stellte er anschließend das betont kulturelle UKW-Programm der Studiowelle Saar.

Das Fernsehprogramm aus Saarbrücken mußte neu erfunden werden. Mit wenigen Mitarbeitern gelang der Aufbau eines interessanten Regionalprogramms – das über die Grenzen hinweg Ostfrankreich und Luxemburg einbezog –, und es entstanden beachtenswerte Beiträge für das ARD-Programm. Mehr als 50 Fernsehspiele sind eine stolze Bilanz. Junge Regisseure wurden neben Wilmten Haaf und Rolf von Sydow engagiert, wie Peter Zadek, Hansgünther Heyme, Christoff Zanussy. In der Fernsehunterhaltung sind zu nennen Truck Branss, Dieter-Thomas Heck, Manfred Sexauer oder Hans-Dieter Hüschen.

Apropos Namen: Mai war immer auf Talentsuche. So entwickelte sich der SR als eine Pflanzstätte junger Begabungen, die später Spitzenfunktionen im Rundfunk erreichten, wie Dieter Stolte, Friedrich Nowotny und Hermann Fünfgeld.

Im Vordergrund der Programmarbeit stand für Mai die Aufgabe, den kulturellen Belangen der Bevölkerung des Saarlandes Rechnung zu tragen. Aber als genauso bedeutsam erachtete er die Pflege gut nachbarschaftlicher Beziehungen zu Frankreich und Luxemburg. Dies geschah durch direkte Kontakte und gelegentliche Zusammenarbeit mit den Rundfunkorganisationen, aber auch in verstärktem Maße mit Vereinen, Verbänden, Schriftstellern und Autoren in den Grenzdepartements bzw. im Großherzogtum. Als 1963 die Deutsch-Französische Hörfunkkommission ins Leben gerufen wurde, übernahm Mai den Vorsitz der deutschen Delegation und gab ihn danach an seine Nachfolger weiter.

Intendant Fritz Raff würdigte ihn am 5. November 1999 anlässlich einer Trauerfeier: »Dr. Franz Mai, der große Baumeister auf dem Halberg hat dem Saarländischen Rundfunk Gestalt und Gesicht gegeben. Ohne ihn wäre der SR nicht das, was er heute ist.«

Klaus Altmeyer, Lebach

II

Als Gründungsintendant des Saarländischen Rundfunks (SR) stand Franz Mai 20 Jahre – von 1957 bis 1977 – an der Spitze dieser Rundfunkanstalt, deren Aufbau und Ausbau maßgeblich von ihm geprägt und verantwortet wurden.¹

Bis zu der schweren Krankheit in seinen letzten Lebensmonaten war Franz Mai über die Maßen lebendig. Er war ein vielschichtiger Mensch und zuhause in unterschiedlichsten Gebieten: Jurist und Philosoph, Essayist und Lyriker, Autorität und kritischer Analytiker zugleich. Sein Selbstverständnis als Intendant war stets das eines »Programmverantwortlichen« im besten Sinne – eben auch dem Programm verantwortlich.

»Das Intendantenamt war einmal ein schöpferisches, ein gestaltendes, ein die Programme formendes Amt. Ich habe in den ersten Jahren meiner Tätigkeit beim Saarländischen Rundfunk noch das Glück gehabt, die Kreativität erleben zu können.«

Wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß seine Amtsführung auch stets den Widerspruch von Kollegen und Mitarbeitern hervorgerufen hat. Franz Mai war ein Widerspruchsgeist, der seinen Gegnern jedoch nie als Feind gegenüberstand.

Der Verstorbene hat auf seine Weise in der Rundfunkentwicklung der Bundesrepublik Deutschland Akzente gesetzt, ohne je in ihrem Mittelpunkt gestanden zu haben. In meinen Gesprächen mit Franz Mai war eine Hauptkonstante, daß er seine mediengeschichtlichen Erinnerungen immer um die Perspektive erfahrener Zeitgenossenschaft dieses ausgehenden Jahrhunderts anzureichern wußte. Dies dürfte auch damit zusammenhängen, daß die zwei Jahrzehnte, in denen Mai Intendant des SR war, keineswegs im Mittelpunkt seines langen Lebens standen, sondern vielmehr einen wichtigen Abschnitt unter anderen gleichbedeutenden darstellten. Dies charakterisiert vielleicht am besten seine biographische Entwicklung, die, wie die Lebensläufe aller Angehörigen seiner Generation, von den Zäsuren dieses Jahrhunderts nachhaltig gezeichnet worden ist.

Seine Amtszeit war wohl am nachhaltigsten geprägt durch ein Denken in Kategorien internationaler Verantwortung, wobei – mitbedingt durch die eigenen Kriegserfahrungen – die Aussöhnung mit dem unmittelbaren Nachbarn Frankreich Priorität hatte. Dies entsprach seiner grundsätzlichen Zustimmung zur Politik des Bundeskanzlers Adenauer, dessen Leistungen er – mit Betonung der Versöhnung mit dem »Erbeind« Frankreich – immer wieder hervorhob und dessen menschliche Eigenschaften und po-

litische Grundhaltung er beinahe uneingeschränkt schätzte.

Mais Blick zurück auf seine Intendantenzeit war wie vieles in seinem Leben auch voller Gegensätze: Stolz auf das Erreichte und mißtrauisch im Hinblick auf das Zukünftige. In seiner Abschiedsrede vor Rundfunkrat und Verwaltungsrat des SR am 19. Dezember 1977 hatte Mai noch eine kämpferische Bilanz gezogen:

»Ich fürchte allerdings, daß die Rekonstruktion eines wirklich demokratischen öffentlich-rechtlichen deutschen Rundfunksystems in unserer derzeitigen politischen Wirklichkeit kaum mehr möglich ist. Ich fürchte sogar, daß die Deformation dieses demokratischen Rundfunksystems weitergeht. Dann aber wird der Augenblick kommen, in dem man mit vollem Recht die Frage stellt, ob dieses deformierte öffentlich-rechtliche System noch tragbar ist und ob nicht andere Systeme ehrlicher, redlicher und den Programmbedürfnissen der Rundfunkteilnehmer gemäß sind.«²

Dies war keine Parteinahme für die Abschaffung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks oder gar ein Plädoyer, es durch ein rein kommerzielles System zu ersetzen. Es sollte als Mahnung gelten, das Gut des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems – nach seiner Meinung »immer noch das denkbar beste« – weiterhin vielleicht auch in allen seinen Widersprüchlichkeiten zu bewahren. Dafür hat sich Franz Mai zeit seines Lebens eingesetzt. Ein Leben, das bei aller Arbeitssucht auch Lebenslust beinhaltete.

Wolfgang Becker, Osnabrück

¹ In dieser Zeitschrift, Jg. 25 (1998), H. 2/3, S. 137-159 wurde sein Lebenswerk ausführlich gewürdigt. Sein Rückblick auf den eigenen Lebensweg und vor allem die Intendantenzeit waren anhand von Selbstäußerungen im Rahmen eines Zeitzeugen-Interviews wiedergegeben worden.

² Veröffentlicht unter dem Titel »Programm-Verantwortung als Farce« und unter dem Untertitel »Rundfunkintendanten haben kaum noch Handlungsfreiheit« in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.12.97.

Wolfram Köhler (1924 - 1999)

Nur drei Tage nach seinem 75. Geburtstag ist am 28. Juli 1999 in Meerbusch bei Düsseldorf das langjährige Mitglied des Studienkreises, Dr. Wolfram Köhler, gestorben. Am 25. Juli 1924 in Wüstegiersdorf in Schlesien geboren, erlebte Köhler das Kriegsende als Wehrmachtsoffizier am Niederrhein. 1946 begann er das Studium der Geschichte an der Universität zu Bonn, wo er bei Max Braubach promovierte. 1951 wurde er Korrespondent der Tageszeitung »Die Welt« für Nordrhein-Westfalen. Schon damals zeigte

sich seine Vielseitigkeit, denn neben der Tagesaktualität interessierte er sich auch für Hintergründe und historische Zusammenhänge. So entstand 1961 sein Buch »Das Land aus dem Schmelztiegel« – die erste Geschichte des neuen Landes Nordrhein-Westfalen, neun Jahre bevor der langjährige Schriftführer und Mitgründer des Studienkreises, Prof. Walter Först, den ersten Band seiner umfangreichen Geschichte Nordrhein-Westfalens veröffentlichte. »Ich wollte einfach wissen, wie es gewesen ist«, schrieb Köhler im Klappentext seines Buches.

1961 ging Köhler dann als Korrespondent für mehrere Zeitungen (u.a. »Die Welt« und die »Rheinische Post«) zunächst nach Wien, dann nach Paris. Dort lernte er den Sohn von Theodor Wolff kennen, dem langjährigen Chefredakteur und Frankreich-Korrespondenten des in der Weimarer Zeit bedeutenden »Berliner Tageblatts«. Den Namen von Wolff trägt heute der wichtigste deutsche Journalistenpreis. Köhler konnte dessen Nachlaß einsehen, recherchierte weiter und schrieb auf dieser Basis die noch heute wichtige Biographie dieses von den Nazis umgebrachten Journalisten. Das Buch »Der Chefredakteur« erschien 1978.

Schon 1971 hatte Köhler Paris verlassen und ein Angebot des WDR akzeptiert, Studioleiter in Düsseldorf zu werden. Er wurde ein angesehener, kritischer Beobachter der nordrhein-westfälischen Politik, bissig, aber nicht verbissen in seinen Kommentaren. Weltläufigkeit paarte sich bei ihm mit Gelassenheit. Damals noch junge Kolleginnen und Kollegen erinnern sich an einen gebildeten, umgänglichen Chef, der auf gründlichen Recherchen bestand. Obwohl »bekennender Konservativer«, war er nicht parteiisch.

1981 hielt es Köhler nicht mehr in Düsseldorf. Er wurde Funkhausdirektor des NDR in Hannover und meinte fortan, wenn man ihn traf, in einer Mischung von Stolz und Selbstironie, er sei nun auch Orchesterchef – das NDR-Rundfunkorchester hat seinen Sitz an der Leine. 1987 trat Wolfram Köhler in den Ruhestand, setzte sich aber nicht zur Ruhe. Noch im Jahre seiner Pensionierung erschien der von ihm herausgegebene Band »Das Funkhaus Hannover«, vier Jahre später der umfangreiche Sammelband »Der NDR. Zwischen Programm und Politik«. Beide Bände muß man zur Hand nehmen, wenn man sich über die Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland informieren will.

Köhler war Journalist von Geblüt mit spitzer Feder. Er war aber auch ein engagierter Lehrender. Viele Studierende saßen in den Seminaren, die er an den Universitäten Düsseldorf und Innsbruck über die Medienentwicklung in Deutschland veranstaltete. Die Heinrich-Heine-

Universität verlieh ihm dafür 1994 den Professorrentitel.

Wolfram Köhler war immer neugierig, neugierig gerade auf Menschen, jüngere zumal. Deshalb stand er auch oft als Fragender und Befragter in den Kolloquien des Studienkreises Rundfunk und Geschichte Rede und Antwort, »unprofessoral«, anregend und stets für einen Scherz offen.

Wolf Bierbach, Köln

Massenmedien vor dem Fernsehen Eine Tagung in Washington

Vom 23. bis 26. September 1999 fand am Deutschen Historischen Institut im Washington eine Konferenz mit dem Titel »Before Television: Mass Media, Political Cultures, and the Public Sphere in Western Europe and the United States, 1900-1950« statt. Ziel dieser Konferenz, die Forscher aus Deutschland, den USA, Großbritannien und Italien zusammenführte, war die komparative Diskussion verschiedener Aspekte der Mediengeschichte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Diese Periode hat bislang sowohl in der breiten Öffentlichkeit als auch in der historischen Forschung nicht immer ein gebührendes Interesse gefunden. Zu stark erscheint die Einführung des Fernsehens in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als die zentrale Zäsur in der modernen Mediengeschichte. Gern wird übersehen, daß die früheren »Medienrevolutionen« des 20. Jahrhunderts, vor allem in der Form von Radio und Film, ebenfalls verschiedenartige Veränderungsprozesse ins Leben riefen und Politik und Kultur in Europa und Nordamerika nachhaltig beeinflussten.

Im Mittelpunkt der Konferenz in Washington standen die politischen Dimensionen der Innovationen im Medienbereich. Die schnelle Popularisierung des Mediums Film in den ersten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts, die enorme Dynamik des Radios in den 20er und 30er Jahren und die anhaltende Bedeutung von Zeitungen als Kommunikations- und Diskussionsmedien veränderten die politische Kultur und die öffentliche Sphäre nachhaltig. Gerade der internationale Vergleich unterstreicht in diesem Zusammenhang besonders stark die Rolle politischer Strukturen in der Entfaltung und der Nutzung neuer Medien. In den Vereinigten Staaten unterstanden weder Film noch Radio einer strengen öffentlichen Kontrolle, und ihre Entwicklung wurde primär durch kommerzielle Interessen gesteuert. Europäische Nationen waren viel weniger geneigt, die weitgehend unbekanntes Potentiale neuer Medien dem freien Markt anzuvertrauen. Im Gegensatz zu den

USA wurden Radioprogramme stark durch die jeweiligen Regierungen gesteuert, oftmals befanden sich die Radiostationen sogar im Besitz des Staates. Diese Situation erleichterte die Gleichschaltung der Medienapparate durch die faschistischen Systeme in Deutschland und Italien. Das Interesse der Nationalsozialisten an den neuen Medien ist hinlänglich bekannt, doch zeigten die Vorträge und Diskussionen auf der Konferenz, daß die propagandistischen Erfolge des Dritten Reiches im Bereich der Medienpolitik nur selten an die eigenen Erwartungen heranreichten. Gleichzeitig zeigte das Beispiel der populären Reden des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt über das Radio an das amerikanische Volk, bekannt geworden unter den Namen »fireside chats«, wie ein demokratisches politisches System innovativ ein neues Medium instrumentalisieren konnte, um in Zeiten der Krise das öffentliche Vertrauen zu stärken.

Wesentlich komplizierter gestalteten sich die Diskussionen um das Konzept einer öffentlichen Sphäre und des Einflusses neuer Medien auf politische Kommunikationsstrukturen. Unzweifelhaft ist wohl, daß die Einführung neuer Medien in den Anfängen ein enormes demokratisches Potential besaß. Man braucht in diesem Zusammenhang nur an die vielen kleinen Radiosender in den USA nach dem Ersten Weltkrieg zu denken oder an die von amerikanischen Gewerkschaften produzierten Stummfilme, in denen in nachhaltiger Art und Weise auf soziale Mißstände hingewiesen wurde. In der weiteren Entwicklung der Medien wurden diese demokratischen Anfänge schnell erstickt, entweder durch die rasch zunehmende Medienkonzentration oder durch staatliche Zensur und Kontrolle. Wieder machte der internationale Vergleich deutlich, daß das liberale politische System in den Vereinigten Staaten diese Art von emanzipatorischen Impulsen eher zuließ als die von originarstaatlichen Traditionen geprägten europäischen Nationen. Gleichzeitig zeigte die Diskussion, wie wenig wir oft über die tatsächliche Wirkung der Medien auf die breitere Öffentlichkeit wissen. Ältere Modelle, oftmals stark beeinflusst durch die Ideen der Frankfurter Schule, haben im allgemeinen die Suggestionskraft und die Effizienz von Medien stark überschätzt. Neuere Forschungen haben dagegen klargestellt, wie sehr die Wirkung politischer Botschaften durch die Zuhörer und Zuschauer selbst konstruiert wird. Selbst eine scheinbar totale Kontrolle über alle Medien, wie durch die Nationalsozialisten in Deutschland, garantiert noch keine blinde Anhängerschaft durch die Bevölkerung. Gerade in dieser Hinsicht bedarf es weiterer historischer Forschungen.

Insgesamt bot die Konferenz allen Teilnehmern die Gelegenheit zur Begegnung mit Kollegen aus anderen Ländern und zur Diskussion wichtiger Aspekte der Mediengeschichte dieses Jahrhunderts. Die Möglichkeit zum internationalen Vergleich belebte die Diskussionen und gab viele Anregungen für künftige Forschungen. Die Mediengeschichte hat sich als ein wichtiger historischer Forschungszweig etabliert und verspricht für die Zukunft weitere Impulse für alle Teilfelder der Disziplin. Das Deutsche Historische Institut in Washington beabsichtigt, die Tagungsvorträge in einem Sammelband zu publizieren.

Thomas Goebel, Washington, D.C.

Geschichte wird gemacht Nationale Konstruktionen im Dokumentarfilm. Eine Tagung in Berlin

Im Programm des diesjährigen Herbstsymposiums des Stuttgarter Hauses des Dokumentarfilms, das aus gegebenem Anlaß vom 4. bis 6. Oktober 1999 im Polnischen Kulturinstitut am Berliner Alexanderplatz stattfand, waren zwei Themenkomplexe ineinander verwoben, die durchaus in einem engen Zusammenhang stehen, aber nicht unbedingt miteinander behandelt werden müssen. Einmal ging es um die grundsätzliche Frage, wie (Zeit-)Geschichte in Dokumentarfilmen dargestellt werden kann, bzw. darum, wie die vorhandenen Genres und Darstellungsroutinen des historischen Dokumentarfilms – in Deutschland und in den beiden Nachbarländern der Bundesrepublik, Frankreich und Polen – u.a. mit Blick auf die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft zu bewerten seien. Dabei kamen – das sei bereits hier angemerkt – die grundsätzlichen Fragen und eine vergleichende Betrachtung des Genres insgesamt zu kurz. Im Vordergrund stand die Beschäftigung mit der Konstruktion nationaler Geschichtsbilder und der Stereotypisierung des Selbst- und Fremdbildes (insbesondere in Deutschland und in Polen), der Entstehung von nationalen Geschichtsmymen und Tabus. Dieser Aspekt nahm den größten Teil der Tagung in Anspruch, so daß die genre-, d.h. dokumentarfilmspezifischen Ausprägungen dieses Problems und auch die Frage, inwieweit nun die jeweiligen nationalen Produktions- und Distributionssysteme von historischen Dokumentarfilmen (etwa das jeweilige Angebot des Fernsehprogramms) auf deren Gestaltung Einfluß nehmen, systematisch kaum vertieft wurden.

Grundlegende Fragen der Vermittlung von Geschichte durch Film, insbesondere den Do-

kumentarfilm, sind vielfach aus aktuellem Anlaß bei der Vorstellung einer größeren Produktion, selten jedoch in systematischer und umfassender Weise erörtert worden.¹ Sowohl die Probleme, die mit dem Zwang zum Bild im Film und im Fernsehen zu tun haben, wie eine präzisere Definition dessen, was die jeweils in sehr unterschiedlichen Kontexten entstandenen Foto- bzw. Filmaufnahmen an »Informationen« transportieren, harren immer noch einer gründlicheren Aufarbeitung.² Dies gilt sowohl für die Historiker und ihren Umgang mit den Bildquellen wie auch für die Filmemacher bei Verwendung und Verwertung dieses Materials. Deren vielfach ungebrochener Einsatz von sogenannten »Bildteppichen« mit beliebigen Bildern, die »notdürftig« durch den Kommentar zusammengehalten werden, ist ein Beleg dafür. Ohne verbale Erläuterung »sagen« Bilder von vergangenen Ereignissen und Zuständen eben nicht unbedingt mehr als tausend Worte. Das Verhältnis von sprachlicher und visueller Vermittlung bedarf – so mein Eindruck gerade auch nach dieser Tagung – immer noch der eingehenden interdisziplinären Erörterung.

Grundfragen des historischen Dokumentarfilms widmeten sich die beiden ersten Vorträge der Tagung. Hans Beller, Autor zahlreicher historischer Dokumentarfilme und Professor für Film an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, exemplifizierte Probleme des sogenannten Kompilationsfilms am Beispiel der Filme über den Nationalsozialismus. Er ging aus von der zwar bekannten, jedoch häufig zu wenig gewürdigten Tatsache, daß die Bildüberlieferung von den »Tätern« stamme, der Kompilationsfilm mit aus zeitgenössischen Aufnahmen bestehenden Zusammenschnitten arbeite. Die Wirkungsabsichten des Ausgangsmaterials seien alles andere als dem Willen zur Objektivität verpflichtet: es handle sich ja meist um Wochenschauausschnitte bzw. Propagandafilme wie »Triumph des Willens« von Leni Riefenstahl. Ebenso würden darüber hinaus Filmausschnitte unterschiedlichster Herkunft in die Dokumentationen einmontiert, nicht selten auch aus Spielfilmsequenzen, die dann unverbunden und nicht gekennzeichnet präsentiert werden³ und deren Sinnzusammenhang nur über einen Kommentar hergestellt werden kann. Der während der Tagung vorgeführte zweite Teil der vierteiligen französischen Dokumentation »La F oi du siècle« war dafür ein bezeichnendes Beispiel. Ein eher konventioneller Kommentar aus dem Off wurde unter eine teilweise faszinierende, aber in ihrer Herkunft nur unzureichend offengelegte Montage von zeitgenössischen Filmaufnahmen über die kommunistische Bewegung in den 30er Jahren gelegt. Beller erinnerte daran,

daß Erwin Leiser in seinen ersten Dokumentationen über den Nationalsozialismus (»Mein Kampf«) sich explizit über den Kommentar von seinem Ausgangsmaterial distanzierte, und demonstrierte auch mit weiteren Beispielen, wie mit Hilfe der Montage von Gegensätzen erreicht werden kann, dem zeitgenössischen Material auf der Bildebene nicht völlig ausgeliefert zu sein. Auch eine angemessene Aktualisierung des Themas, die Konfrontation mit Aufnahmen aus der Gegenwart könne Distanz schaffen. Moderne Schnittmethoden (etwa mit Hilfe eines eingblendete Inserts, die über das »Hauptbild« wandern) erlaubten – so Bellers Ausblick in die Zukunft – auch neue Formen der Collage, der Brechung von Filmzitate.

Die Historikerin Susanne Brandt aus Düsseldorf hatte in ihren Vortrag zu viele Themen hineingepackt. Viele Zuhörer in ihrer Unvermitteltheit überraschte, ja irritierte ihre nicht eingehend begründete, jedoch gegenwärtigen historiographischen Konzepten durchaus entsprechende These, daß Dokumentarfilmer und Historiker dieselben Geschichten erzählten. Sie belegte sie nicht mit Beispielen bzw. näherte sich nicht dem schwierigen Nachweis an, wo in der Tat Übereinstimmung und nicht zu übersehende Differenzen liegen könnten. Sie beließ es bei der zutreffenden wie zu allgemeinen Feststellung, daß beide, Historiker und Filmemacher, die Vergangenheit auf je eigene Weise mit Hilfe der verfügbaren Materialien (re-)konstruieren. Im zweiten Teil ihres Vortrags wandte sie sich dem Problem der Herstellung von Geschichtsbildern im eingangs beschriebenen Sinne zu, jedoch unabhängig von den mit jeweils unterschiedlichen Mitteln operierenden Erzählern in Wissenschaft und Film. Ihr Vorschlag, mit Hilfe der Theorie des »kollektiven Gedächtnisses« von Maurice Halbwachs auch die Steuerung des medial vermittelten Erinnerens zu beleuchten, hätte Ansatzpunkte für eine Erklärung der Bildung von Stereotypen geben können. Er wurde u.a. deshalb nicht aufgenommen, weil sie mit abschließenden Ausführungen zur Präsentation der Serie »Holocaust« für die Aussprache eine wenig ergiebige Vorgabe machte, weil längst geführte Debatten wieder auflebten.

Soziologie, Psychologie und auch die Geschichtswissenschaft verfügen über ein ganzes Arsenal an Erklärungen für die Bildung nationaler Stereotypen und bzw. von klischierten (Feind-) Bildern über Gruppen und Nationen.⁴ Davon hätte mehr in die Tagung einbezogen werden sollen, nachdem Hannes Heer vom Hamburger Institut für Sozialforschung, Peter Zimmermann vom Haus des Dokumentarfilms und Marc Ferro, Experte auf dem Gebiet »Medien und Geschichte« und Präsentator der

ARTE-Produktion »histoire parallèle«, auf jeweils etwas unterschiedliche Weise Phänomene dieser Art dem Publikum vorgestellt hatten. Der im Kreuzfeuer der Kritik an der inzwischen aus dem Verkehr gezogenen sogenannten »Wehrmachtsausstellung« stehende Heer ging – ohne daß dies hinterfragt wurde – auf einen der in den durchaus »ehrenwerten« Fernsehdokumentationen über das Dritte Reich eingegangenen Gründungsmythos der Bundesrepublik ein: Die Wehrmacht sei nicht an den Greueln des Völkermords hinter der Front beteiligt gewesen. Wider den eindeutigen Beleg von Filmausschnitten sei es bis in die zweite Hälfte der 90er Jahre gelungen, ein Eingeständnis dieses Faktums zu umgehen. Dabei war in einer häufig verwandten Filmsequenz über die Deportation von Juden ein Wehrmachtssoldat eindeutig zu erkennen. Auch in der DDR habe man sich dazu nicht bekannt, vielmehr seien dort die einfachen Soldaten als die Marionetten des Großkapitals hingestellt und auch damit ebenfalls entlastet worden.

Peter Zimmermanns Versuch, der »Pest der Phantasmen« auf der Spur zu bleiben, deckte zahlreiche, z.T. auch sehr unterschiedliche Stereotypen und Klischees auf, selbst in Produktionen, die nicht unbedingt propagandistischen Ursprungs gewesen sind. Interessant waren weniger seine Hinweise auf überzeichnende Plakate und Karikaturen u.ä., sondern die Darstellungen, die mit subtil überzeichnenden bzw. ironischen Abkürzungen arbeiten, auch in Nachrichtenfilmen und seriösen Reportagen, in denen bei näherem Zusehen – bei aller Zersplitterung der Information über verschiedenste Programmplätze – Leitperspektiven entwickelt würden. Mochte man seine Interpretation der Ausschnitte eines West-Features über Zwickau und die Trabiproduktion und dem von ihm entdeckten herablassenden Ton für spitzfindig halten: Die abendliche Vorführung der im November ins Programm kommenden zweiteiligen Dokumentation über die Treuhand von Michael Jürgs und Axel Grote belegte mit ihrem herablassenden Kommentar und ihrer kompakten Interpretation des Geschehens durch betroffene Zeitzeugen (Treuhandmanager) einigermaßen überraschend die von Zimmermann im deutsch-deutschen Verhältnis beobachtete Stereotypen. An dieser Stelle der Tagung hätte ausführlicher über genrespezifische Verzerrungen gesprochen werden müssen, wie über die der Popularisierung zuzuschreibenden Personalisierungen in den Filmen der ZDF-Redaktion »Zeitgeschichte« unter der Leitung von Guido Knopp: Die Problematik klang nur kurz in einigen Diskussionsbeiträgen an, wurde aber leider nicht vertieft.

Daß Tabus nicht allein ein deutsches Thema sind, darauf machte Marc Ferro aufmerksam mit seinen temperamentvoll vorgetragenen, aus reicher Lebenserfahrung gewonnenen Beispielen aus der französischen Öffentlichkeit mit ihren z.T. aberwitzigen Konsequenzen. Je länger und je mehr über diese Thematik gesprochen wurde, desto stärker drängte sich die Erkenntnis auf, daß es dabei um mehr geht als um nicht korrektes, unaufgeklärtes Verhalten. Heers Plädoyer für eine positive Sicht des Verdrängens, Nichtzulassens war allzu sehr aus dem Stehgreif formuliert und fand keine Akzeptanz, andere Positionen, unterfüttert mit Ergebnissen aus der sozialpsychologischen Forschung und geschichtswissenschaftlichen Deutungsversuchen⁵ standen leider nicht zur Verfügung.

Die Vorträge von Isabel Peyrra-Masson aus Paris, der Kölner Journalistin, Margarete Wach und des polnischen Publizisten Adam Krzemiński gaben zahlreiche Hinweise darauf, daß sowohl im französischen – dokumentarischen – und auch im polnischen Fernsehen das Bild von Deutschland und den Deutschen bezogen auf die jüngere Vergangenheit differenzierter ist, als man dies dem ersten Augenschein nach vermuten mag. Frau Wach und der Deutschlandkenner Krzemiński gaben ein umfassendes Bild der Darstellung Deutschlands im polnischen TV, immer wieder auch mit »Einblendungen« von Informationen darüber, wie über die Tagesaktualität hinaus in der Bundesrepublik das Fernsehen über Polen berichtete. Ein wichtiger Einschnitt für das Deutschlandbild der Polen – so Krzemiński – sei die Übertragung eines Spiels der polnischen Mannschaft während der Fußballweltmeisterschaft 1974 gewesen. Heute werde dort vieles entkrampfter gesehen, es fehle aber – was wohl auch an den gegebenen Programmformaten liege – an ausführlicheren Dokumentationen über Deutschland.

Es war schwierig für den Berichtstatter, am Schluß der Tagung die Vorstellung jüngerer bzw. zeitgenössischer polnischer Dokumentarfilmer zu verfolgen und einzuordnen. Vorgeführt wurde eine Rekonstruktion des Streites um die öffentliche (!) Hinrichtung eines deutschen Kriegsverbrechers 1946 und die wahre – wenig erbauliche Geschichte des »Mannes aus Mar-mor«, dem Helden des Filmes von Andrzej Wajda. Der Mangel an Vertrautheit mit den Verhältnissen in Polen insgesamt und mit Geschichte und der Entwicklung der Medien, des Films und des Dokumentarfilms im besonderen machten ihm eine produktive Zu- und Einordnung schwer.

Wenngleich das Tagungsprogramm vielleicht zuviel auf einmal gewollt hat, auf jeden Fall ahnte der Gast etwas von den Chancen eines von den Gespenstern der Vergangenheit, von denen

während der drei Tage viel die Rede war, sich lösenden Dialogs und Austauschs zwischen dem westlichen und dem östlichen Nachbarn. Öfters stellte man sich selbst die Frage, warum es nicht möglich war, diese Gespenster nicht schon früher zu vertreiben. Aber auch dies gehört zu den Themen, denen sich eine weitere Beschäftigung mit diesem Thema vertiefend zuwenden muß.

Edgar Lersch, Stuttgart

- 1 Siehe vor allem Guido Knopp/Siegfried Quandt (Hrsg.): *Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch.* Darmstadt 1988.
- 2 Vgl. die Sammelrezension mit Hinweisen auf die Literatur der letzten drei Jahre von Marhild Hoffmann: *Zwischen Höhlenmalerei und Cyberspace. Eine literarische Bildersammlung.* In: *Das Parlament*, Jg. 1999, Nr. 41 S.VIII/IX.
- 3 Gelegentlich ist auch der Unterschied für den Nichteingeweihten kenntlich; häufig haben sich Spielfilmsequenzen zu historischen Pseudo-Dokumentaraufnahmen verselbständigt, wie in Filmausschnitten zur Oktoberrevolution.
- 4 Petra Bock/Edgar Wolfram (Hrsg.): *Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich.* Göttingen 1999.
- 5 Hinzuweisen ist beispielsweise auf Michael Jeismann: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918 (Sprache und Geschichte Bd. 9).* Stuttgart 1992.

Medienrezeption IV: Unterhaltung Tagung in Düsseldorf

Was denn Unterhaltung sei, das wollten mit Ausnahme eines Vortragenden die Referenten und Gesprächsteilnehmer im Verlauf des vierten Forums Medienrezeption, das sich am 15. und 16. Oktober 1999 in Düsseldorf mit »Unterhaltung und Unterhaltungsrezeption« befaßte, nicht definieren. Die Veranstaltung wurde auch dieses Mal wieder von der SWR-Medienforschung zusammen mit mehreren Landesmedienanstalten, der Stiftung Lesen sowie in Kooperation mit weiteren Institutionen – so auch dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte – durchgeführt. Begründet wurde diese Zurückhaltung auch mit der Schwierigkeit, daß es bei näheren Bestimmungen nicht allein auf die Perspektive des Anbieters und auf das ankomme, wie dieser Unterhaltung qualifiziere, sondern auch der Rezipient seinerseits bestimme, was er als unterhaltendes Angebot betrachte, oder auch nicht.

Bei näherem Hinsehen war es schon immer ein Problem der Programmverantwortlichen von

Hörfunk und Fernsehen, aber auch eine unge löste Schwierigkeit der öffentlichen Auseinander setzung über Sinn und Wert der stark von unterhaltenden Angeboten geprägten elektronischen Medien, daß außer den für qualifizierte Minderheiten unverwechselbar nur dem »Prodesse« gewidmeten Sendungen die beiderseitigen Zuschreibungen ein häufig eher diffuses Bild abgaben: Sogar ganz seriös daher kommende, z.B. der aktuellen Information dienende Sendungen können diesen schillernden Charakter aufweisen. Im Zeitalter des dualen Rundfunks, in dem kommerzielle Veranstalter dem Zerstreung und Entspannung suchenden Publikum noch stärker entgegenkommen (müssen) als die öffentlich-rechtlichen Anbieter, wurde dann auch der Begriff Infotainment für etwas erfunden, was es auch früher schon gab. Davon ausgehend sprachen zahlreiche Referenten Tendenzen an, daß die Konturen zwischen den Gattungen stärker denn je verschwimmen würden, die Gattungen sich stärker vermischten.

Jede Phase der Kulturgeschichte führte ihren je eigenen Diskurs über das »Prodesse et delectare«: Intensiv und extensiv wurde bereits – dem Kundigen wohl vertraut – in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heftig darüber gestritten. Darauf und auf die spezifische deutsche Verschränkung von zwei Positionen: dem konservativ-kulturkritischen Verdikt des Verlustes des Eigentlichen und dem sogenannten Verblendungszusammenhang, hergestellt durch kulturindustrielle Verwertungsinteressen – so die Frankfurter Schule – verwies in der Einführung in die Tagung Norbert Schneider. Auch jenseits einer klaren Distanzierung von der bildungsbürgerlichen Verachtung des Leichten wollte er von der Trennung der Sphären »Ernst« und »Spaß« nicht lassen, übte er leise, aber nachdrückliche Kritik am inhaltsleeren »Spaß als Spaß«. Im Raum standen auch die Fragen nach dem, was an Bedürfnissen sich hinter skurrilen bis abstoßenden Formen der Unterhaltung offenbare, inwieweit diese fernseh-öffentlich – z.B. in den Trash-Talkshows – gemacht werden müßten.

Ein Symposium, das in seinem Titel gleichberechtigt neben dem Angebot die Rezeption des Unterhaltenden, des Leichten führte, hätte sich intensiver damit beschäftigen müssen, in welchem Zusammenhang die Vorstellung der Produzenten von Unterhaltung stehen, die über die Nutzung darüber im Umlauf sind, warum sich Hörer/Zuschauer unterhaltenden Angeboten zuwenden und was sie mit ihnen anfangen. Man kann sich zumindest teilweise an den Vorgehensweisen und Ergebnissen einer historischen, auf unterhaltende Printmedien, Kino und andere »Lustbarkeiten« beziehenden Forschung orientieren.¹ Dieser Weg wurde aber nicht be-

schrritten, bzw. lagen die (sozial-)wissenschaftlichen Erkenntnisse über Rezeption von Unterhaltung bzw. die im wesentlichen von seiten der »Hersteller« gemachten Äußerungen zum Produkt so weit auseinander, daß sich daraus weder ein stimmiges – was kaum erwartbar war – Bild noch weitergehende Aufklärung ergab.

Der Medienpsychologe Peter Winterhoff-Spurk stellte die wichtigsten Theorien zur Unterhaltungsrezeption vor: das Erklärungsmodell des Mood-(Stimmungs-)Managements (Dolf Zillmann), die Eskapismus- und die Gerbnersche Kultivierungsthese (ein auf Wirkungen abzielendes Erklärungsmuster) und gestand ein, daß man von seiten der empirischen Sozialwissenschaft, der Psychologie, nicht sehr viel Genaueres über den Umgang mit unterhaltenden Angeboten, deren »Wirkung« im weitesten Sinne sagen könne.

Eher »Beruhigendes«, weil im Vergleich zu den eingangs erwähnten Befunden (noch) Kontinuität Annoncierendes in Bezug auf die Nutzung von Unterhaltungssendungen seit den 50er Jahren hatte Walter Klingler als Vortragender einer dreiköpfigen Forschergruppe zu berichten: Auch wenn man die Interferenz »objektiver« Genredefinition und subjektiver Zuschreibung berücksichtige, sei ein über die Jahrzehnte hinweg ziemlich stabiles Verhältnis von Bedürfnissen bzw. der Zuwendung zu informierenden und unterhaltenden Programmen festzustellen. Dies gelte auch, wenn man einen beträchtlichen Imageverlust und eine weniger klare Bedeutungszuweisung des Fernsehens einrechne, die sich insgesamt in quantitativ »abgeschliffenen« Vorlieben für bestimmte Programme (Informationen – 13%; Entspannung – 15%) niederschlugen. Diese Präferenzen unterschieden sich auch insgesamt wenig zwischen verschiedenen Nutzergruppen, wie Klingler an Hand des empirischen Materials und bezogen auf die untersetzten soziodemographischen Daten vorführte: Zu intellektuellem Hochmut bestehe hinsichtlich der allgemeinen Präferenz für Unterhaltung kein Anlaß.

Woran immer es gelegen haben mag: an der Gattung »Podiumsdiskussion«, die in den selteneren Fällen Probleme und komplexe Fragestellungen systematisch und so aufarbeite, daß man Ergebnisse referieren kann, an den Moderatoren oder an den Themenstellungen. Die drei Expertenrunden des Symposiums mit den Anbietern bzw. »Herstellern« von unterhaltenden Sendungen und sonstigen Angeboten am Beginn, etwa in der Mitte und am Ende der Tagung blieben jedenfalls ziemlich unergiebig. Dies gilt einmal hinsichtlich der von jeder Runde erhofften Antwort auf die Frage nach den künftigen

Konzepten der Unterhaltung: Die erste Diskussion hatte »Unterhaltung zur Jahrtausendwende und die künftige Entwicklungen auf dem Unterhaltungssektor« zum Thema. Doch die Programmadministratoren Jürgen Doetz und Henning Röhl bzw. Manager der Unterhaltungsindustrie wie Werner Lauf, der für interaktives bzw. via Internet ins Haus kommende Fernsehen zuständige Bereichsleiter bei Bertelsmann, und Ewerhard Engels, Direktor der Movie World, des von Warner Bros. errichteten Mediaparks im Ruhrgebiet, vermochten ebensowenig wie die Expertenrunde über »Erfolgskriterien in der Unterhaltungsproduktion« – hier kamen Schauspieler und Producer zu Wort – wie die abschließende Diskussion über »Erfahrungen mit der Fernsehunterhaltung – Ideen der Zukunft« (mit Kurt Felix und Max Schautzer) Konkreteres über Gegenwart und Zukunft zu sagen. Lediglich Axel Beyer, Programmdirektor der Produktionsfirma Endemol, stellte einen neuen, manchen Zuhörern noch nicht bekannten Typus von Unterhaltungssendungen (»Big brother«) mit einem stark voyeuristischen Einschlag vor: Die Zuschauer erhielten Einblick in gruppendynamische Prozesse in abgeschlossenen, künstlichen Welten, in denen die Teilnehmer jeweils über den weiteren Verbleib eines Mitglieds entschieden, bis zum Schluß der Sieger übrig bliebe.

Unergiebig blieben die Podien auch, da offenbar angesichts der in ihren konkreteren Ausformungen und auch in ihren quantitativen Dimensionen schwer abschätzbaren Auswirkungen des digitalen Fernsehens und der neuen Distributionsformen via Internet tatsächlich niemand genau weiß, wohin die Reise geht, und vorhandene Konzepte und Prognosen wurden nicht preisgeben. Aus dem Stehgreif waren in den Diskussionsrunden bei der Erörterung der Kriterien für vergangene bzw. künftige Unterhaltungskonzepte darüber hinaus die komplizierteren Fragen danach, welche Bedürfnisse sie denn erfüllten bzw. welche Saiten Unterhaltung bei den Rezipienten zum Klingen brächten bzw. ob es eigentlich nichts Neues im Unterhaltungsangebot gebe und alles die ewige Variation des Gleichen darstelle, nicht befriedigend zu beantworten.

Davon schien etwas in dem Vortrag von Ricarda Strobel auf, die auf die Identifikation der Zuschauer mit den in den jeweiligen Jahrzehnten erfolgreichen Moderatoren von Unterhaltungssendungen einging: Peter Frankenfeld beispielsweise als der »Kumpel von nebenan« vor allem in den 50er, Hans-Joachim Kulenkampff als soignierter Plauderer in den 60er Jahren. Andere Namen wären zu ergänzen. Analytische Tiefenschärfe gewann der mit vielen Prog-

rammbeispielen sehr gut illustrierte Vortrag allerdings kaum.

Auch nach dieser Veranstaltung sollte darauf hingewiesen werden, daß das »Forum Medienrezeption« mehr bietet als nur Vorträge: Eine perfekte Tagungsorganisation und ein Diskutieren und Begegnungen förderndes Tagungsambiente und über das Symposium hinausgehende Anstrengungen, im Internet (www.medienrezeption.de) eine betont interdisziplinär (die Printmedien sind immer vertreten) angelegte virtuelle Kommunikationsstruktur zum Thema Rezeption aufzubauen und in Gang zu halten. Sie stellt die nicht voneinander zu trennenden Fragen des Zusammenhangs von Medienproduktion und Medienrezeption in den Vordergrund und dokumentiert Ergebnisse fortlaufend. Das nicht in allen Facetten gelungene Forum in Düsseldorf über die Rezeption von Unterhaltung, dem wichtigsten Programmsegment des Fernsehens, ändert nichts an der Qualität und Bedeutung gerade dieser Serviceleistung der Veranstalter.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Der Vortrag von Günther Fetzer, langjährig in leitenden Positionen in Verlagen tätig, beschränkte sich allerdings auf einen Erfahrungsbericht über das Herstellen unterhaltender Literatur und die Probleme des aktuellen Buchmarktes für Unterhaltendes in der Gegenwart.

Symbolische Politik, historische Analogien, Bilderkrieg Performanzen des Kosovo-Kriegs in den Medien*

»Jeden Morgen und jeden Abend senkt sich unausweichlich das Netz der Nachrichten auf die Erde nieder und legt fest, was gewesen ist und was man zu gewärtigen hat.«

Niklas Luhmann (1997)¹

Machtpolitik und Mediendramaturgie

Gerade erst einige Monate ist es her, daß wir uns als televisuelle Zeitzeugen wähten, wie auf dem alten Kontinent die »Wiederkehr des Ethnischen ihre häßliche Seite«² in Gestalt des serbisch-albanischen Konflikts im Kosovo entblößte. Durch kollektives historisches Wissen ambivalent diskursiviert, mit der Hypothek des ersten Waffengangs deutscher Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg konfrontiert und durch Mediendispositive an der »Informationsfront« positioniert, avancierte der Krieg zwischen der serbischen Soldateska beziehungsweise Paramilitärs unter dem Regime Slobodan Milosevics auf der einen Seite und den Alliierten der NATO auf der anderen Seite für Produzenten und Rezi-

pienten sukzessive zum Medienevent mit den bekannten Halbwertzeiten an Aufmerksamkeitsbereitschaft und -leistung: Eine anfängliche affektive Betroffenheit wich, je länger der Krieg in audiovisuellen Dramaturgien und Performanzen figurierte, habitualisierten Medienroutinen. Den Agenda setting-Effekten der Krisenkommunikation folgend ist der Topos »Kosovo-Krieg« mittlerweile längst zur Konkursmasse des tagesaktuellen Nachrichtenbusiness degradiert. Nunmehr evozieren die Greuel indonesischer Milizen an Ost-Timoresen oder der Einmarsch russischer Truppen in die abtrünnige Kaukasusrepublik Tschetschenien bebilderte Schlagzeilen.

Halten wir fest: Die banale Einsicht, daß immer wieder Konflikt-, Krisen- und Kriegssituationen am Ereignishorizont aufscheinen, schien vor gar nicht allzu langer Zeit zumindest in so manch offizieller bis offiziöser Friedensrhetorik des diplomatischen Chors und der politischen Elite fast schon der Vergangenheit anzugehören. Die »Welt«, oft nur Synonym für die ökonomisch potenten Staaten der westlichen Hemisphäre, glaubte sich nach dem Zusammenbruch des »real existierenden Sozialismus« und dem Zerfall der bipolaren Weltordnung in den Wendejahren 1989/90 in einer neuen, auf Ausgleich und Vermittlung bedachten Phase der Menschheitsentwicklung, eine Handbreit entfernt von der Vision einer befriedeten Welt. Jene Sichtweise, die nicht selten mit der Installation einer – auch auf UNO-Parkett – gern im Munde geführten »Neuen Welt(friedens)ordnung« in eins gesetzt wurde, stellte sich retrospektiv als reine Wunschvorstellung heraus – eine Reihe krisenhafter, konfliktträchtiger und kriegerischer Ereignisse enttarnte diese Euphorie schließlich als Schimäre.

An die Stelle der erodierenden Ost/West-Konfrontation, die über Jahrzehnte durch eine zweifelhafte Doktrin der Pax atomica in apokalyptischer Balance gehalten³ und als Wahrnehmungskordinate und Konfliktstruktur diente, trat die polypolare Weltordnung. Unbeschadet dessen ist zu konzedieren, daß die über Generationen hinweg gepflegten Denk- und Begriffsschemata des Kalten Kriegs bis weit in die 90er Jahre hinein im politischen Diskurs terminologisch markiert sind, um die internationalen Beziehungen zu charakterisieren.⁴ Bei aller Unübersichtlichkeit trifft noch immer zu, was Hans Magnus Enzensberger schon vor Jahren konstatierte: »Sichtbarstes Zeichen für das Ende der bipolaren Weltordnung sind die dreißig bis vierzig offenen Bürgerkriege, die derzeit auf der ganzen Welt geführt werden.«⁵ Jene multipolare Weltordnung ist charakterisiert durch zunehmendes Ausbrechen von regionalen und lokalen politischen, ökonomischen, sozialen, ethnischen

sowie religiösen Konflikten, aber mit durchaus weitreichenden Folgen und Konsequenzen.⁶

Vor allem die Annexion des Ölemirats Kuwait durch den Irak 1990 und als Reaktion darauf der durch den Weltsicherheitsrat der UNO gedeckte Waffengang der Alliierten am Golf 1991 sollten die Hoffnungen auch des letzten Optimisten auf Frieden im größeren Maßstab zunichte machen. Der zweite Golfkrieg hielt nicht nur als Paradebeispiel für veränderte politisch-militärische Szenarien Einzug in die (Kriegs-)Geschichtsschreibung, sondern zugleich als weiterer Präzedenzfall nach dem Vietnam-Krieg⁷ für gewandelte Bedingungen der medialen Konstruktion von Krisen. Ist die enge wechselseitige, mitunter symbiotische Geschichte von Kriegs- und Informationstechnik immer wieder zum Gegenstand kritischer Untersuchungen⁸ gemacht worden, so erfuhr dieses unfriedliche Beziehungsgefüge im zweiten Golfkrieg – als erstem sogenannten »High-Tech-Krieg« – eine neue, bis dato nicht gekannte Qualität: Die Massenmedien, allen voran das (noch) gesellschaftliche »Leitmedium« Fernsehen, fungierten als operationale und strategische Faktoren im Kalkül von Politikern und Militärs, aber auch von cleveren Medienmanagern.

Krisenkommunikation und Medienperformanz

In demokratisch verfaßten Gemeinwesen unterliegt die politische Kommunikation normativ begründeten Mindestanforderungen, was insbesondere einen – ex cathedra gesprochen – freien, offenen und pluralistischen Prozeß von Informationsaustausch, -vermittlung und -nachfrage anbelangt.⁹ Mithin hat man sich zu vergegenwärtigen: »In einer Massendemokratie besteht der Kampf um die Macht nicht so sehr in der konsequenten Ausführung eines politischen Programms, sondern in der täglich wechselnden Inszenierung politischer Tatkraft fürs Publikum, des[s]en mehrheitliche Zustimmung am Ende darüber entscheidet, wer in den nächsten Jahren bei dieser Inszenierung Regie führt.«¹⁰

Für gemeinhin reflektiert man nicht auf das Verhältnis von Politik und Medien, solange Selektions- und Konstruktionsprozesse im Mediensystem Nachrichten generieren, die in irgendeiner Weise mit konventionellen Erwartungshorizonten korrespondieren. Der Mangel an Routinen im Umgang mit extremen, spektakulären und sensationellen »Medienereignissen« wie etwa Kriegen gewährt Einblicke in interne Vorgänge des Mediensystems, die ansonsten eher verstellt sind. Mitunter spricht man in diesem thematischen Kontext von »Krisenkommunikati-

on«. Damit sind gemeint »die Beziehungen zwischen[:]

- Konstruktion als dem psychischen Prozeß der Konstruktion von Krisen,
- Interaktion als dem Prozeß des Abgleichens eigener Krisenkonstruktionen mit den Krisenkonstruktionen anderer und
- Institutionen als sozialen Netzwerken, die Interaktionen organisieren.«¹¹

In Krisen- und Kriegszeiten wird von Journalisten, Korrespondenten und Medieninstitutionen in Demokratien nicht nur verlangt, die Öffentlichkeit zu informieren und aufzuklären. Ferner obliegt ihnen – einer patriotischen Pflichterfüllung gleich –, die vitalen Interessen des eigenen Landes oder Bündnisses zu wahren. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich ein eng aufeinander abgestimmtes Beziehungsgefüge aus Politik, Militär und Medien ausgebildet, geeint durch einen gemeinsamen Glauben an eine – wie auch immer verstandene – Staatsräson. Darüber hinaus nehmen Public Relations-Agenturen im staatlichen Auftrag Einfluß auf die öffentliche Meinungsbildung.¹²

Eine zentrale Erkenntnis aus dem zweiten Golfkrieg bestand darin, daß sich moderne Kriege »nicht allein an der Frontlinie eines geographischen Horizonts, sondern vor allem auf den Monitoren, den Kontrollbildschirmen und den Fernsehgeräten in der ganzen Welt«¹³ entscheiden. Mithin avanciert die »Informationsfront« neben Boden-, See- und Luftfront zu einem weiteren, nicht eben unwichtigen Aktionsfeld. Nahezu jedweder Kontrollmöglichkeit durch unabhängige Instanzen entzogen, lassen sich Berichte über tatsächliche oder vermeintliche Hintergründe, Entwicklungen und Auswirkungen eines Konflikts oder Krieges durch subtile Strategien der politisch-militärischen Doktrin lancieren: »Aus dem diplomatischen Handeln als der Kunst, Worte abzuwägen, mit denen nichts gesagt wird, ist die Kunst geworden, Bilder zu finden, mit denen nichts, oder beinahe nichts gezeigt wird.«¹⁴ So gesehen wird der Bildschirm informationell besetzt.

Mitunter lassen sich Medien und ihre Protagonisten von einem naheliegenden publizistischen und ökonomischen Grundsatz leiten: Kriegsberichterstattung bedeutet für gewöhnlich hohe Auflagen beziehungsweise Einschaltquoten – und damit eine große Reichweite und steigende Werbeerlöse. Für Berufskommunikatoren besteht dabei die Gefahr, daß sie ihre professionellen Maximen aus den Augen verlieren: Anstatt möglichst alle vorgängigen Bedingungen und Meinungen eines Konflikts zu hinterfragen und gegenüberzustellen, können sie sich in ihren Berichterstattungen durch die Dramaturgie der Ereignisorientierung oder die Rhetorik un-

kommentierter Propaganda leiten lassen.¹⁵ Aufgrund subtil inszenierter und manipulierter Aussagen läßt sich schlechterdings nichts über den »Wahrheits«gehalt des Geschehens an Ort und Stelle aussagen. Erinnern wir uns noch einmal an das Informationsmanagement im zweiten Golfkrieg: »Je stilisierter und gebröcherter die Wahrnehmung eines derart abstrahierten Geschehens war, um so eher konnten die moralischen Gefühle besetzt, die Phantasie in Anspruch genommen werden von Interpretationen, also von Deutungen, die sich auf die politischen Dimensionen des Krieges erstreckten.«¹⁶

Mit dem Fallen der ersten NATO-Bomben wurde die »Logistik der Wahrnehmung«¹⁷ vollends auf den »Ersatzfall« umgestellt: Man war an jedem der von den Medien akribisch nummerierten 70 Kriegstagen den Spielregeln der »Mediendemokratie« im Kriegszustand diskursiv und performativ ausgesetzt. Ein freier journalistischer Zugang zum Kriegsort war unmöglich, unabhängige Berichterstattung aus dem Gebiet fand nicht statt und nachprüfbar Informationen waren mehr als dürftig. Somit war man Stellungnahmen, Pressekonferenzen und Briefings der Kriegsgegner ausgeliefert. Und diese waren in unterschiedlicher Weise gekennzeichnet von Zensur, Propaganda und Manipulation. Die tägliche Berichterstattung über den Kosovo-Krieg in Nachrichten, Reportagen und Sonderausgaben war durch subtile Mechanismen zwischen Politik, Militär und Medien bestimmt. Das Arsenal der modernen »Kriegskommunikation« beziehungsweise des modernen »Informationsmanagements« umfaßt vielfältige Instrumente: angefangen von der Besetzung von Begriffen und semantischen Strategien über historische Analogiebildungen und symbolische Politik bis zu kalkulierter Desinformation und Geheimhaltung.¹⁸

Einige Prinzipien und Methoden seien an dieser Stelle cursorisch illustriert:

- Sprache wurde strategisch besetzt: Durch den gezielten Einsatz von Schlagworten (»Säuberungskrieg«, »Genozid«, »Nie wieder Auschwitz!«), dehnbare und wertende Termini (»Kollateralschäden«, »Luftschläge«), Gegensätzen (»gut« versus »böse«), Abstraktionen (»die Albaner«, »die Serben«), Personalisierungen (»Aggressor Slobodan Milosevic«, »Aggressor Bill Clinton«), Entpersonalisierungen (»Flüchtlingswelle«) usw. wurden ganz bestimmte Assoziationen, Emotionen und Aktionen akzentuiert, relativiert oder evoziert. Die im Kosovo-Krieg verwandten Begrifflichkeiten waren dabei heterogenen ideologischen Lexika entlehnt.
- Visualisierungszwang wurde ausgenutzt: Aufgrund ihrer dominant visuellen Kultur und ih-

rer dispositiven Struktur sind elektronische Medien auf Bebilderung ihrer Informationsofferten angewiesen. Im Kosovo waren Journalisten und Korrespondenten daran gehindert, eigenes dokumentarisches Foto- und Filmmaterial von den Kriegsschauplätzen zu produzieren. Aufgrund des Mangels an Bildern adaptierten Kommunikatoren das feilgebotene Angebot der NATO oder des serbischen Staatsfernsehens, das anscheinend nahezu unverändert in westlichen TV-Programmen ausgestrahlt wurde. Somit kolportierte die Kriegsberichterstattung visuelle Inszenierung der jeweiligen politisch-militärischen Doktrin.¹⁹

– Bildinformationen wurden selektiv präsentiert: Auf Pressebriefings der NATO-Steitkräfte wurden »chirurgische« Einschnitte und »intelligente« Waffensysteme präsentiert. In den Bordkameras von Jagdflugzeugen und/oder Marschflugkörpern detonierten anvisierte gegnerische Ziele. Die Videoclips sollten suggerieren: Die West-Alliierten schalten sicher militärisch-strategische Objekte ohne zivile Opfer aus; ihre Kriegstechnik ist dem Feind Milosevic überlegen. Das staatliche serbische Fernsehen zeigte vor allem Zerstörungen von nichtmilitärischen Einrichtungen, womit belegt werden sollte: die NATO bombardiert Ziele vornehmlich ziviler Art.

– Geschichtliche Vergleiche wurden lanciert: Historische Analogiebildungen sollten Begründungen, Rechtfertigungen und Zusammengehörigkeitsgefühle im eigenen Lager vorbereiten und stützen. Im Kosovo-Krieg wurde beispielsweise stereotyp auf den Zweiten Weltkrieg rekurriert. Singuläre sowie historisch bedingte Ereignisse, Entwicklungen, Zuschreibungen usw. aus der Zeit von 1933 bis 1945 wurden dekontextualisiert und mit Blick auf das aktuelle Kriegsgeschehen reinterpretiert. Vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen historischen Erfahrungen machten Serben Anleihen bei der »Opfer«-Rolle, die NATO bei der »Befreier«-Rolle.

– Politik wurde mit Symbolen konstruiert: Im serbischen Fernsehen war das brennende Wrack eines – abgestürzten oder abgeschossenen? – US-Tarnkappenbombers, der einstigen Wunderwaffe, zu sehen. Ferner wurden drei gefangene US-Soldaten wie Trophäen vorgeführt. Auf welche Weise diese dem serbischen Militär in die Hände fielen, ist nach wie vor unbekannt. Diese Bilder sollten die Verletzbarkeit der Supermacht USA beweisen, sie demoralisieren und die eigene Seite motivieren. Um dem Vorwurf in den Medien zu begegnen, die NATO hätte der militärischen Eigenlogik das Feld überlassen, wurde eine aktionistische Shuttle-Diplomatie als guter Wille zu Verhandlungen interpretiert.

– Internet generiert neue Arrangements: Die Folgen und Konsequenzen globaler Medienstrukturen mittels online-basierter Wirklichkeitskonstruktionen aus Simulation, Virtualisierung und Derealisation sind nicht zu prognostizieren. Der Kosovo-Krieg markiert jedoch nicht nur eine Zäsur in der Historie der Kriegsinszenierung (auch nach den skizzierten Performanzen), sondern auch der Kriegsberichterstattung. Zum Beispiel verbot die serbische Regierung den Betrieb des unabhängigen Belgrader Senders Radio B92 nach Beginn der NATO-Bombardements. Daraufhin verbreitete Radio B92 sein Programm in serbo-kroatischer sowie in englischer Sprache übers Internet, und eine Unterstützerguppe von Radio B92, mit Sitz in Amsterdam, präsentierte ihrerseits online-basierte Informationen über den Krieg.

Solche und ähnliche Konstruktionen, Präsentationen, Inszenierungen zeitigen weitreichende Folgen und Konsequenzen – auch und gerade für Demokratien in Kriegszeiten: »Die symbolische Produktion der Weltbilder reduziert die unübersichtliche Vielfalt auf einfache Begriffe und Anschauungen. Sie erzeugt eine gemeinsame Sicht der Welt und damit ein Mindestmaß an Zustimmung zu ihr. Damit gewinnen die politischen Spezialisten zugleich die Freiheit, im einzelnen das Nötige zu tun, ohne es, was keiner verstünde, so erklären zu müssen, wie es abläuft. Was überhaupt noch steuerbar ist im komplexen System, kann nur auf diese Weise geschehen. Als Systemfunktion sind Ideologien und vermeintliche Wahrheit gleich gültig.«²⁰

Fazit

Wir sind mit veränderten Systembedingungen globaler Krisenkommunikation konfrontiert. Der zweite Golfkrieg manifestierte bereits die Bedeutung der politisch-militärischen Doktrin und die exponierte, mitunter kriegs(mit)entscheidende Funktion der modernen Medienkommunikation. Und der Kosovo-Krieg vergegenwärtigt uns diese Sachverhalte einmal mehr als anschaulich. Unabhängig davon läßt sich konstatieren: Die Vermittlungspolitik in Europa hat kläglich versagt, die Wunschvorstellung von linearen Prozessen zur Befriedung von »Welt« ist gescheitert, und nicht zuletzt können auch in demokratischen Gesellschaften die aufklärerischen Momente moderner Medienkommunikation strukturell ausgeschaltet werden. Heute können wir zwar noch nicht recht ermessen, wie sich Krisenkommunikation und »Kriegsmanagement« in Zeiten vollends global vernetzter und online-basierter Medienszenarien ausnehmen werden. In gewisser Weise hat diese Zukunft mit dem Kosovo-Krieg begonnen.

Christian Filk, Köln

- * Der Beitrag rekurriert in einigen Aspekten und Formulierungen auf Christian Filk: Kosovo, Krieg und Fernsehen. Versuch einer Einschätzung. In: Fernseh-Informationen Jg. 50 (1999), Nr. 5, S. 8-12.
- ¹ Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Teilband 2. Frankfurt am Main 1997, S. 1097.
- ² Bruno Schoch u.a.: Stellungnahme: Zur gegenwärtigen Situation. Aktuelle Entwicklungen und Empfehlungen. In: Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung u.a.: Friedensgutachten 1999. Münster u.a. 1999, S. 1-24, hier S. 1.
- ³ Vgl. Günther Anders: Die atomare Drohung: Radikale Überlegungen zum atomaren Zeitalter. München ⁶1993.
- ⁴ Vgl. u.a. Christina Schöffner: Die multipolare Welt. Eine konzeptionelle Herausforderung. In: Ruth Reiher (Hrsg.): Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. Berlin/New York 1995, S. 140-154.
- ⁵ Hans Magnus Enzensberger: Aussichten auf den Bürgerkrieg. Frankfurt am Main ⁴1994, S. 12.
- ⁶ Vgl. Mir A. Ferdowsi (Hrsg.): Die Welt der 90er Jahre. Das Ende der Illusionen. Bonn 1995.
- ⁷ Vielen war offenbar die wichtige Rolle des Fernsehens bei der Beendigung des Vietnam-Kriegs nicht mehr erinnerlich. Sogar der fernsehfeindliche Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München ⁷1987, S. X, korrigiert sich: »Die täglich in die amerikanischen Heime kanalisierten Bilder vom vietnamesischen Kriegsschauplatz haben Millionen von Bürgern die auf die Mattscheibe starrenden Augen erst wirklich »geöffnet« und einen Protest ausgelöst, der sehr erheblich beigesteuert hat zum Abbruch des damaligen Genozids.«
- ⁸ Vgl. etwa Paul Virilio: Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung. Frankfurt am Main 1991; sowie Claus Eurich: Tödliche Signale. Die kriegerische Geschichte der Informationstechnik. Frankfurt am Main 1991.
- ⁹ Vgl. etwa Otfried Jarren u.a. (Hrsg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen/Wiesbaden 1998.
- ¹⁰ Clemens Knobloch: Moralisierung und S achzwang. Politische Kommunikation in der Massendemokratie. Duisburg 1998, S. 53.
- ¹¹ Martin Löffelholz: Krisenkommunikation. Probleme, Konzepte, Perspektiven. In: Martin Löffelholz (Hrsg.): Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen 1993, S. 11-32, hier S. 13.

- ¹² Vgl. etwa Mira Beham: Kriegstromein. Medien, Krieg und Politik. München 1996.
- ¹³ Paul Virilio: Krieg und Fernsehen. München/Wien 1993, S. 35.
- ¹⁴ Ebd., S. 14.
- ¹⁵ Vgl. zur Rolle der Journalisten im zweiten Golfkrieg Löffelholz (Hrsg.): Krieg (wie Anm. 11); zur Rolle der Journalisten im Kosovo-Krieg Simone Richter: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Opladen/Wiesbaden 1999.
- ¹⁶ Jürgen Habermas: Vergangenheit als Zukunft. Das alte Deutschland im neuen Europa? Ein Gespräch mit Michael Haller. München 1993, S. 14.
- ¹⁷ Vgl. Virilio: Krieg (wie Anm. 8).
- ¹⁸ Vgl. u.a. Löffelholz (Hrsg.): Krieg (wie Anm. 11); Anja Liedtke: Zur Sprache der Berichterstattung in den Kriegen am Golf und in Jugoslawien. Frankfurt am Main u.a. 1994; Reiher (Hrsg.): Sprache (wie Anm. 4); Beham: Kriegstromein (wie Anm. 12); Knobloch: Moralisierung (wie Anm. 10) und Jürgen Link: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen/Wiesbaden ²1999.
- ¹⁹ Vgl. auch Karl Prümm: Wo ist die Wahrheit? Der Kosovo-Krieg und die Medien: Ein Rückblick. In: epd medien 1999, Nr. 72, S. 4-10, hier S. 7.
- ²⁰ Thomas Meyer: Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzungen und Folgen symbolischer Politik. Essay-Montage. Frankfurt am Main 1992, S. 67.

Schriftgut-Depositem des SFB im DRA Berlin

Gegründet wurde der Sender Freies Berlin (SFB) per Gesetz vom 12. November 1953. Die Rundfunkanstalt übernahm zunächst die Berliner Niederlassung des Nordwestdeutschen Rundfunks (NWDR) und begann am 1. Juni 1954 mit dem offiziellen Sende- und Programm-betrieb. Am 1. Dezember 1957 bezog der SFB das Haus des Rundfunks an der Masurenallee in Berlin-Charlottenburg, das nach Übersiedlung des zuvor dort ansässigen Berliner Rundfunks in den Ostteil der Stadt von der Sowjetischen Militäradministration an den Berliner Senat übergeben worden war.¹

Im Haus des Rundfunks befindet sich seit den 50er Jahren die Abteilung Archivwesen Hörfunk, die der Programmdirektion Hörfunk unterstellt ist und u. a. Notenarchiv, Wortdokumentation sowie Pressearchive mit Bibliothek umfasst. Das SFB-Fernsehen hat seit 1971 seinen Sitz in dem westlich vom Haus des Rundfunks neu erbauten Fernsehzentrum. Das Fernseharchiv wurde 1963 eingerichtet und ist organisatorisch

in die Programmdirektion Fernsehen eingegliedert. Ein Historisches, Akten-, Schriftgut- oder Manuskriptarchiv existiert bis dato nicht. Bis 1994 wurde das Schriftgut innerhalb der Rundfunkanstalt zentral aufbewahrt und dezentral verwaltet.

Zur Entstehung

Ein fensterloser Klinkerbau im Hof des Funkhauses Masurenallee, der im Zweiten Weltkrieg als Bunker für die Rundfunkmitarbeiter gegen Fliegerbomben diente, wurde zum Aufbewahrungsort für das SFB-Schriftgut. In den zahlreichen Räumen dieses Baues lagerten bis 1994 über 1 500 laufende Meter Akten unterschiedlichster Art aus nahezu allen Bereichen des SFB.

Auf Grund einer Initiative und Empfehlung von Hans Bausch und der Historischen Kommission der ARD an die einzelnen Anstalten, ihrer Vergangenheit mehr Beachtung zu schenken und die schriftliche Überlieferung entsprechend zu sichern, wurde beim SFB im Laufe des Jahres 1986 die Aktion »Spurensicherung« eingeleitet. Erste Versuche wurden unternommen, das angesammelte Material zu sichten.²

Kontinuierlich geschah dies im Rahmen eines ABM-Projektes seit August 1988. Sinn und Zweck war es, Einblick in die Aktensammlung zu bekommen, eine systematische Ordnung zu schaffen und schließlich ein Archiv aufzubauen, damit der Zugriff zu den Akten von innen und außen möglich wird.³ Bei der Durchsicht des Aktenmaterials wurde eine sachliche Einordnung in bestimmte Kategorien vorgenommen und in Kontakten zu den einzelnen Redaktionen wurde versucht, ihnen die Bedeutung und Wichtigkeit des Schriftguts, auch für ihre aktuelle Arbeit, zu verdeutlichen. Denn ein leicht zugängliches Archiv ist nicht nur für Wissenschaft und Forschung, sondern kann auch für die aktuelle Arbeit einzelner Abteilungen selbst wichtig sein.

Die rundfunkhistorische Bedeutung des Materials und seine unübersichtliche Lagerung gaben zu Beginn der 90er Jahre den Ausschlag, dem Aktenbestand eine dauerhafte fachliche Betreuung angedeihen zu lassen. Die Akten wurden erneut gesichtet und zunächst entsprechend dem jeweiligen Verwaltungsaufbau des Senders und dann in sich chronologisch geordnet. Um einen einfachen Zugriff auf das Aktenmaterial zu ermöglichen, sollten die Altakten in einer Reihe unterschiedlicher konventioneller Kataloge nachgewiesen werden. Zu einem späteren Zeitpunkt war vorgesehen, die Verzeichnung der Akten EDV-gestützt vorzunehmen, da mit ihrer Hilfe im Gegensatz zu konventionellen

Katalogen wesentlich effizienter auf die Materialien zurückgegriffen werden kann.⁴

Insgesamt wurde die Titelaufnahme von ca. 31 000 Akten über einen nach laufenden Archivierungsnummern (Sigel SFB-Archiv und Nummerierung nach *numerus currens*) abgelegten konventionellen (Zettel-)Katalog erfaßt.

Auf Anregung des SFB-Intendanten kam es im Sommer 1993 zu Gesprächen mit dem Deutschen Rundfunkarchiv (DRA), dem ein Jahr zuvor die Berliner Rundfunkarchive Ost in treuhänderische Verwaltung übergeben worden waren,⁵ über die Frage, ob im Rahmen einer ABM-Maßnahme das DRA die Altakten des SFB aus dem Bunker bewerten, erfassen und archivieren könne. Dies führte im Januar 1994 zu einem Vertragsabschluß zwischen dem SFB und dem DRA über die Verwahrung, Erhaltung, Erschließung und Nutzung des historischen SFB-Aktenbestandes. Dieser wurde bis zum Dezember 1994 mit einem Gesamtumfang von nunmehr ca. 2 000 laufenden Metern von der Masurenallee nach Adlershof an den Berliner Standort des DRA transportiert und in die Abteilung Historisches Archiv des DRA, Standort Berlin, eingebunden.⁶ Vier ABM-Kräfte begannen mit der Erarbeitung eines datenbankgestützten Bestandsverzeichnisses, das im Dezember 1996 fertiggestellt und anschließend dem SFB zur Verfügung gestellt wurde. Bis zum Mai 1999 sind mittlerweile weitere ca. 600 laufende Meter aus dem SFB in das DRA Berlin gelangt. Auch sie werden, nachdem ein Gesamtüberblick vorliegt, auf ihre Archivwürdigkeit bewertet und in das Bestandsverzeichnis aufgenommen.

Bestände

Das Schriftgutdepositum des SFB umfaßt in der Hauptsache die Jahre von 1953 bis 1998; es gibt jedoch auch Material des NWDR Berlin aus den 40er Jahren, u.a. Verwaltungsunterlagen zu Grundstücken der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft. Das Material insgesamt gibt Auskunft über die innere Entwicklung des SFB, seiner Organisation, seiner Programme und seiner technischen Entwicklung.

Das Verwaltungsschriftgut besteht aus rundfunkpolitischen und organisationsgeschichtlich relevanten Unterlagen wie Geschäfts- und Korrespondenzakten, Konzeptionspapieren und Planungsunterlagen, Materialien der Hörer- und Zuschauerforschung, betriebswirtschaftlichen Analysen, Statistiken und Haushaltsnachweisen, der Öffentlichkeitsarbeit sowie studiotekhnischen Unterlagen. Zur programmgeschichtlichen Überlieferung gehören Sendeprotokolle ebenso wie Redaktionsarchive, außerdem Manuskripte u.a. von Features, Hörspielen, Repor-

tagen, Fernsehspielen und Nachrichtensendungen, aber auch Zuschauer- und Hörerpost.

Erfaßt wurde und wird der SFB-Aktenbestand mit Hilfe des Datenbank-Management-Systems STAR. Recherchierbar sind für die bereits erfaßten Akten folgende Deskriptoren: Standort, Provenienz, Akzentitel, Sendetitel, Umfang, Laufzeit, Kostenstelle, Produktionsnummer, SFB-Archiv-Nummer. Für den in STAR erfaßten Schriftgutbestand wurden 139 Organisationseinheiten der Rundfunkanstalt gebildet. Durch sie ist der Aktenbildner bezeichnet und die Zuordnung der einzelnen Unterlagen zu den unterschiedlichen Struktureinheiten des SFB möglich.

Nutzung

Die Bestände des SFB-Depositums sind Mitarbeitern des SFB für interne, betriebliche Zwecke grundsätzlich zugänglich. Die Benutzung durch Dritte ist möglich, wenn sie einem wissenschaftlichen Zweck dient; sie bedarf der schriftlichen Genehmigung der für das Depositum zuständigen Stelle des SFB. Die Betreuung der Benutzer erfolgt durch die Mitarbeiter des Historischen Archivs des DRA. Mit ihnen können bei der Benutzung der Bestände auftretende Fragen besprochen und Probleme geklärt werden. Die Benutzung der Archivalien erfolgt nach Voranmeldung in den Räumen des DRA in Berlin während der Dienststunden. Grundsätze des allgemeinen Persönlichkeitsschutzes, der geltenden Datenschutzbestimmungen und des Urheberrechts sind bei der Einsichtnahme bzw. Auswertung der Unterlagen zu beachten.

Bedeutung

Die Sicherung, Archivierung und Dokumentation der Bestände ist ein gewichtiger Beitrag zur Langzeitsicherung des SFB-Programmvermögens. Ihr Wert besteht nicht zuletzt darin, daß auch programmproduzierende Bereiche unterstützt werden können.

Neben dem Schriftgut des SFB sind in der Abteilung Historisches Archiv des DRA, Standort Berlin, noch weitere Deposita vorhanden, so das RIAS-Schriftgut des DeutschlandRadios sowie Teile des nicht mehr benötigten dienstlichen Schriftgutes des ORB. Den Hauptbestand bildet jedoch die schriftliche Überlieferung, bestehend aus Programm- und Verwaltungsschriftgut, des Rundfunks der DDR aus den Jahren 1945 bis 1991 sowie des Deutschen Fernsehfunks/Fernsehen der DDR aus den Jahren 1952 bis 1991. Mit dem Vorhandensein der schriftlichen Überlieferung aus Ost und West an einem Ort ergibt sich für die Rundfunk- und Zeitgeschichtsforschung Berlins und darüber hi-

naus ganz Deutschlands eine Quellenlage, die kaum überschätzt werden kann.

Jörg-Uwe Fischer, Berlin

- 1 Vgl. Berlin Handbuch. Lexikon der Bundeshauptstadt. Berlin 1992, S. 1075ff.
- 2 Vgl. Peter Kröger: Die ARD hat ihre Historische Kommission wiederbelebt. In: SFB-report 1986, Nr. 8, S. 12.
- 3 Martina Sönnichsen: Der Bunker wird gesichtet. In: SFB-report 1988, Nr. 19, S. 7.
- 4 Vgl. Dieter Vorath: Materialflut im Bunker. Archivierung der Altakten angelaufen. In: SFB-report 1990, Nr. 25, S. 11.
- 5 Am 1.2.1993 beschloß die ARD die Rundfunk- und Fernseharchive der DDR zum 1.1.1994 dem DRA als Standort Berlin zuzuordnen. Vgl. ARD-Jahrbuch 94, S. 109.
- 6 Vgl. Simone Glöde: Erschließung von SFB-Akten am Standort Berlin. In: Wir im DRA 1995, Nr. 1, o.S.

Das Historische Archiv des RIAS im DRA Berlin

Seit Auflösung des Historischen Archivs des RIAS Berlin Ende 1995 befinden sich der Aktenbestand und das Sammlungsgut aus 48 Jahren Sendetätigkeit als Depositum im Deutschen Rundfunkarchiv in Berlin-Adlershof.

Zur Geschichte des Senders

Der Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS) Berlin existierte von 1946 bis 1993. Er nimmt in der deutschen Rundfunkgeschichte eine Sonderstellung ein, da es sich bis zum Schluß um eine amerikanische Rundfunkstation mit einem besonderen Sendeauftrag handelte. Als in Berlin nach Kriegsende eine gemeinsame Kontrolle der vier Besatzungsmächte über den im Mai 1945 von sowjetischer Seite eingerichteten Berliner Rundfunk nicht zustande kam, entschlossen sich die US-Amerikaner zur Gründung einer eigenen Rundfunkstation. Mit Befehl des Office of Military Government, Berlin District (OMGBD), Communications Branch, vom 21. November 1945 wurde ein »Drahtfunk im amerikanischen Sektor von Berlin« eingerichtet. Am 7. Februar 1946 begannen die ersten Sendungen über den Drahtfunk, Anfang September 1946 wurde der Name mit dem Einsatz des ersten Mittelwellensenders in »Rundfunk im amerikanischen Sektor« geändert. Die finanziellen Mittel wurden direkt aus dem Besatzungsetat der US Army aufgebracht. Am 1. Juli 1948 zog der RIAS aus dem Gebäude des Fernmeldeamtes

Winterfeldtstraße in die Kufsteiner Straße, Berlin-Schöneberg, einem requirierten Gebäude, das früher der ehemaligen I.G.-Farben-Industrie gehört hatte.

Mit Befehl vom 7. Juni 1949 wurde der RIAS direkt der Zentrale der amerikanischen Militärregierung, dem US Office of Military Government, Information Services Division, unterstellt und nach dessen Auflösung mit Wirkung vom 16. Oktober 1949 dem US High Commissioner for Germany, Office of Public Affairs, im Hauptquartier der US-Botschaft in Bonn-Mehlem angegliedert. Seit August 1953 wurde der RIAS in eine Einrichtung der United States Information Agency (USIA) umgewandelt, die Rundfunkstation blieb weiterhin der US-Botschaft in Bonn-Mehlem unterstellt und unterstand damit dem US-State Departement.

Innerhalb dieser Strukturen verstand sich RIAS mit seinen Sendeanlagen in Berlin und Hof als eine amerikanische Dienststelle mit US-Direktoren und amerikanischen Kontrolloffizieren an der Spitze. Erst seit 1969 gab es mit dem US-Aufsichtsgremium und dem deutschen Intendanten zwei Leitungsorgane: bei dem RIAS-Chairman lag die Programm- und Sendehoheit, bei dem Intendanten die Leitung der Geschäfte. Die Finanzierung übernahm in der Folgezeit sukzessive das Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen von den US-Amerikanern. Der RIAS partizipierte nicht an den Einnahmen aus den Rundfunkgebühren und war nur mit beratender Stimme Mitglied der ARD.

Hauptsächlich in den 50er und 60er Jahre begriffen der Westen wie der Osten den Sender als das Sprachrohr des Kalten Krieges und der Systemkonfrontation vom Westen als »eine freie Stimme der freien Welt« gesehen, die in der DDR einen Sendeauftrag zu erfüllen hatte, schuf er Zugang zu freien Informationen, sei es über den Aufbau des Sozialismus oder die Gesellschaft der Bundesrepublik bzw. Westberlins. Die DDR-Seite dagegen sprach von »RIAS-Hetze« und reagierte mit dem Bau von Störsendern.

Mit der deutschen Einheit lösten sich die Strukturen des RIAS langsam auf. Zum 31. Dezember 1993 ging der Sender mit Deutschlandfunk und DS Kultur in DeutschlandRadio auf, das heute vom Standort Berlin aus dem alten RIAS-Funkhaus sendet. Der 1985 als Vollprogramm eingeführte Sender RIAS 2 wurde 1992 privatisiert und in r.s.2 umbenannt. RIAS TV ging in Deutsche Welle Fernsehen auf. In der 1992 von Deutschland und den USA gegründeten RIAS-Berlin-Kommission sollen die deutsch-amerikanischen Beziehungen im Rundfunkwesen fortleben.

Das Historische Archiv

Ähnlich wie beim SFB hatte die Empfehlung der Historischen Kommission der ARD bereits Mitte der 80er Jahre zu ersten Überlegungen geführt, im RIAS ein Historisches Archiv einzurichten. Als das Ende der Radiostation 1990 absehbar war, wurde 1992 das Historische Archiv des RIAS als zeitlich befristetes Projekt gegründet. Über die deutsch-deutsche Propaganda- und Informationstätigkeit sollten nun die noch auffindbaren schriftlichen Zeugnisse zusammengetragen, geordnet und erschlossen und damit für die wissenschaftliche Forschung gesichert und künftig zugänglich gemacht werden. Erst in zweiter Linie dienten die Materialien dem Sendebetrieb. Diese Zielsetzung führte neben notwendigen Personaleinsparungen, und dem Beginn eines neuen Selbstverständnisses von den Aufgaben der neuen Rundfunkanstalt DeutschlandRadio zur Auflösung des Historischen Archivs und der Überführung der Bestände in das Deutsche Rundfunkarchiv. Hier werden sie derzeit in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten zweijährigen Projekt im Rahmen der Erschließungskonzepte des Deutschen Rundfunkarchivs aufbereitet. Am Ende des Projektes wird der Bestand in einer Datenbank verzeichnet, zum Teil inhaltlich erschlossen und ein Findbuch erstellt sein.

Die Bestände

Die Struktur der überlieferten Aktenbestände spiegelt die Geschichte ihrer Aufbewahrung wider: Zum einen fehlte ein zentrales Zwischenarchiv im Funkhaus, zum anderen gab es erst 1992 eine Koordinierungsstelle zur Sammlung und Bewertung der schriftlichen Überlieferung, und drittens unterstand der RIAS einer amerikanischen Behörde. Insgesamt handelt es sich bei dem im DRA deponierten Bestand um 540 laufende Meter Akten und 1.400 Mikrofilmkassetten von überwiegend ersatzverfilmtem Schriftgut. Die Geschäftsleitungsakten sind sehr ungleichmäßig überliefert: Es finden sich umfangreiche Aktenbestände der deutschen Intendanz (ab 1969), der Technischen Direktion, der Verwaltungsdirektion und der ihr unterstehenden Rechtsabteilung. Generell sind die Akten der 70er Jahre gut dokumentiert; für die frühen Jahre sieht es erheblich schlechter aus. Es fehlt beispielsweise der überwiegende Teil der Korrespondenz mit einzelnen Bundesbehörden, wie dem Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, dem gesamten deutschen Institut und dem Bundesfinanzministerium, mit denen RIAS seit den 50er Jahren in enger Verbindung stand.

Gänzlich fehlen die Korrespondenzakten der Politischen Direktion im RIAS, einer Dienststelle,

die es in dieser Form bei den deutschen Rundfunkanstalten nicht gab. In ihnen spiegelt sich der politische Auftrag des Senders wider. Es können nur Vermutungen über den V erleib dieser Akten angestellt werden, der Weg weist nach Washington, in die Archive der United State Information Agency bzw. in die National Archives. Dies gilt auch für die Akten der USAufsichtsgremien im RIAS. Sie wurden regelmäßig an die amerikanische Botschaft in Bonn abgegeben und von dort nach Washington verbracht. Im Depositum ist nur ein kleiner Restbestand vorhanden, der hauptsächlich Informationen über die finanzielle Beteiligung der USA am RIAS in den letzten Jahren enthält.

Breit sind Programmakten aus den Abteilungen der Programmdirektion, wie Sendeunterlagen von Redaktionen der Hauptabteilungen Musik und Kulturelles Wort, sowie der HA Politik überliefert. Neben interner und externer Korrespondenz, Sedefahrplänen, Bandpässen, Programmfahnen oder Hörerpost dokumentieren vor allem die Sendemanuskripte die Programminhalte. Der Schwerpunkt der Manuskriptüberlieferung liegt bei den politischen Sendereihen insbesondere der 50er und 60er Jahre. Hier spiegeln die Manuskripte von Sendereihen wie »Aus der Zone für die Zone« oder »Kommentare und Berichte« die west-östliche Blockpolitik und die deutsch-deutschen Beziehungen exemplarisch wider. Überlieferte Hörerpost aus der DDR illustriert diesen Konflikt zusätzlich. Aber auch der Wandel der Radiostation von einem Instrument des Kalten Krieges zu einem der Entspannungspolitik in den 70er Jahren läßt sich anhand von Sendemanuskripten nachvollziehen. Manuskripte der Hauptabteilung Kulturelles Wort sind teilweise in Papierform im Depositum vorhanden, zum größeren Teil aber liegen sie als Mikrofilm nach wie vor in den Archiven bei DeutschlandRadio Berlin. Geschäftsunterlagen zu RIAS TV, insbesondere zu seiner Gründung, sowie Sendeunterlagen und Hörerpost zu RIAS 2 runden den Bestand ab. Tonträger verblieben generell bei DeutschlandRadio.

Um dem besonderen Sendeauftrag gerecht zu werden, stand die Frage nach dem zunehmend »unbekannteren Wesen«, dem DDR-Hörer, nach seinem Tagesablauf und seinen Programmpräferenzen im Mittelpunkt der Überlegungen zu Programmstruktur und -inhalten. Hörerzahlen konnten nur geschätzt werden, da dem populärsten Westsender Hörerforschung in der DDR natürlich nicht möglich war. Die Beteiligung des RIAS an öffentlichen Veranstaltungen und die Konzerte seiner Klangkörper bilden einen weiteren wesentlichen Bestandteil der Überlieferung. Interne Statistiken, Haushalts- und Organisationspläne verdeutlichen die Bedingungen

der täglichen Arbeit. Schriftverkehr und Sitzungsprotokolle spiegeln Programmaustausch und Kooperation mit der ARD wider. Einen breiten Raum nehmen Planungsunterlagen zur Zukunft des RIAS nach der deutschen Einheit im Rahmen eines nationalen Hörfunks ein.

Zum Sammlungsgut gehören mehrere Einheiten. Neben den Pressediensten, den Publikationen/Periodika und P rogrammheften existiert eine umfangreiche Plakatsammlung. Interviews mit langjährigen RIAS-Mitarbeitern stehen der Forschung als Zeugnisse der oral history zur Verfügung. Eine systematische Sammlung von Einzeldokumenten zur Geschichte der Radiostation von 1945 bis 1994 liegt in der »RIAS-Documenta« vor.¹

Mit dem sogenannten »Ostarchiv« existiert ein interessantes Redaktionsarchiv, aufgebaut von der Abteilung Ostpolitik und nach systematischen Gesichtspunkten gegliedert. Es umfaßt eine Sammlung von Zeitungsausschnitten aus der Ost- und Westpresse, in die Manuskripte und Korrespondenzen zum gesellschaftlichen Aufbau der DDR und des damaligen »Ostblocks« eingearbeitet sind.

Nutzung

Der Depositumbestand ist für die wissenschaftliche, private und programmliche Nutzung öffentlich zugänglich. Mitarbeiter von DeutschlandRadio benötigen keine gesonderte Erlaubnis, andere Nutzer müssen zuvor die schriftliche Genehmigung von DeutschlandRadio Berlin, Abteilung Dokumentation und Archive, einholen. Die Betreuung erfolgt vor Ort durch die Mitarbeiter des DRA und unterliegt den dort gebräuchlichen Nutzungsbedingungen.

Petra Galle/Axel Schuster, Berlin

¹ Wagner, Christian (Hrsg.): RIAS-Documenta. Dokumentensammlung 1945 - 1994 zur Geschichte von RIAS Berlin. Berlin 1996.

Der Nachlaß von Fred Rauch im Historischen Archiv des BR

Am 1. Juni 1997 starb der Radiomoderator, Liedertexter und Schriftsteller Fred Rauch in seinem 88. Lebensjahr. Der Intendant des Bayerischen Rundfunks (BR), Prof. Albert Scharf, würdigte ihn in einem Nachruf als »programmprägendes Multitalent«. Ein Jahr zuvor konnte »die Stimme« der BR-Unterhaltung sein 50jähriges Rundfunkjubiläum feiern.

1946 kam der gebürtige Wiener über die Münchner Kabarettsszene mit »Dem bunten Würfel«, »Zehnerkabarett«, »Riegler Nudelbrett« und Werner Fincks »Mausefalle«, für die er

schrieb, als freier Mitarbeiter zu Radio München. 1948 begann eine einmalige Erfolgsgeschichte mit der Sendung »Sie wünschen – wir spielen Ihre Lieblingsmelodien«. Bis 1978 moderierte Rauch über 1 500 Mal das Wunschkonzert, das wie kaum eine andere Sendung bei den Zuhörern beliebt war. Damit und mit seinen regelmäßigen Sondersendungen »Klingende Brücken«, die er ganz bewußt als eine grenzüberschreitende Mission wahrnahm, erreichte Rauch auch viele Deutsche in der DDR und in Südosteuropa, nicht zuletzt auch durch seine Gastauftritte im Österreichischen Rundfunk und im Regionastudio Bozen des Italienischen Rundfunks. Aber vor allem für viele BundesbürgerInnen und BR-HörerInnen war Fred Rauch eine wichtige Identifikationsfigur.

Neben seinem Wunschkonzert moderierte Rauch eine Vielzahl anderer Sendungen für den BR wie »A warmer Ofen, a Schalerl Kaffee«, »Beliebte Melodien«, »Gute Noten für gute Noten«, »Noten und A nekdoten«, »Poesie nach Noten«, »Viel Schall und etwas Rauch«. Außerdem war er in Sendungen über Länder und Städte, Jahreszeiten, Monate und Tage, Opern und Operetten, im Fasching, in Sprachkursen und im Sozialfunk mit der »Pfennigparade« zu hören. In seiner Weihnachtssendung »Weihnachtslieder aus aller Welt«, die von 1958 bis 1994 jedes Jahr ausgestrahlt wurde, stellte Rauch Lieder und Bräuche aus aller Welt vor.

Vereinzelt hat Fred Rauch im Fernsehprogramm moderiert, etwa das Jubiläum »25 Jahre »Sie Wünschen« am 17. Januar 1974 aus der Münchner Olympiahalle oder die Oberkrainer-Show »Mit Walzer und Polkas um die Welt« im Jahr zuvor. Bereits von 1956 bis 1958 moderierte Rauch die Sendung des Bayerischen Werbefernsehens »Die ideale Frau«.

Berge von Post, vor allem von Hörern seines Wunschkonzerts, trafen wöchentlich beim BR für Fred Rauch ein, der selbst die Gesamtzahl der Briefe und Postkarten auf etwa zwei Millionen schätzte. Eine Auswahl der schönsten und interessantesten Briefe und Karten aus 104 Ländern findet sich im Nachlaß, der 1998 in 35 Kartons dem Historischen Archiv des BR überlassen wurde. Die Schreiber und Schreiberinnen äußerten Liederwünsche, erzählten aber auch von ganz persönlichen Dingen. Der Radiomoderator Rauch wurde so zu einem »Mitglied« vieler bayerischer Familien. Die wichtige und selbstverständliche Rolle, die »Sie wünschen – wir spielen« im Alltagsleben der Menschen spielte, inspirierte Franz Xaver Kroetz zu seinem Theaterstück »Wunschkonzert«, das 1995 in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt wurde. Hierzu ist Korrespondenz im Nachlaß erhalten, der auch Einblick in die interne Entwicklung des

BR-Wunschkonzerts, zu Sendezeiten, Streit mit den Plattenfirmen oder andere Konfliktfälle bietet. Ab 1948 sind Sendemanuskripte erhalten, seit den 60er Jahren teilweise illustriert mit Karikaturen und bunten Bildern, mit denen Rauch sich vermutlich während der Liederpausen die Zeit vertrieb.

Für seine Moderatorentätigkeit legte Rauch umfangreiche Materialsammlungen mit Zeitungsausschnitten und anderen Texten an, aus denen auch einige Bücher hervorgingen. Das bekannteste wurde »Beim Gongschlag war es 6 Mark 30!« mit Rundfunkversprechern, sonderbaren Hörerwünschen und anderen Stilblüten. Ihm folgten weitere ähnliche Publikationen. Aber auch Ratgeberliteratur wie »Was schreibe ich ins Gästebuch« und »Trinksprüche und Trinkverse« entstammen der Feder von Fred Rauch.

Ein erheblicher Teil des Nachlasses besteht aus volkstümlichen Schlagertexten, die Rauch, gelegentlich unter dem Pseudonym Sepp Hesselbach, auch für den Film schrieb. Zu den bekanntesten zählen das Skifahrerlied »Aber mei Hans, der kann's«, »Schützenliesl«, »Zwei Spuren im Schnee« oder »Glaube mir«. Auch für Kabarets und BR-Liveprogramme trat Rauch als Texter auf. Gerade im volkstümlichen Genre wirkte Rauch prägend, da er in den 50er Jahren die Oberkrainer entdeckte und förderte. Über diese Zusammenarbeit und über die Kontakte zu den wichtigsten Schlagerkomponisten der Nachkriegszeit gibt der Nachlaß durch erhaltenes Aktenmaterial ergiebige Auskunft.

Zum Nachlaß gehören außer den erwähnten Illustrationen in Manuskripten auch Malarbeiten, die gelegentlich einen Bezug zur Arbeit für den BR herstellen wie Portraits, Karikaturen und Bühnenbilder, außerdem persönliche Hinterlassenschaften wie private Korrespondenz und Erinnerungsstücke (Ordensverleihungen). Auch sind seine Aktivitäten in der Werbung oder als Conferencier von Firmenfesten und Galas gut dokumentiert.

Der Nachlaß bietet verschiedene Einblicke: Zum einen läßt sich damit das Leben eines der bekanntesten Sprecher in der Geschichte des BR darstellen. Zum anderen gibt er einen subjektiven Blick auf die Entwicklung dieser Rundfunkanstalt, auf ihr Programm und ihre Beziehung zur Hörerschaft. Gerade durch die Vielseitigkeit Fred Rauchs läßt sich die Besonderheit des BR erkennen. Es böte sich auch die Möglichkeit, Fred Rauch mit Moderatoren und Unterhaltungssendungen anderer Rundfunkanstalten zu vergleichen. Schließlich könnte man anhand einer tiefenanalytischen Betrachtung dieses Nachlasses einen Blick auf die Kultur- und Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik werfen. Es ließe sich beobachten, wer und was die

Menschen bewegte und wie eine charmante Stimme den Ton angibt für eine bundesrepublikanische Befindlichkeit und das kleine Glück seiner Bürger.

Sebastian Lindmeyr, München

Programmeinstellungen bei der Deutschen Welle Auslandsrundfunk von massiven Haushaltskürzungen betroffen

Die Deutsche Welle (DW) stellt zum 1. Januar 2000 sechs ihrer bisher 34 fremdsprachlichen Hörfunkprogramme vollständig ein; bei einer Reihe weiterer Angebote werden die Sendezeiten reduziert. Diese tiefgreifenden Einschnitte, die auch mit der Entlassung von Mitarbeitern verbunden sein werden, gehen auf beträchtliche Budgetkürzungen zurück, die die Bundesregierung im laufenden Haushaltsjahr 1999 sowie für die Folgejahre verfügt hat.¹

Eingestellt werden das Japanische, Slowenische, Tschechische, Slowakische, Ungarische und Spanische Programm von DW-radio. Das Brasilianische Programm verzichtet auf seine Kurzwellenausstrahlungen und beliefert Hörer und Partnerstationen in Zukunft mit Beiträgen via Internet. Die Angebote in albanischer, bosnischer, griechischer, französischer, kroatischer, mazedonischer, persischer, portugiesischer, polnischer und serbischer Sprache werden verkürzt. Dies beschlossen am 6. Oktober 1999 Rundfunk- und Verwaltungsrat der DW in einer gemeinsamen Sitzung in Berlin.

Die Aufsichtsgremien des Auslandsrundfunks betonten die Bedeutung des Auftrags der DW, die als wichtigster Faktor der medialen Außenrepräsentanz der Bundesrepublik unverzichtbar bleibe. Ihre Staatsunabhängigkeit habe sich bewährt und diene der weltweiten Image- und Vertrauensbildung Deutschlands. Die DW müsse in Ländern ohne Medien- und Informationsfreiheit eine Stimme der Freiheit bleiben; deutsches Auslandsfernsehen, wie es die Deutsche Welle mit DW-tv anbietet, brauche ein eigenständiges Programmprofil.

Die unverhältnismäßig starken Mittelkürzungen bei der DW verwundern viele Beobachter, kollidieren sie doch mit einem weltweit erheblich gestiegenen Erklärungsbedarf für Deutschland und seine zahlreichen neuen Aufgaben und Verantwortungen, von den zahlreichen Krisenherden auf der Welt, in denen die DW medial präsent ist, ganz zu schweigen. Daß der DW die Mittelkürzungen »in einer Phase zugemutet« werden, in der sie »durch jahrelange eigene Modernisierungsanstrengungen die Außendarstellung Deutschlands u. a. durch ein Fernseh- und Internet-Angebot, Einsatz von Digitaltechnik, Aufbau eines weltweiten Satellitennetzes und ein effektives Programmarketing optimiert hat«, bezeichnet der »Medienspiegel« pointiert als »Treppenwitz der deutschen Rundfunkgeschichte« und hält eine Klage vor dem Bundesverfassungsgericht für erfolgversprechend.²

Dem Auslandsrundfunk kommt in der globalen Kommunikation eine besondere Rolle zu. Die Bundesrepublik sollte wissen, wieviel ihr das eigene Ansehen in der Welt wert ist.

Oliver Zöllner, Köln

- 1 Vgl. Barthold C. Witte: Auslandsrundfunk. Die Deutsche Welle. In: Dietrich Schwarzkopf (Hrsg.): Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit. Bd. 2. München 1999, S. 1102-1139, bes. S. 1115ff.
- 2 scha. [= Karl Schawinsky]: Klagen statt Kuschen. In: Medienspiegel Jg. 23 (1999), H. 41, S. 1.

IASA-Tagung 1999 in Wien

Die diesjährige IASA-Tagung fand aus Anlaß des 100. Geburtstages des Wiener Phonogrammarchivs vom 18. bis 22. September 1999 in Wien statt. Das Phonogrammarchiv mit seinem Direktor, Herrn Hofrat Dr. Dietrich Schüller, war der Gastgeber für diese interessante Konferenz mit 141 Teilnehmern aus 38 Ländern, darunter erstmals auch Vertretern aus China, Kuba und Papua Neuguinea. Das Wiener Phonogrammarchiv ist das älteste Schallarchiv der Welt, und von daher bot es sich an, in Wien auch den 100. Geburtstag des Berufsstands der Schallarchivare zu feiern. Das Motto der IASA-Konferenz lautete daher auch »Ein Jahrhundert der Schallarchivierung«.

Die Konferenz diente einem Rückblick einerseits und einem Blick nach vorne andererseits zur derzeitigen Situation der Ton-, Schall- und audiovisuellen Archive und zur Entwicklung zukünftiger Perspektiven. Die Konferenz fand gleichzeitig auch im 30. Jahr seit Gründung der IASA statt, und es war eine große Ehre, daß einer der Gründer der IASA, ihr erster Generalsekretär, späterer Präsident und Ehrenmitglied, Rolf Schuursma, den Eröffnungsvortrag hielt. Vom organisatorischen Standpunkt her war es sehr vorteilhaft, daß erstmals keine parallelen Sitzungen stattfanden, so daß jeder Teilnehmer der Tagung in der Lage war, alle Vorträge und Präsentationen zu verfolgen.

Naturgemäß stand die Geschichte und Entwicklung der Tonarchivierung im Mittelpunkt der Tagung. Besonders aufschlußreich war ein Vergleich der Anfänge der Schallaufzeichnungen in verschiedenen Ländern und der Gründungen erster Phonogrammarchive mit Referenten aus Berlin, St. Petersburg, Canberra und Kopenhagen. Im Rahmen des Round Table »The present situation of sound and audiovisual archives and their future perspectives« referierte Anke Leenings zum Thema »Audiovisual archives – some sort of treasure island«. Im Rahmen der mehr

technisch-orientierten Sitzungen standen erneut die Massenspeichersysteme und die Möglichkeiten der Digitalisierung bzw. erste Ansätze der Realisierung auf dem Programm. In diesem Zusammenhang gab es eine Online-Präsentation der Datenbanken des DRA via Internet.

Das Radio Sound Archives Committee hatte eine gemeinsame Sitzung mit Vertretern der Fédération Internationale des Archives de Télévision (FIAT). Die Tagung fand im historischen Gebäude »Domus Universitatis« der Österreichischen Akademie der Wissenschaften statt. Besichtigungen des Phonogrammarchivs, der Österreichischen Phonotek, des Österreichischen Filmarchivs, des Schönbergarchivs sowie des ORF-Funkhauses und des ORF-Fernsehzentrums wurden im Rahmen der Tagung angeboten.

Thematisch mehr am Rande fanden Arbeits-sitzungen zu »music-making and -recording« und »Vienna and recording« statt.

Auf der Mitgliederversammlung wurden Crispin Jewitt, British Library / National Sound Archives, zum neuen Präsidenten, sowie John Spence, Australian Broadcasting Corp., Magdalena Cseve, Hungarian Radio, und Maria Carla Sotgiu Cavagnis, Discoteca di stato, Rom, zu Vizepräsidenten gewählt. Schatzmeister ist Pekka Gronow, Yleisradio Finnland, bestätigt wurden als Schriftführer Chris Clark, British Library / National Sound Archives, und Albrecht Häfner als Generalsekretär, Südwestrundfunk Baden-Baden.

Die Jahrestagung 2000 findet vom 3. bis 7. Juli 2000 in Singapur statt; es wird die erste Tagung sein, die gemeinsam mit der SEAPAVAA (South East Asia Pacific Audiovisual Archives Association) stattfinden wird. Gastgeber sind die National Archives of Singapore.

Anke Leenings, Frankfurt am Main

Programmgeschichte des DDR-Fernsehens – komparatistisch Ein neues Forschungsprojekt

Im Zentrum eines Gruppenantrags der Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg und der Humboldt-Universität zu Berlin sowie der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft steht die Programmgeschichte des Deutschen Fernsehfunks bzw. des Fernsehens der DDR von 1952 bis 1991. Untersucht werden sollen in einem diachronen Zugriff sieben Programmschwerpunkte und die sie prägenden Ästhetiken, Genres und Stile. In einem synchronen Zugriff werden alle Programmentwicklungen komparatistisch in Be-

ziehung gesetzt zu entsprechenden Programmen der ARD und des ZDF. Zur Geschichte der Programmentwicklungen als Produktgeschichte gehören die Produktions-, die Rezeptionsgeschichte und – als generelle Basis – die Organisationsgeschichte, die – je nach Schwerpunkt des Einzelprojekts – mehr oder weniger peripher bzw. zentral behandelt werden. Ein chronologischer Durchgang durch die gesamte DDR-Fernsehgeschichte ist nicht vorgesehen. In zwei Basisprojekten »Politisch-kultureller Kontext/Fernseh-Organisationsstruktur« und »Programm-Rezeption« sollen für alle thematisch fokussierten Teilprojekte die allgemeinen sowie die je spezifischen Umgebungsfaktoren untersucht werden. Die Basisprojekte arbeiten eng mit den programmgeschichtlichen Teilprojekten Theatersendungen, Unterhaltung, Literaturverfilmungen, Dokumentarfilm, Sport, Familienserien und Fiktionales im Kinderprogramm zusammen und liefern die erforderlichen Fakten und Zusammenhänge.

Charakteristisch und neu ist der Ansatz des Projekts, nicht je eine »Ost«- und eine »West«-Programmfernsehgeschichte zu schreiben und diese plakativ nebeneinander zu stellen, sondern die Programmentwicklungen massen- und individual-kommunikativ aufeinander zu beziehen, sie als thematische wie ästhetische Herausforderungen und Antworten zu begreifen, die einen Teil des kontrastiven Dialogs über die deutsch-deutsche Grenze hinweg darstellten. Nur so kann heute – zehn Jahre nach dem Ende der Zweistaatlichkeit – (Fernseh-) Geschichtsschreibung angelegt sein. Das Projekt will vor allem die Alltagsfunktion von DDR-Fernsehprogrammen untersuchen und konzentriert sich deswegen auf populäre und narrativ-ästhetische Genres, läßt publizistische Genres wie die Nachrichten der Aktuellen Kamera unberücksichtigt.

Das Projekt, das sich derzeit im Antragsstadium befindet, arbeitet eng mit der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main – Berlin, zusammen.

rst

Rezensionen

Jürgen Wilke (Hrsg.)
Mediengeschichte der Bundesrepublik
Deutschland.
Köln u.a.: Böhlau 1999, 846 Seiten.

Seine Besprechung des 1989 erschienenen Sonderhefts 30 der ›Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie‹ mit dem Titel »Massenkommunikation« beendete Friedrich Krotz mit der Feststellung:

»Auffällig ist, daß das Thema, das außerhalb der Medienwissenschaften im Zusammenhang mit der Entwicklung des Mediensystems am intensivsten diskutiert wird, nämlich der Bereich der medialen Unterhaltung und ihrer Konsequenzen, in dem Band kaum thematisiert wird. Dies spiegelt zwar zu Recht die Tendenz in der Massenkommunikationsforschung wider (...). Diese Lücke fällt auch deswegen besonders auf, weil die Rolle der Medien als kulturelle Instanz, durchaus auch ein Thema medienbezogener Forschung, ebenfalls in der Auswahl nicht berücksichtigt ist. (...) So entsteht, so fundiert die Beiträge im einzelnen sind, der Eindruck, daß die Arbeit der Massenkommunikationsforscher sich in einem recht engen Bezugssystem bewegt, von dem aus zum Verständnis der Rolle der Medien im Alltag der Menschen nicht in allen Aspekten beigetragen wird.«¹

Was damals für den Mainstream der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft galt, ist nach Ausweis des Bandes zur Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg weiterhin uneingeschränkt gültig. Die Auswahl der Themen und der Autoren des Bandes – in der Regel ausgewiesene Kenner auf ihrem Fachgebiet – belegt, daß auch der historische Rückblick auf 50 Jahre Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland sich in dem erwähnten »engen Bezugssystem« bewegt. Medial vermittelte öffentliche Kommunikation wird mehr oder weniger auf den Bereich der klassischen Publizistik, d.h. die Vermittlung politischer bzw. gesellschaftsbezogener Inhalte beschränkt.

Wie stark die schon von Krotz monierten Vereinigungen das Gesamtbild verzerren, wird in dem vorliegenden Band an zwei nicht nachvollziehbaren Entscheidungen für den Gesamtaufbau des Werkes deutlich. Die Begründung dafür, Film und Kino nicht zu behandeln, spricht für sich:

»Bewußt verzichtet wird dabei auf die Einbeziehung von Kino und Film. Der Film ist ein Medium eigener Art, mit speziellen, überwiegenden Unterhaltungsfunktionen und Distributionsformen, die ihn von den anderen Medien abheben. Überdies, und dies ist noch wichtiger, liegen Überblicksdarstellungen zur Geschichte des Films im Nachkriegsdeutschland bereits mehrfach vor.« (S. 9)

Allerdings war die Tatsache, daß es eine Pressegeschichte wenigstens der unmittelbaren Nachkriegszeit und mehrbändige Publikationen zur Rundfunkgeschichte gibt, kein Grund, auf diese Medien zu verzichten. Und ein zweites: das völlige Ausblenden des

insbesondere für Unterhaltung, Bildung und die kulturelle Kommunikation so bedeutsamen Mediums Buch wird nicht begründet, geschweige denn, daß Bücher, Buchhandel und das (Buch-)Verlagswesen mit einem Wort erwähnt würden.

Bei der Gliederung der Abhandlungen zur Presse- (Zeitungen und Zeitschriften) und Rundfunkgeschichte teilt Wilke den Band in insgesamt neun Abschnitte und lehnt sich dabei im Aufbau an das Prozeßschema der öffentlichen Kommunikation an. Organisations- und Kommunikatorfragen werden in den Kapiteln drei und sechs behandelt. So wird allerdings teilweise Zusammengehöriges auseinandergerissen: Das Presse- und Rundfunkrecht resultiert m. E. aus den gesellschaftlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen und gehört in das Kapitel drei. Werbung, so wie sie von Siegfried J. Schmidt behandelt wird, zählt m. E. zu den »Angeboten«. Ob man die verbleibenden Beiträge bei den Quellen des Angebots (Nachrichtenagenturen, Öffentlichkeitsarbeit) und deren Verarbeitung (Journalismus) unterbringt, ist vielleicht ein zweitrangiges Problem. Kapitel vier behandelt »Angebote, Inhalte, Programme« und Kapitel fünf »Rezeption und Publikum.«

Im einleitenden Kapitel denkt der Herausgeber über mögliche Phaseneinteilungen der Mediengeschichte nach, ohne daß die im Vorwort bereits vorgestellte Gliederung damit in Zusammenhang gebracht wird bzw. daß Wilke sein Konzept von Mediengeschichte näher ausführt. Die Geschichte der Medien vor Gründung der Bundesrepublik zwischen 1945 und 1949 wird im zweiten Kapitel unter dem Aspekt der Organisation der alliierten Kommunikationskontrolle bzw. der Schaffung von Voraussetzungen für ein verändertes Mediensystem in Deutschland behandelt. Die in den folgenden Kapiteln drei bis sechs zusammengefaßten Aufsätze behandeln im wesentlichen die Zeit von 1949 bis 1989. Anschließend werden die Massenmedien in der DDR und die Entwicklung der Medienlandschaft im vereinten Deutschland nach dem Fall der Mauer behandelt. Im achten Kapitel, überschrieben mit »Funktionswandel, Wirkungsgeschichte«, werden im Rückgriff auf die Geschichte der alten Bundesrepublik noch einmal einzelne Themen herausgegriffen, die den Zusammenhang von medialer und gesellschaftlicher Entwicklung stärker beleuchten sollen. Den Abschluß bildet der Abschnitt »Zukunft Multimedia«.

Die Kritik an der Publikation soll in drei allgemeineren Hinweisen zusammenfaßt werden.

Erstens macht sich das »enge Bezugssystem«, das lediglich publizistische Verständnis von Medien und öffentlicher Kommunikation, allenthalben in den Beiträgen bemerkbar: Walter J. Schütz' Zusammenfassung seiner langjährigen Stichtagsuntersuchungen zur Zahl der Tageszeitungen und damit seiner Belege für den Prozeß der Konzentration auf dem Pressesektor werden über 20 Seiten eingeräumt; Hans Bohrmann handelt dagegen das Zeitschriftenwesen, das den gesamten Bereich von den Kulturzeitschriften der Nachkriegszeit, über Illustrierte, Regenbogenpresse,

der Fachpresse und den seit einiger Zeit stark ausweiteten Sektor der »Special interest«-Angebote umfaßt, gerade einmal auf zehn Seiten ab. Im Kapitel vier wird der Wandel der Zeitungsberichterstattung lediglich an einem, und das heißt einem politischen Thema (der Deutschlandberichterstattung) exemplarisch behandelt. Allein Horst O. Halefeldt (Hörfunk) und Peter Ludes (Fernsehen) gehen in ihren Beiträgen auf die ganze Breite des Angebots von Informations-, Sport- Unterhaltungs- und Kultursendungen ein. Der Beitrag »Alternativpresse« von Christina Holtz-Bacha verengt die Perspektive rasch auf das Problem »Gegenöffentlichkeit« in politics, Underground- und Alternativkultur sowie Szene-Publikationen in einem breiteren Verständnis werden kaum tangiert. Rüdiger Schulz reduziert das Thema Nutzungsgeschichte von Presseprodukten auf das Problem des Wettbewerbs der – aktuellen – Tagespresse mit den anderen Medien und den dabei entstandenen Akzeptanzproblemen der Tageszeitungen bei der jüngeren Generation. Unter mediengeschichtlichen Aspekten sind die – empirisch-sozialwissenschaftlich definierten – Grenzen der »Langzeitstudie Massenkommunikation«, über die Marie-Luise Kiefer berichtet, bei allem Respekt vor diesem Projekt unübersehbar. Kommunikatorfragen werden von Wolfgang Donsbach allein unter dem Gesichtspunkt behandelt, wie sich Ausbildungsgang, Status und Selbstverständnis des politischen Journalismus seit 1945 wandelten. Die Geschichte der Massenmedien der DDR wird von Gunter Holzweißig lediglich im Lichte ihrer Instrumentalisierung für Agitation und Propaganda behandelt, als habe es unterhaltende Medienangebote in der DDR nicht gegeben. Der Beitrag »Massenmedien im Prozeß der deutschen Vereinigung«, geschrieben von Beate Schneider, verkürzt die Probleme darauf, wie die SED-nahe Tagespresse umgewandelt, die (alt-)bundesrepublikanische Rundfunkorganisation den neuen Länder übergestülpt wurde, um ansonsten die in den Informationssendungen transportierten Bilder von den Ost- bzw. Westdeutschen zu thematisieren.

Ein weiterer Mangel ist anzumerken: Natürlich muß eingeräumt werden, daß zahlreiche Felder der bundesrepublikanischen Mediengeschichte nicht aufgearbeitet sind, und für diesen Band nicht aufgearbeitet werden konnten; etwa für den Bereich der Medienutzung bzw. -rezeption liegen teilweise keine Daten bzw. durchgängige Datenreihen vor, ähnliches gilt für andere Themenbereiche. Dennoch werden zahlreiche Beiträge dem Anspruch des Titels insofern nicht gerecht, als sie ohne salvatorische Klausel die Thematik ihres Beitrags auf nur einige Zeitabschnitte, und d. h. in der Regel auf die 70er bis 90er Jahre beschränken. Für diese liegen ja bereits punktuelle Einzelstudien (z.B. Inhaltsanalysen von Tageszeitungen) vor, deren Zusammenfassung dann ein den gesamten Zeitraum von 1949 bis 1999 umfassenden Beitrag herhalten muß. Dieses eklektische Vorgehen ist vor allem in den Beiträgen von Kepplinger zu beobachten.

Zweitens kann für eine »Mediengeschichte« nicht gelten, daß kommunikationswissenschaftliche Forschungsfelder einfach um die Zeitdimension erweitert werden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen verharren die Autoren bei ihren Spezialgebieten, sind sie verständlicherweise kaum in der Lage, jeweils Bezüge

zu den politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungslinien bzw. der Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik herzustellen.² Dies wird auch noch einmal im Kapitel »Funktionswandel und Wirkungsgeschichte« deutlich, soll hier das wohl empfundene Manko durch Bezüge zu den erwähnten Feldern aufgefangen werden sollen. Doch handelt es sich auch nur um Momentaufnahmen und enge thematische Aufrisse wie »Massenmedien und Vergangenheitsbewältigung« (Wilke), »68er Bewegung und Massenmedien« (Sösemann) und »Publizistische Konflikte« (Kepplinger). Dem Anspruch gerecht werden der Historiker Axel Schildt, der den Zusammenhang von sozialer Entwicklung und Mediengeschichte in den 50er Jahren behandelt, und Jochen Hoffmann/ Ulrich Sarcinelli, die in sorgsam abwägenden, sich aus einem anspruchsvollen d.h. breiten politikwissenschaftlichen Ansatz herleitenden Formulierungen das Terrain der »politischen« Wirkungen aufbereiten. Es wäre reizvoll, die von ihnen aufgeworfenen Fragen und formulierten Thesen in Detailstudien zu belegen.

Wilkes Verdienst, die historische Perspektive in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zu verbreitern, sei unbestritten. In seinem Grundsatzreferat auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1998 hat er – zurecht – die Abstinenz der Historiker beklagt, sich mit medial vermittelter Kommunikation und der Besonderheiten der in ihr vermittelten Bilder, Meinungen und Wertungen für alle Menschen in den modernen Gesellschaften auseinanderzusetzen. Mit dem hier anzuzeigenden Band wurde jedoch die Chance vertan, wenigstens ansatzweise das Verhältnis von empirisch-sozialwissenschaftlicher und hermeneutisch geisteswissenschaftlicher Vorgehensweise für die Mediengeschichte zu reflektieren. Nur so wäre der Geschichtswissenschaft ein anschließfähiges »Angebot« gemacht worden. Dafür reicht der vorliegende Band nicht aus.

Edgar Lersch, Stuttgart

1 Rundfunk und Fernsehen Jg. 38 (1989), S. 473 - 475, hier: S. 475

2 Vgl. das ältere und m.E. gelungenere Konzept von Wolfgang Benz (Hrsg.): Geschichte der Bundesrepublik Deutschland Bd. 4: Kultur. Frankfurt am Main 1983, ²1989. Dies gilt auch, wenn man den essayistischen Charakter mancher Beiträge zur Medienentwicklung einräumt und nicht vergißt, daß die Forschung auf einigen Gebieten (z.B. in der Hörfunk- und Fernsehgeschichte) weitergegangen ist.

Armin Stein**Bibliographie Helmut Heißenbüttel.**

Bielefeld: Aisthesis Verlag 1999, 363 Seiten.

Helmut Heißenbüttel, vor allem durch seine experimentelle Literatur eine literaturgeschichtliche Größe, bezeichnete sich als »Leser«, »Buchrezensent« und »Schriftsteller«. Die vorliegende Bibliographie entspricht dieser Selbstdarstellung und zeugt von der Vielfalt der Rollen, die Heißenbüttel in seiner langjährigen schreibenden Tätigkeit übernommen hatte. Darüber hinaus – und das ist für die Rundfunkforschung ein wichtiger Befund – wird Heißenbüttels Medienarbeit als selbstverständlicher und wesentlicher Teil seiner beruflichen Biographie erfaßt! Dies war in den 80er Jahren noch anders: Heißenbüttels mediale Vielfalt wurde seinerzeit weitgehend sekundär behandelt. So widmete etwa der Sonderband der Zeitschrift »text+kritik« über Heißenbüttel aus dem Jahr 1981 der Hörfunkarbeit des Autors keinen einzigen Beitrag, es gab nur einen Hinweis auf die Umarbeitung zur Hörcollage von Heißenbüttels Text »Deutschland 1944«. Lediglich die Auswahlbibliographie des Bandes, damals auch von Armin Stein erstellt, bezog bereits in einer kurzen Aufzählung Tondokumente Heißenbüttels mit ein. Eine ausführliche Bibliographie von Heißenbüttels Rundfunksendungen erschien 1995.¹

Armin Steins aktuelle umfassende Bibliographie hingegen ist deutlich von dem Anliegen gekennzeichnet, die Rundfunkarbeit des Schriftstellers als integralen Bestandteil seiner Autorentätigkeit zu bewerten. Dazu waren offensichtlich mühsame Archivarbeiten in den Schallarchiven und Historischen Archiven der Rundfunkanstalten notwendig. Daß Stein diese Recherchen nicht scheute, belegt, wie wichtig ihm (zu Recht!) dieses Tätigkeitsfeld des Autors im Hörfunk und Fernsehen war, und daß es hier galt, Defizite in der bibliographischen Portraitierung des Schriftstellers und Radiomachers Heißenbüttel zu beseitigen. Immerhin war Heißenbüttel ab April 1957 Redakteur, ab 1959 Leiter der Redaktion Radio-Essay des Süddeutschen Rundfunks (SDR), und er verband die Redakteurstätigkeit mit der eines kreativen Autors. Eine Kombination, die im Rundfunk der 50er und 60er Jahre bei namhaften Schriftstellern durchaus Tradition hatte: So arbeitete beispielsweise Alfred Andersch früh für die Sender Hamburg und Frankfurt, war anschließend Begründer und Leiter des Radio-Essay im SDR (Assistent war Hans Magnus Enzensberger), dessen Funktion Heißenbüttel als Nachfolger übernahm (Regie führte Martin Walser), – oder leitete der Romancier Werner Koch jahrelang die Abteilung Kultur im Fernsehen des Westdeutschen Rundfunks (WDR).

Armin Stein erläutert in seinen Vorbemerkungen vier Probleme bei der systematischen Erfassung von Heißenbüttels Werk: 1. Aufnahme von gedrucktem und ungedrucktem Material; 2. Typologische Grenz-gattungsprobleme: literarisch – publizistisch; 3. Frage nach der Notwendigkeit von inhaltlichen Erläuterungen in Einzelfällen; 4. Mögliche Defizite aufgrund des enormen Werkumfangs (insgesamt wurden allein 1.359 Essay-Texte ermittelt).

Im Kapitel zu den Rundfunkarbeiten Heißenbüttels differenziert Stein zwischen »Rundfunksendungen

und Tondokumenten« und typologisiert im weiteren »Hörspiele im Rundfunk«, »Lesungen im Rundfunk« (Hörfunk und Fernsehen), »Gespräche im Rundfunk« (Hörfunk und Fernsehen) sowie »Lesungen auf Schallplatten, Kassetten und CD«.

Aufgenommen wurden Rundfunkbeiträge, die gesendet wurden, und damit nach Steins Definition »veröffentlicht« sind und nicht nur in gedruckter Fassung als Manuskript oder Tonträger vorliegen. Hier zeigt sich die Diskrepanz zwischen Archivlage und dem berechtigten Bestreben, das Werk eines Autors möglichst komplett zu erfassen. In seinem Vorwort berichtet Stein, daß ein Verlag gegen Ende seiner Recherchen das Signal gegeben hat, Heißenbüttels Rundfunkarbeiten in eine mehrbändige Ausgabe von Texten des Essay-Werkes herauszubringen. Dies hat dem Bibliographen einen zusätzlichen Grund für die Aufnahme ungedruckter Rundfunkarbeiten geliefert.

Anzumerken bleibt, daß Armin Stein die literarischen und publizistischen Beiträge Heißenbüttels in den Medien berücksichtigt, jedoch nicht – bis auf zwei Ausnahmen – dessen Kommentare in Programmzeitschriften zu einzelnen Sendungen des Radio-Essay, die der Autor in seiner Funktion als Redaktionsleiter des Radio-Essay geschrieben hatte. Stein begründet diese Aussparung mit der Materialfülle: Es wurden über 950 Texte dieser Art ermittelt. Es stellt sich vom Erkenntnisinteresse her grundsätzlich die Frage, inwieweit diese Texte, die ausschließlich aus der festen Mitarbeit des Schriftstellers der Rundfunkanstalt resultieren, nicht auch Aufschlüsse über den literarischen und rundfunkpolitischen Standort eines Autors liefern können und eine Aufnahme in die Bibliographie rechtfertigen würden.

Steins Hinweis auf Heißenbüttels autobiographisches Erinnern an das eigene Radiohören in der Sendung und dem anschließend gedruckten Aufsatz »Was sollen wir senden? Teil 2. Zu »Radio-Stücke I-V«« aus dem Jahr 1978 schafft eine inhaltliche Überleitung zu der produktiven Radioarbeit des Autors. Der erste Beitrag Heißenbüttels im Rundfunk war 1953 in der von Wolfgang Weyrauch redigierten Reihe »Expeditionen« des SDR gesendet worden. Ab 1962 wurde auch Heißenbüttels Wirkungsfeld als Kritiker durch die Mitarbeit an Sendereihen im Hörfunk entscheidend erweitert. Er rezensierte in den Sendereihen »Das Buch der Woche« sowie »Neue Bücher« im Hessischen Rundfunk und fertigte einzelne Beiträge für den Deutschlandfunk und den WDR an.

Entsprechend der expandierenden Bedeutung der AV-Medien für die öffentliche Kommunikation fand auch eine Veränderung der literarischen Publizistik und ihrer medialen Verortung statt, die sich an Heißenbüttels Entwicklung seismographisch ablesen läßt. Stein schreibt: »Etwa ab 1967 verlagerte sich der Schwerpunkt der publizistischen Tätigkeit mehr und mehr auf den Rundfunk. Von 1969 bis 1974 hat Heißenbüttel für kein anderes Medium so viele Beiträge verfaßt wie für den Rundfunk.« (S. XI)

Wie die Geschichte der Printmedien zeigt, traten Schriftsteller kontinuierlich in der Doppelfunktion als Literat und Kritiker an die Öffentlichkeit. Die AV-Medien haben jedoch eine andere Variante der Literaturvermittlung gefördert, die sich parallel zur traditionellen ästhetischen Literaturkritik ausgeweitet hat:

Gemeint ist die eher marktorientierte publizistische Buchbesprechung. Steins Schwierigkeiten bei der Zuordnung von Texten aufgrund der medialen Vermittlung und bei den gattungstypologischen Zuschreibungen spiegeln implizit die theoretischen Probleme des Literatur- und Medienbegriffs wider. Denn auch in literatur- und medienwissenschaftlichen Kontexten bereitet die Unterscheidung von publizistischen, literarischen und sogenannten »Gebrauchstexten« Probleme und ruft Ästhetikdebatten auf den Plan. Steins Text- und Werkbegriff trägt konsequenterweise der zunehmenden Relevanz der Medien Hörfunk, Fernsehen, Kassetten und CD für Verbreitung von Literatur Rechnung.

Ein interessantes Ergebnis der bibliographischen Recherche für Heißenbüttels literarisches Werk ist die Tatsache, daß es nur einen einzigen Text gibt, der ausschließlich im Rundfunk gesendet wurde. Alle anderen von Heißenbüttel selbst im Rundfunk gelesenen Texte des schriftstellerischen Werkes sind gedruckt, also im Sinne des modernen Medienverbundes mehrfach verwertet.

Mit der Verknüpfung von publizistischen und literarischen Arbeiten und der Produktion von Grenzgatungsformen in den verschiedenen Medien bis hin zur Redaktionstätigkeit vertritt der Schriftsteller Heißenbüttel prototypisch den modernen Medienautor der Nachkriegsgeneration. Für die Rundfunkforschung im Grenzbereich von Publizistik und Literatur ist Armin Stein's gründliche Bibliographie zum Medienautor Heißenbüttel eine wichtige Arbeit!

Ingrid Scheffler, Mannheim

¹ Vgl. Armin Stein: Rundfunksendungen Helmut Heißenbüttels. Ein Verzeichnis. In: Mitteilungen StRuG Jg. 21 (1995), H. 1, S. 26-65.

Reinhard Stumm (Hrsg.)

»Ach & Och«.

Das Schweizer Hörspielbuch in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Radio DRS.

Zürich: Haffmans Verlag 1998, 283 Seiten.

Seit es üblich geworden ist, Hörspiele auf Tonträgern zu veröffentlichen, sind die ohnehin seltenen Publikationen von Hörspiel-Texten noch seltener geworden. Insofern wirkt der Überblick über die Schweizer Radiokunst der letzten zehn Jahre fast wie ein liebenswerter Anachronismus, um so mehr als der Herausgeber auf deren literarischer Qualität besteht. Er beharrt darauf, daß man einen Hörspieltext nicht erst produzieren müsse, um ihn nach literarischen Kriterien zu beurteilen. Schließlich könne eine schlechte Produktion auch einem guten Text schaden, wie umgekehrt eine gute Produktion eine schlechte Vorlage verbessern. Eine Sichtweise, die sich Literatur- und Medienwissenschaftler inzwischen ganz abgewöhnt zu haben scheinen. Aber Reinhard Stumm, langjähriger Feuilletonchef der »Basler Zeitung«, ist eben eher Theater- als Hörspielkritiker und von daher gewohnt, zwischen einem Dramentext und seiner Umsetzung auf der Bühne zu unterscheiden. Also hat für ihn die Publikation der Manuskripte durchaus ihr Recht.

Allerdings kann mit einem solchen Ansatz die ganze Bandbreite dessen, was heute als Hörspiel bezeichnet wird, nicht berücksichtigt werden; er schließt einige Beispiele von vorneherein aus. Das reine radiophone Experiment kann darin nicht vorkommen, weil seine literarischen Qualitäten – so es denn überhaupt welche besitzt – hinter den radiophonen, vielleicht auch den musikalischen, zurückstehen. Die einzigen Texte, die beanspruchen, experimentell zu sein, sind in dem vorliegenden Band F.X. Zbindens Szenen »Radio« und »Zentrum«, Monologe »sinnlos zu sprechenden Sprachschrotts«, so der Autor, komponiert mit Geräuschen oder Musik. Die anderen Hörspiele erzählen mehr oder weniger konventionell ihre Geschichten. Bei Markus Kägi in seinem titelgebenden Hörspiel »Ach & Och oder Alfred und Emil im Hallenbad« (1988) etwa ist es die Geschichte zweier alter Männer, die über ihre Vergangenheit und homoerotischen Gefühle sinnieren, bei Gerold Späths »Walser Seelig Koch« (1995) die eines Gerichtsverfahrens gegen die mutmaßliche Mörderin Anna Koch, über die der Dichter Robert Walser mit seinem Vormund und Freund Carl Seelig auf einem Spaziergang nachdenken. Auch bei Urs Widmers Beitrag geht es ums Erinnern: »S Kind wo-ni-gsi-bi« (1991), ein Text, der zweiseitig gedruckt ist, im Basel-deutschen Original und in der hochdeutschen Übersetzung von Reinhard Stumm. Hier werden die radiophonen Besonderheiten des Schweizer Hörspiels deutlich, die nicht auf akustischen Purismus rekurrieren, sondern auf sprachlichem, sprach-akustischem Gebiet liegen. Noch in zwei weiteren Hörspielen werden parallel Übersetzungen aus Dialekten mitgeliefert, bei zwei anderen gibt es nur hochdeutsche Fassungen, gleichwohl die Originale für eine Aufführung in Mundart geschrieben wurden.

Von den abgedruckten neun Hörspielen sind fünf, d.h. mehr als die Hälfte, in Dialekt verfaßt. Daran wird ablesbar, welche Rolle die einzelnen Dialekte in der an sich schon dreisprachigen Schweiz (das Rätomanische nicht einmal eingerechnet) spielen, deren Verschriftlichung oft einer Transkription aus dem Akustischen gleicht. Und dies durchaus mit zunehmend hörspielliterarischem Anspruch. Vorbei sind die Zeiten, in denen Mundart überwiegend in Komödien und volkstümlichen Stücken eingesetzt wurde, wie das in Deutschland bis heute häufig der Fall ist. Vielmehr ist sie zu einem legitimen literarischen Mittel zur Betonung von Authentizität und Identität der Figuren geworden. So ganz neu ist diese Entwicklung zwar nicht, aber aus deutscher Perspektive noch immer bemerkenswert.

Überhaupt darf man von den Texten wenig Überraschendes oder Neues erwarten. Das liegt nicht nur an mangelnder Experimentierfreude auf formalem Gebiet – literarisch wie radiophon –, das liegt auch an der meist unverfänglichen Themenwahl, die das individuelle Schicksal dem gesellschaftlichen Konflikt vorzieht. Allerdings, so mein Verdacht, ist dieser Überblick über zehn Jahre Schweizer Hörspiel nicht repräsentativ, die Auswahl, an der der Schweizer Rundfunk selbst mitgewirkt hat, mehr der Selbstdarstellung gewidmet, denn an hörspielgeschichtlichen oder -ästhetischen Kriterien orientiert. Der Streit um das Hörspiel »Goldrausch oder Something for Everybo-

dy«, eine beißende Satire zum Thema Nazi-Gold, die im März 1999 kurzfristig aus dem Programm genommen, aber bei Veranstaltungen öffentlich vorgeführt, als Kassette vertrieben und als Text inzwischen auch gedruckt wurde, scheint mir Hinweis genug, daß es auch in den Jahren zuvor nicht nur so zugeht, wie die vorliegende Anthologie nahelegt.

Nachbemerkung: Natürlich gibt es auch die neun vorgestellten Hörspiele in einer CD-Edition, produziert von Radio DRS und Raben-Records in einer Box mit Booklet für 150.- DM.

Wolfram Wessels, Mannheim

Hans H. Hiebel u.a.
Große Medienchronik.

München: Wilhelm Fink Verlag 1999, 1095 Seiten.

Wer zu spät kommt, den bestraft nicht immer das Leben; ihn belohnt es sogar. So geschehen bei der Auslieferung der »Großen Medienchronik«, die erst ohne und später mit einem »korrigierte[n] Sach- und Personenindex« ausgeliefert wurde, so daß die »Neue Zürcher Zeitung« in ihrer Besprechung am 12. Oktober 1999 feststellte: »Nach Stichproben zu urteilen, sind sämtliche im Personen- und Sachregister angegebene Seitenzahlen falsch.« Darüber spottete die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« in ihrer Besprechung vom 23. Oktober 1999: »Über einen Sach-/ Personenindex (...) verfügt natürlich auch die »Große Medienchronik«. Doch welche böse Tat hat im Index die Seitenzahlen gefälscht, so daß aus einem Nachschlagewerk mehr ein – wenn auch sehr nützliches – Lesebuch wird? Hier war wohl selbst der Erzengel Gabriel machtlos, den Papst Pius XII. 1951 zum Schutzheiligen des Fernmeldewesens und damit der Medientechnik ernannt hat.« Besser dran war der Rezensent dieser Zeitschrift, der sein Exemplar etwas später, weil offenbar dieser Mangel auch im Verlag bekannt geworden war, zusammen mit den Korrigenda erhielt, die die teilweise erheblichen Abweichungen transparent machen, in manchen Fällen aber auch mal mehr, mal weniger Seitenverweise enthalten.

Die »Große Medienchronik«, die sich mit »Technik und Leistung, Entstehung und Geschichte neuzeitlicher Medien« befaßt, versteht sich, wie Hans H. Hiebel in seiner Vorbemerkung hervorhebt, als Fortschreibung der »Kleinen Medienchronik«, die 1997 erschienen ist, und steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der kommentierenden Publikation »Die Medien«, die 1998 publiziert wurde.¹ Unter Leitung des Grazer Germanisten Hiebel haben drei junge Wissenschaftler Heinz Hiebler, Karl Kogler und Herwig Walitsch für die fünf Abschnitte »Schrift/Druck/Post«, »Optische Medien«, »Akustische Medien«, »Übertragungsmedien« und »Computer« Daten und Fakten zusammengetragen, in die jeweils zusammenfassende und »Präambel« genannte Übersichten einfließen.

Das (korrigierte) Register fordert geradezu heraus, in Stichproben zu untersuchen, ob die bei den beiden Vorgängerpublikationen monierten Ungenauigkeiten auch in die neue fast viermal voluminösere Publikation mit aufgenommen worden sind. In der Tat figuriert Hans Bredow immer noch als »deutscher Rundfunk-

Hochkommissar« (S. 400), die Dradag als Organisatorin der am 29. Oktober 1923 beginnenden »ersten offiziellen Ausstrahlung von Wort- und Musikdarbietungen« in Deutschland (S. 671) und der Vox-Konzern als Gründerin der »Radiostunden AG, [der] erste[n] deutschen Rundfunkanstalt« (ebd.). Die Autoren halten auch daran fest, daß am 19. März 1939 »die gesetzliche Grundlage für die umfassende Einführung des Drahtfunks (Kabelhörfunk) gelegt« worden sei. (S. 714) Die Bedeutung dieses Verteilwegs scheint aber so groß nicht gewesen zu sein, denn im Index taucht das Stichwort »Drahtfunk« überhaupt nicht auf, ebenso wenig wie »Kabelhörfunk«, und unter dem Stichwort »Kabeltechnik« wird der Leser auf eine Erfindung von Werner Siemens aus dem Jahr 1847 verwiesen. (S. 839)

Trotz der vielen ausgewerteten primären und sekundären Quellen, die bei den einzelnen Eintragungen penibel nachgewiesen und in einem Literaturverzeichnis aufgelistet werden, ist Skepsis angebracht, ob die »Große Medienchronik« das zuverlässige Nachschlagewerk ist, das der werbende Klappentext verspricht.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

¹ Vgl. die Rezension in: RuG Jg. 25 (1999), H. 1, S. 81.

Monika Estermann/Edgar Lersch (Hrsg.)
Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950-1960

(= Mediengeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 2).
Wiesbaden: Harrassowitz 1999, 272 Seiten.

Das Buch zur Tagung ist vor allem dann sinnfällig, wenn es sich um eine Tagungsreihe handelt. Hier liegt nun der Band der zweiten Marbacher Tagung von 1997 vor. Zustandsberichte, Entwicklungen und Verflechtungen werden in den abgedruckten Vorträgen dokumentiert und erleichtern den Überblick über jene zehn Jahre, in denen sich der Kulturbetrieb etablierte, in Ost- wie in Westdeutschland. Die Interdependenzen, so die Herausgeber, zwischen Personen, Institutionen und Medien kristallisierten sich ebenso deutlich heraus wie die Wanderung der Autoren zwischen den Medien Zeitschrift, Rundfunk und Buch.

Die Themenstellung der Tagung, die auf Distribution und Vermittlung von Literatur in den Medien angelegt war, führte verschiedene Disziplinen zusammen, und man darf nicht erstaunt sein, wenn die Methoden, Ansätze und Fragestellungen so changieren wie die Zeit und die Medien, über die sie handeln. Die Detailforschung, die in einzelnen Beiträgen ausgezeichnet dokumentiert ist, legitimiert jedoch einen solchen Tagungsband. In diesem Sinn kommt vor allem dem Beitrag über die Literaturvermittlung in Sendungen des DDR-Rundfunks »Die Menschen und die Verhältnisse bessern« (Ingrid Pietrzynski) besondere Bedeutung zu. Die hier dargestellte, in aller Vorläufigkeit ausgewertete Überlieferung ist ein wichtiger Beitrag zur programmhistorischen Forschung. Hervorragend ergänzt wird diese Sicht auf Programmstrukturen und kulturpolitische Leitlinien durch den Beitrag »Erfolge zentraler Literatursteuerung in der frühen DDR« (Siegfried Lokatis), der den Ausbau einer Zen-

surbürokratie für die Buchproduktion analysiert, schwer genug bei dem verwirrenden Bild, das die Quellen hergeben. Die präzisen Ausführungen dieser beiden Autoren schaffen die notwendigen Voraussetzungen für eine Bewertung und vergleichende Analyse. Diese Möglichkeit wurde in dem Beitrag mit dem vielversprechenden Titel »DDR-Kultur zwischen Lenkung und freier Entfaltung« (Ursula Heukenkamp) leider nicht genutzt. Den Standort, der eine gewisse Übersicht im »Dschungel der DDR-Literaturpolitik« gewährt, wie ihn Lokatis einzunehmen beabsichtigt und wie er auch von Pietrzynski beibehalten wird, findet Heukenkamp nicht. Ihrer These von der freien Entfaltung im Schutze einer Gruppenbildung stehen jene Fakten einer durchgreifenden Lenkung durch den erstarkenden Apparat entgegen. Brecht und seine reflektierten Kompromisse geben neben einigen anderen ein herausragendes, aber eben kein allgemein gültiges Beispiel ab. Das politische Ineinandergreifen von Entfaltung und Lenkung wird leider nicht hinreichend erklärt.

Der Blick auf die Kulturlandschaft Ost findet in den einrahmenden Beiträgen Entsprechungen im Westen. Da sind zunächst die beiden Beiträge der Herausgeber zu nennen »Tendenzen der Literaturdistribution in der Bundesrepublik Deutschland durch Bücher und Zeitschriften« (Monika Estermann) und »Buch und Literatur im Hörfunkprogramm der Landesrundfunkanstalten« (Edgar Lersch). Während Estermann die bestimmenden Faktoren ihres Sujets zu ermitteln sucht (Produzenten, Kritik, Programm, Konkurrenz), bezieht sich Lersch auf die im Literaturprogramm herausgebildeten Genres (Hörspiel, Literaturlesung, Buchbesprechung, Essay). Wieviel schwerer hier ein methodischer Zugriff für den Rundfunkforscher ist, verhehlt Lersch nicht, und die begrenzte Aussagekraft quantitativer Daten ist evident. Dennoch verweist auch dieser Beitrag auf umfangreiche Überlieferungen und auf die Herausforderung, einzelnen Aspekte genauer nachzugehen. Lersch stellt die notwendigen weiterführenden Forschungsfragen, und schon deshalb ist sein Beitrag lesenswert.

Die Einzelstudien »Agenten, Konkurrenten und die Gruppe 47« (Horst Ohde), »Das Medium wandelt sich, die Autoren bleiben« (Hans-Ulrich Wagner), »Das Hörspiel als Buch« (Gunther Nickel) und »Literatur-Rundfunk-Zeitschrift« (Bernhard Fischer) bilden noch einmal einen starken Block westdeutscher Kulturlandschaft. Wagner schnürt ein Thesenpaket, in dem interessante Belege für die Bedingungen zu finden sind, unter denen jene Schriftsteller ins Rundfunkprogramm kamen, die mit diesem Medium bereits vertraut waren und nun, nach dem Krieg, an ihre Erfahrungen anknüpfen konnten. Die Beiträge von Nickel und Fischer beleuchten Aspekte, die in der historischen Betrachtung und in dem Bemühen um einen Überblick schnell verloren gehen; gut, daß sie hier eingebunden sind. Anders dagegen die Beschäftigung mit der Gruppe 47. Einmal mehr wird hier ein erhellendes Schlaglicht auf die westdeutsche Kulturlandschaft und ihre Positionen geworfen, vertreten durch Schriftstellerpersönlichkeiten, die gemeinsam oder rivalisierend die literarische und publizistische Szene beherrschten.

Im Unterschied zur Tagung, auf der der Vortrag des Historikers Axel Schildt den Abschluß bildete, liefert er – ebenso wie beim ersten Band – zum Einstieg das Panorama für die Ideenlandschaft der damaligen Zeit:¹ »Ein Jahrzehnt des Wiederaufbaus und der Modernisierung«. Schildt arbeitet an einer präzisen Definition und entwickelt die soziographische Struktur dieses Jahrzehnts. Hier findet sich denn auch der Ansatz für eine Komparatistik, dem die einzelnen Beiträge dienen sollen. Daß gerade diese zehn Jahre, in denen die Waffen des Kalten Krieges geschmiedet und geschärft wurden, in denen Eiszeiten und Tauwetterperioden das diplomatische Klima wechselweise bestimmten, dennoch mehr Gemeinsamkeiten aufzuweisen haben, als der oberflächliche Rückblick es vermuten ließe, dafür sind in diesem Band wichtige Hinweise zu finden. Das Buch zur Tagung, Dokumentation, Zugriff und im Wortsinn Nachlese erfüllt somit seine Funktion, die nicht zu verachten ist. Die dritte Tagung »1968 und die Folgen« hat inzwischen 1998 stattgefunden, so daß der dritte Band nicht allzulange auf sich warten lassen dürfte und darf.

Sabine Schiller-Lerg, Münster

¹ Vgl. die Rezension in: RuG Jg. 24 (1998), H. 2/3, S. 177f.

Ulrich Saxer/Ursula Ganz-Blättler **Fernsehen DRS.**

Werden und Wandel einer Institution. Ein Beitrag zur Medienhistoriographie als Institutionengeschichte (= Reihe Diskussionspunkt, Bd. 35). Zürich: IPMZ 1998, 198 Seiten.

Das vorzustellende Buch geht auf ein Projekt am Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich in den Jahren von 1994 bis 1996 zurück und wird unter dem explizit formulierten Anspruch veröffentlicht, beispielhaft für eine stärker theoriegeleitete Mediengeschichtsschreibung zu sein. Dafür wird konsequent Rekurs »auf die publizistikwissenschaftliche Theoriefähigkeit des Institutionenkonzepts und sein Erklärungspotential für den Medienwandel« (S. Vlf.) genommen. Ideell – d.h. hinsichtlich des breiten Zugangs zu den Materialien – und auch materiell – für die Veröffentlichung – unterstützt wurde das Unternehmen vom Projekt »Geschichte der SRG« unter Leitung von Markus T. Drack, dessen Mitarbeiter in absehbarer Zeit mit einer übergreifenden Gesamtdarstellung der Geschichte des Rundfunks in der Schweiz an die Öffentlichkeit treten werden.

Saxer hat in einem Grundsatzbeitrag¹ einmal ausgeführt, daß mit Hilfe von »interessante[n] Hypothesen« die Kommunikationswissenschaft bei der Adaption zentraler systemtheoretischer Konzepte »dank deren integrierendem, erklärendem oder jedenfalls illuminierendem Potential« zahlreiche Hilfestellungen finden könne. Lassen sich – so fragt man sich mit Blick auf das vorliegende Buch – auch komplexe Zusammenhänge wie der zwischen dem Gesellschafts- und dem Mediensystemen, zwischen dem politischen System und den Medien nicht nur postulieren, in Homologien beschreiben, sondern auch in ihrem Bedingungs- und Begründungsgefüge erklären? Zu fragen

ist in diesem Zusammenhang auch, inwieweit der in der Systemtheorie so zentrale Gesichtspunkt der Selbstreferentialität – das ausdifferenzierte Medien- bzw. Rundfunksystem reproduziert sich teilweise in seinen Funktionen selbst – einen Faktor für Erklärung und Begründung von »empirisch« beobachteten Entwicklungen darstellt.

Nach eigenem Anspruch haben die Autoren bzw. Bearbeiter der Studie die Absicht, »deduktiv die von der publizistikwissenschaftlichen scientific community bereits als grundsätzlich anerkannten Struktur- und Funktionsregelhaftigkeiten auf diesen konkreten Fall [DRS] an[z]uwenden (...) und erneut auf ihre Richtigkeit« zu prüfen (S. 38) bzw. das »Problemlösungs- und -schaffungspotential institutionengeschichtlicher [sic] Forschung« (S. 41) zu erproben. Wie mir jedoch scheint, klafft zwischen diesem Anspruch sowie den nicht näher spezifizierten systemtheoretischen, handlungs- und genretheoretischen Postulaten der institutionen- und kommunikatororientierten Forschung, der Programm- bzw. »Inhalts«-Analyse sowie der wissenschaftlichen Bemühungen um Rezeption und Wirkung des Rundfunks in der Schweiz und den formulierten Ergebnissen der Studie eine beträchtliche unausgefüllte Lücke. Denn die aufgeführten »sieben forschungsleitenden Thesen« sind am »empirischen« Material gewonnen und repräsentieren eine klassisch-historische (Kurz-)Beschreibung der Entwicklung der Rundfunkinstitutionen in der Schweiz. Die spezifische Leistung von Systemtheorie als Erklärungs- und Begründungshilfe für die Besonderheiten der Entwicklungen im Medien- bzw. Rundfunksystem der Schweiz ist nicht zu erkennen bzw. die Formulierungen sind von einer derartigen Allgemeinheit, daß sich dieser Versuch darin erschöpft, neue Begriffe zu verwenden, wie an einigen Beispielen deutlich wird:

Welche interpretative Kraft hat noch eine Feststellung wie, daß »institutionelles Werden von Rundfunk in Demokratien von staatlichen aber auch von wirtschaftlichen und endlich auch von kulturellen Regulationsmechanismen abhängig« ist bzw. der »institutionelle Wandel von Rundfunk zwingend von staatlicher Medienpolitik gesteuert« wird. Ähnliches gilt für die zweite These: »Autoritäre und totalitäre Institutionalisierungen [intensivieren] den staatlichen Einfluß, liberale Institutionalisierungen und Deregulierung« reduzieren ihn. Eine dritte These stellt fest, daß »institutioneller Wandel in Richtung Expansion (Diversifikation) Anschlußprobleme im Binnenbereich zur Folge [hat]. Gemäß innovationstheoretischen Befunden stoßen Strategien der Diversifikation regelmäßig erst auf Widerstand, ehe sie – unter Umständen – Akzeptanz finden.« (S. 43)²

Vertieft man sich in die dann folgenden vier sogenannten empirischen Teile der Arbeit, so werden im ersten Abschnitt die »Ausdifferenzierung rechtlicher Rahmenbedingungen des schweizerischen Rundfunks« beschrieben, d.h. wie bei mancherlei Irrungen und Wirrungen, Fehlversuchen und Winkelzügen der Artikel 55 – der Medienartikel – seinen Platz in der schweizerischen Bundesverfassung endgültig 1984 durch eine Volksabstimmung fand. Dabei wird nicht ersichtlich, was zu diesem Gang der Ereignisse bzw. für den konkreten Verlauf der Debatte die System-

theorie an Erklärungen und Begründungen beizutragen hat.

Ähnliches gilt für den zweiten Abschnitt. In ihm ist von den Schwierigkeiten die Rede, wie das mit höherem technischen und damit auch ökonomischen Aufwand betriebene und daher zu zentralen, übergreifenden Strukturen tendierende Fernsehen in den institutionellen Zusammenhang des föderal und dezentral organisierten Schweizer Radios zu integrieren war. Widerstand kam vor allen von den als Träger der Rundfunkeinrichtungen fungierenden regionalen Radiogenossenschaften, aber auch quasi von einem trojanischen Pferd in den eigenen Reihen der Dachorganisation des Rundfunks, der SRG. Mit kulturkritisch gewandeter Polemik focht der einflußreiche Berner Studiochef und Radiopionier Kurt Schenker in den 50er Jahren gegen die Einführung des Fernsehens in der Schweiz. Man kann diesen – z.B. in Deutschland in der Form nicht feststellbaren – Konflikt, wie die Autoren der Projektstudie etwas umständlich, als »Integration und Erhaltung struktureller Identität« umschreiben und seine Überwindung als »binneninstitutionelles Problemlösungsvermögen« bezeichnen. Aber was ist damit gewonnen, will man das Verhalten dieses konservativ orientierten Mitarbeiters und sein z.T. seinem Arbeitgeber gegenüber illoyales Beharrungsvermögen erklären und sich nicht mit der Konstatierung eines eher skurrilen Einzelfalles begründen?

Ähnliches gilt für die in einem dritten Untersuchungsschritt mit beträchtlichem Aufwand an neuer Begrifflichkeit beschriebene Phase des Schweizer Rundfunks, in der es galt, bei der Rekrutierung des Personals die Anforderungen an zielgerichteter Ausbildung und Professionalisierung im Berufsalltag zu erhöhen. Rundfunkspezifische oder gar jeweilige Schweizer Besonderheiten, Verspätungen oder Vorzeitigkeiten gegenüber der Entwicklung im übrigen Europa bei der Lösung dieses Problems werden jedoch nicht durch systemtheoretisch fundierte Erklärungsmuster interpretiert.

Schließlich wird viertens wiederum nicht mit Hilfe (system-)theoretischer Konzepte näher begründet, daß es – einmal abgesehen von der Konkurrenzsituation – immer schwieriger wird, die »nach erheblichen Institutionalisierungsschwierigkeiten zwar zu einer gewissen Balance zwischen Programmnorm und -praxis« entwickelte »Programmrealität« nicht Gefahr laufen zu lassen, »immer unvereinbarere Elemente vereinigen zu müssen und dadurch an Effizienz einzubüßen.« Welche Wechselwirkungen bei dieser Entwicklung zwischen dem Gesellschafts- und dem Mediensystem in der Gegenwart am Werke sind, wäre nun gerade ein systemtheoretisch zu erklärendes Phänomen. Aber auch in diesem Zusammenhang werden keine Erläuterungen präsentiert, bei denen verallgemeinernde Theorieansätze von Belang sind.

Ein Hinweis in der abschließenden »Bilanz und Forschungsagenda« bestärkt den Rezensenten in der Überzeugung, daß der Versuch einer theoriegeleiteten Medien- bzw. Rundfunkgeschichtsschreibung im vorliegenden Fall nicht gelungen ist (wobei damit im übrigen keine grundsätzliche Ablehnung bzw. Bedenken gegen theoriegeleitete Vorgehensweisen intendiert ist). Es wird eingeräumt, daß die »institutionen-

geschichtliche Rekonstruktion (...) zu immer interpretationsoffeneren Befunden« führt (S. 145). Dabei müsste es gerade die Leistung dieser Vorgehensweise sein, diese Offenheit einzuschränken. Vielleicht reduziert sich der Sinn des ganzen Unternehmens auch auf die »Entwicklung einer möglichst allgemeinen konsensfähigen Grundbegrifflichkeit«, die »interpretatorische Beliebigkeit« (S. 146) eindämmen hilft. Selbst wenn man einräumt, daß jeweils auch in die selbstverständlich verwendeten, vermeintlich aus dem Alltagszusammenhang stammenden wissenschaftlichen Begriffe – manchmal erkennbar, häufig auch verborgen – komplexere Grundannahmen, Theoriekonzepte einfließen und dies immer wieder reflektiert werden muß: Dieses Ergebnis der Studie wäre mit Blick auf den eingangs erhobenen Anspruch doch als zu gering einzuschätzen.

Edgar Lersch, Stuttgart

- 1 Ulrich Saxer: Systemtheorie und Kommunikationswissenschaft. In: Roland Burkart: Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. Wien 1992, S. 91 - 112, hier S. 96 und auch 107.
- 2 Die weiteren Ausführungen lauten: »4. Institutionelles Werden und institutioneller Wandel prägen sowohl die organisatorische Gesamtstruktur als auch diejenige von Subsystemen. 5. Institutionelles Werden und institutioneller Wandel hinterlassen deutlich Spuren in der Leistungsstruktur, im Output, und zwar sowohl insgesamt also in diesem Fall im Gesamtprogramm der SRG wie in Teilbereichen, also in regionalen Programmangeboten und einzelnen Sendegefäßen. 6. Unmittelbar spiegeln sich institutionelles Werden und institutioneller Wandel in Selbst- und Fremdbildern (Images) der Institution wider. Die institutionelle Strategie ist dabei regelmäßig darauf gerichtet, Fremdbilder, hier z.B. in öffentlichen Debatten artikulierte oder in Publikumsreaktionen aufscheinende, mit institutionellen Selbstbildern in Übereinstimmung zu bringen, stehen doch Institutionen zumal in neuerer Zeit unter beständigem Legitimationsdruck. 7. Entinstitutionalisierung ist erst dann gegeben, wenn Institutionen ihre strukturelle Identität dermaßen verändern, daß sie z.B. nicht mehr als »Rundfunk« oder als »Fernsehen« im Sinne einer massenmedialen Veranstaltung angesprochen werden können.«

Stefan Münker/Alexander Roesler (Hrsg.) Televisionen.

Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1999,
240 Seiten.

»Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist auch die Geschichte eines Mediums: des Fernsehens«, heißt es in Klappentext und Einleitung, doch eine Geschichte des Fernsehens wird von den beiden Herausgebern, die zuvor mit einem Sammelband »Mythos Internet« reüssierten, nicht geliefert. Statt dessen bietet der Band eine Sammlung diverser Innen- und Außenperspektiven, wobei sich eine eigentümliche Spannung von der »Archäologie des Fernsehens« zum Cyber TV und zu einem Bereich »jenseits des Bildschirms« ergibt. Es ist die auch in den »neueren Medientheorien« von Bolz und anderen beliebte Darstellungsfigur, das Fernsehen von seinen Randfeldern und Skurrilitäten her anzugehen und die zentralen Aspekte, wie sie die Rundfunkgeschichtsschreibung seit Jahren untersucht, auszuklammern. Zu fragen ist, welche Akzente der Sammelband neu setzt.

Die Beiträge sind mehr als heterogen. Kerstin Bergmann und Siegfried Zielinski tragen einige Facetten zur Technikgeschichte bei, die so noch nicht beschrieben wurden. Die Autoren sehen für die allerneueste Entwicklung hin zum Netzmedium historische »Vorbilder« in der Technikentwicklung im 19. Jahrhundert. Das Interessanteste sind jedoch einige eher nebenbei geäußerte Einschätzungen. So scheint Siegfried Zielinski, der 1989 noch eine Verschmelzung von Kino, Fernsehen und Computer in einem neuen Medium der »Audiovision« prognostizierte, jetzt von einer »Gründungsphase separater und verknüpfter medialer Apparate und Systeme« auszugehen. Damit wird auch eine mediengeschichtliche Konstruktion notwendig, die Kino und Fernsehen nicht mehr nur als »Zwischenspiele in der Geschichte« (Zielinski 1989) versteht. Hier hätte sich der Leser mehr grundsätzliche Ausführungen gewünscht.

Als ein medienhistorisch angelegter Beitrag versteht sich auch ein 1998 ausgestrahltes und hier nun abgedrucktes Interview von Alexander Kluge mit Peter Paul Kubitz, einem der Organisatoren der Oberhausener Fernsehhausstellung. Das ehemalige Fernsehinterview wirkt in diesem Sammelband zwangsläufig weniger lebendig und hätte als Nachdruck zumindest einen Quellennachweis verdient. Da dieser fehlt, fragt sich der Leser, ob nicht auch andere Beiträge irgendwo anders schon einmal erschienen sind.

Mit einem der Programmgenres des Fernsehens beschäftigen sich die Duisburger Medienwissenschaftler Udo Göttlich und Jörg-Uwe Nieland, indem sie eine neue kulturbezogene Einschätzung der Soaps anbieten und damit die Theoriediskussion über diese neueste Serienform bereichern. Ihre Überlegungen zum Kult-Verständnis und zur Erlebniskultur sind überzeugend und in sich mehr als plausibel. Die »Zeit«-Kritikerin Barbara Sichtermann liefert eine überlegenswerte Einschätzung der Transformation des Fernsehens vom einzelnen Medienereignis zum Tagesbegleitmedium, wobei man sich mehr Indizien für ihre Transformationsthese gewünscht hätte.

Volker Panzer (über Kulturmagazine im Fernsehen) und Helmut Thoma (über die Zukunft des Fern-

sehens) liefern Innenperspektiven von Machern und zeigen wie unterschiedlich diese sein können: Panzer ist pointensicher, selbstironisch und auch in den Details kenntnisreich und in den Formulierungen fast schon elegant. Er zeigt, wie reflexiv auch eine Innensicht sein kann. Den Verdacht, daß sich manch ein Macher dabei von den Legitimationszwängen offenbar nicht frei machen kann, zeigt der Beitrag von Thoma. Er vertritt noch einmal die auch durch mehrfaches Wiederholen nicht richtiger werdende These, daß allein die privatrechtlichen Anbieter die Interessen der Zuschauer berücksichtigen, bevor er dem Fernsehen auch für die Zukunft eine Existenzberechtigung verheißt. Interessant ist Thomas Argumentationsvolte, daß das angebliche öffentlich-rechtliche Desinteresse am Zuschauer damit korrespondiere, daß auch die Intendanten nicht direkt von den Zuschauern gewählt werden würden. Im Umkehrschluß hieße das, daß bei den privatrechtlichen Sendern die Zuschauer die Fernsehdirektoren wählen und abwählen. Davon ist bislang nichts bekannt, und meines Wissens haben auch die Kapitaleigner von RTL Herrn Thoma als Generaldirektor in die Wüste geschickt. Aber vielleicht sind das die Zuschauer, die einzig zählen. PR-begabte ehemalige Fernsehdirektoren, so ist hier zu lernen, sind eben nicht unbedingt auch überzeugende Medientheoretiker.

Vom Rand her, von den Übergängen zum neuen Netzmedium, nähert sich eine weitere Gruppe von Beiträgen des Bandes dem Fernsehen, wobei sich der durch die Einleitung auf die Geschichte des Fernsehens eingestimmte Leser enttäuscht zeigen wird, weil es jetzt nur noch um die Zukunft der neuen Medien geht, die teils in spekulativen, teils in einzelnen Projekten aus hochgerechneten Szenarien her eine digitale Zukunft ausmalen. John Wyvers Beitrag über die partizipatorische Entwicklung im digitalen Bereich ist sehr informativ, ebenso Derrick de Kerckhoves Überlegungen zum Verschmelzen von Internet und Fernsehen.

Die Beiträge der beiden Herausgeber zeigen denn auch, daß deren Arbeitsschwerpunkte stärker im theoretischen als im historiographischen Bereich liegen. Alexander Roesler bemüht sich um eine Aktualisierung eines semiotischen Ansatzes, in der er sich mit den Arbeiten von Charles S. Peirce beschäftigt. Stefan Münker liefert einen »Epilog zum Fernsehen«, der mit dem markigen Satz »Die Ära des Fernsehens geht zu Ende« beginnt.

Knut Hickethier, Hamburg

Klaus Neumann-Braun (Hrsg.)

VIVA MTV! Popmusik im Fernsehen.

Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, 350 Seiten.

Der Sammelband zur »Geschichte, Ästhetik und Ökonomie von Popmusik im Fernsehen« (Klappentext) ist ein insgesamt wichtiger und notwendiger Beitrag für den deutschen Sprachraum, der den vielschichtigen Diskurs über Videoclips zu strukturieren und bereichern hilft.

Im einleitenden Text des Herausgebers und Axel Schmidts wird ein fundierter Überblick über die nationale und internationale Literatur gegeben, wobei auch

Desiderate der Forschung herausgestellt werden. Zu nennen ist hier zunächst die zu geringe Berücksichtigung der Einbettung von Videoclips in den Kontext des Fernsehens. Videoclips werden im Musikfernsehen – wie im Radio die einzelnen Musiktitel – nicht als singuläres Ereignis präsentiert, sondern zu größeren ästhetischen Einheiten mit anderen Clips, der Moderation, den Jingles usw. zusammengefügt.

Ein weiteres wichtiges Desiderat betrifft die Rezeption von Videoclips. Es fehlt u.a. an »ausgearbeiteten kognitionspsychologischen Theorien, die der Informationskomplexität von Clips gerecht werden« (S. 24) könnten. Zahlreiche Studien aus dem Umfeld der Cultural Studies haben herausgearbeitet, daß bei der Rezeption auch die aktiven und produktiven Momente der Auseinandersetzung mit Medienprodukten zu berücksichtigen sind, d.h. es gibt Spielräume der Bedeutung von Medien für ihre Nutzer, die »ausgehandelt« werden. Bislang liegen jedoch kaum Studien vor, die dies im Hinblick auf die Videocliprezeption konkretisieren und überprüfen. Zur kritischen Auseinandersetzung mit dieser Forschungstradition und poststrukturalistischen Ansätzen sind besonders die Texte von Ulrich Wenzel und Eggo Müller lesenswert.

In den weiteren zwölf Artikeln des Sammelbandes spiegeln sich diese Defizite der Forschung in dem Sinne wider, daß sie sich in ihrer Mehrzahl auf die Analyse einzelner Videoclips konzentrieren. Daneben finden sich jedoch zwei Beiträge, die sich an den Beispielen von MTV und VIVA mit der Geschichte und Machart des Musikfernsehens auseinandersetzen (Axel Schmidt; Lutz Hachmeister/Jan Lingemann). Ein weiterer Beitrag trägt akribisch alle verfügbaren Daten zur Nutzung und Rezeption des Musikfernsehens zusammen (Michael Schmidtbauer/Paul Löhr).

Die Videoclipanalysen machen in ihrer Pluralität der Herangehensweisen deutlich, wie vielschichtig das Phänomen »Videoclip« ist. Besonders angesprochene InterpretInnen sind u.a. Madonna (Ramona Curry), Michael Jackson (Kobena Mercer), Prince (Michael Altrogge; Michael Barth/Klaus Neumann-Braun), Robert Miles (Achim Doderer/Klaus Neumann-Braun), Members of Maydays (Michaela Pfadenhauer) und Prodigy (Eva Schmidt). Hans J. Wulff setzt sich mit »authentisch simulierten Rockvideos« auseinander. Die Pluralität der Herangehensweisen ist u.a. den unterschiedlichen Berufsfeldern geschuldet, in denen die AutorInnen tätig sind (Psychologie, Soziologie, Medienforschung, Pädagogik, Germanistik, Unternehmensberatung usw.). Auch wenn die AutorInnen überwiegend aus dem deutschen Sprachraum stammen, berücksichtigen sie internationale d.h. vor allem die umfängliche angelsächsische Literatur zum Thema. Da neben Originalbeiträgen auch »klassische Texte« als Reprints aufgenommen wurden, kann der Gang der Diskussion auch aus historischer Perspektive verfolgt werden.

Wie die meisten Sammelbände ist auch »VIVA MTV!« heterogen, was die Qualität und Originalität der einzelnen Beiträge angeht, dies ändert jedoch nichts an der anfangs ausgesprochenen Beurteilung. Mir ist derzeit keine andere Publikation bekannt, die – bei guter Lesbarkeit aller Beiträge – eine vergleichbare Fülle an interessanten Darstellungen enthält.

Thomas Münch, Oldenburg

Martin Henkel**Seele auf Sendung.**

Die Tricks der Talkshow-Tröster Hans Meiser, Ilona Christen und Jürgen Fliege.
Berlin: Argon 1998, 260 Seiten.

Meiér**Talkshows sind was Wunderbares.**

Essen: Klartext 1997, 88 Seiten.

Susanne Meyer-Büser/Bernhart Schwenk (Hrsg.)**Talk. Show.**

Die Kunst der Kommunikation.
München: Prestel 1999, 144 Seiten.

Talkshows im Alltag von Jugendlichen.

Der tägliche Balanceakt zwischen Orientierung, Amüsement und Ablehnung (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für privaten Rundfunk Nordrhein-Westfalen, Bd. 32).
Opladen: Leske+Budrich 1999, 557 Seiten.

Andrea Claudia Hoffmann**Öffentlichkeit als Therapie.**

Zur Motivation von Daytime-Talkgästen.
München: KoPäd 1999, 176 Seiten.

Klaus Plake**Talkshows.**

Die Industrialisierung der Kommunikation.
Darmstadt: Primus Verlag 1999, 176 Seiten.

Ein Programmformat, dessen Aufstieg eng an die Erfolgsgeschichte des privaten Rundfunks in Deutschland gekoppelt ist, hat in der letzten Zeit erhöhte wissenschaftliche, aber auch medienkritische Beachtung erfahren: der Daily Talk. In den Zeiten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks vor allem als seriöser Promi-Talk gepflegt und in dieser Form bereits bis an die Ursprünge des Fernsehens zurückzuverfolgen, firmiert die mit Hans Meiser im Jahr 1992 initiierte Sendeform heute sowohl als Gegenstand des kulturkritischen Fernsehfeuilletons als auch als Diskursivierung beispielloser Demokratisierung medialer Teilöffentlichkeiten. Darüber hinaus – und hier zeigt sich am Gegenstand der Talkshows die zunehmende Integration des Fernsehens in die Lebenswelt – bildet das Talkshow-Business die geeignete Vorlage für z.B. Romane, TV-Persiflagen und künstlerische Abschlußarbeiten.¹

Die in den 70er Jahren begonnene und – im monographischen Bereich – vor allem in den letzten zwei Jahren intensiver gewordene Auseinandersetzung fokussiert mit unterschiedlichen Analysestrategien auf divergierende Teilaspekte – und spiegelt zudem auch die wissenschafts-methodische Pluralisierung der letzten Jahre.

Neben dem ironisch-spöttischen bis essayistischen Vergnügen ohne tieferen Erkenntnisgewinn finden sich u.a. soziologische Betrachtungen zur Industrialisierung der Kommunikation – wie sie in der Legebatterie Hürth (Köln) ihren topographischen Niederschlag findet –, Überlegungen zur Motivation von

Daytime-Talk-Gästen (auf der Basis von Interviews) und jüngst erschienen – ebenfalls auf der Basis qualitativer Studien – Fragen nach der Bedeutung von »Talkshows im Alltag von Jugendlichen. Der tägliche Balanceakt zwischen Orientierung, Amüsement und Ablehnung«. Aber auch – wie in dem Ausstellungskatalog »Talk. Show. Die Kunst der Kommunikation« – eine von den Talkshows ausgehende künstlerisch-ästhetische Reflexion der Erscheinungsweise der Kommunikation am Ende des 20. Jahrhunderts.²

Zur Kategorie des spöttischen Traktats, der die Talkshow zwischen »Vernichtung von Sendezeit« (Meiér, S. 11) und »Wortgiftmüll« (Meiér, S. 13) verortet und über das augenblickliche Lächeln hinaus keine tieferen Erkenntnisse bietet – und wahrscheinlich auch gar nicht will – muß das schmale Bändchen von Meiér »Talkshows sind was Wunderbares« gerechnet werden. Es versammelt zwischen mehr oder weniger thematisch gebündelten Stilblüten eine nicht weniger große Anzahl nichtssagender Pressebilder. Diese werden von einem auf Effekte ausgerichteten Elaborat umrahmt, das – so scheint es jedenfalls – der quantitativen Wortgewalt der Talkshows ein qualitatives Adäquat entgegenen will.

Einen seriöseren und auch vom Umfang Vollständigkeit suggerierenden Charakter vermittelt die Publikation von Martin Henkel, der zwischen Essay und populärwissenschaftlicher Diktion schwankend, die Formate »Fliege«, »Hans Meiser« und »Ilona Christen« untersucht. Der Autor versucht ein breites thematisches Spektrum abzudecken. Er verweist auf mögliche therapeutische Effekte bei den Gästen, auf die bereits von Gary Bente und Bettina Fromm³ festgestellten Merkmale der Personalisierung und Emotionalisierung, betont die möglichen Zusammenhänge von neuer Öffentlichkeit und 68er Revolution, gibt eine Übersicht der Themen, fragt nach der (aufklärerischen) Bedeutung des Gesprächs, dem Verhältnis von Fernsehen und Wirklichkeit, dem Zusammenhang von Psychoanalyse und Talkshow und thematisiert die Repräsentation der Frau in Talkshows. Allerdings fehlt seinen umfangreichen, mitunter betont subjektiven Überlegungen, die er an die ausführliche Beschreibung einzelner Sendungen und deren Verlauf anschließt, die letzte analytische Schärfe, die über die Medienkritik und erste überlegenswerte Eckpunkte hinaus das Vergnügen an und das Bedürfnis nach diesen Formaten schlüssig klären kann.

Eine stärker systematisierte und weniger am Einzelfall als am Gesamtphänomen interessierte Studie legte der Hamburger Erziehungssoziologe Klaus Plake mit seiner Publikation »Talkshows. Die Industrialisierung der Kommunikation« vor, in der es ihm um die »TV-Gesprächskultur und ihre Einpassung in die sozialen Strukturen und das Denken der Gegenwart« (S. 11) geht. Plake setzt neben der Diskussion von Personality-Shows und der Frage von Macht, Herstellung von Öffentlichkeit – auch im Ländervergleich USA-Deutschland – einen Schwerpunkt auf die biographisch-subjektive Dimension der Talkshows. Auch stellt er einen Trend zur Intimisierung und vor allem zur Informalisierung, d.h. zur selbstbestimmten Preisgabe der Intimität fest und macht das therapeutisch-anmutende Setting der Shows für die Offenheit der Gäste, deren unterschiedliche Motive er ebenso wie

Hoffmann in »Öffentlichkeit als Therapie« feststellt, verantwortlich. Nach einer historischen Annäherung korreliert er seine typologische Systematisierungen (Debatten-, Personality- und Bekenntnisshows) mit psychologischen Funktionszuweisungen (Intellektuelle Anregung, Eskapismus und Versöhnung, Mitleid, Lebenshilfe). Darüber hinaus stellt er eine zunehmende Hybridisierung von Unterhaltung und Berichterstattung, aber auch der Formen Fernseh-Entertainment und persönliches Gespräch in informellen Zusammenhängen fest. Aus diesen analytischen Kategorien entwickelt er seine zentrale These, in der er davon ausgeht, daß der Erfolg der Talkshows in der Annäherung von Alltag und Talkshow bestehe. Dies geht soweit, daß er, ausgehend von der These, daß das Zusammenleben in unserer Gesellschaft immer weniger durch physische als durch psychische Verständigungs- und Sanktionsmuster und damit durch »Verabredungsgeflechte« hergestellt werde, schreibt: »Die Bereitschaft, sich in die Lebensgeschichte anderer einzufühlen, ergibt sich aus der Ungewißheit der eigenen Zukunft in einer Gesellschaft, die Normalbiographien immer weniger bereithält.« Und an anderer Stelle formuliert er zugespitzt: »Wenn mit der Individualisierung die Verwirrungen, die zu Knoten sich windenden Verflechtungen und die überraschenden Ereignisse zunehmen, dann steigt auch die Bedeutung des Gesprächs und die seiner industriellen Variante des Talks.« (S. 124) Wichtig ist dem Erziehungssoziologen jedoch eine weiterhin bestehende Existenz und Bedeutung des »realen« Alltags und des inszenierten, auf Show ausgerichteten und falsche Versprechungen machenden Fernsehprogramms. So warnt er denn auch, nach einigen mehr als diskussionswürdigen Bemerkungen zu Talk und Chat im Internet, abschließend vor der Gefahr, daß »TV-Formate im persönlichen Informations- und Meinungsaustausch formgebend wirken.« (S. 168)

Als Nachfolgerin zu der 1997 erschienenen Arbeit »Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkungen« mit einem Fokus auf die Bedeutung von »Talkshows im Alltag von Jugendlichen« positioniert sich die gleichnamige Studie von Ingrid Paus-Haase, Uwe Hasebrink, Uwe Mattusch, Susanne Keuneke und Friedrich Krotz. Die Stärke der ersten Studie lag vor allem in der Parallelisierung verschiedener ähnlich gelagerter Programmformate, die sich in ihrer Struktur und inhaltlichen Anlage durch die Elemente Personalisierung, Intimisierung, Emotionalisierung und die Betonung des Authentischen auszeichneten. Die mit großem organisatorischen und differenziert wissenschaftsmethodologischen Aufwand durchgeführte zweite Untersuchung richtete ihren Blick vor allem auf den Aspekt des Jugendschutzes, d.h. die Rezeptionsweise bei 12- bis 17-jährigen bzw. deren biographisch und sozialkognitiver Integration von Talkshows in ihren Alltag. Nach einer Einführung, der Darstellung des theoretischen Hintergrunds, der Methodologie und des Designs der Studie folgt als erster analytischer Teil eine Produktanalyse für die Angebotsform »Tägliche Talkshow«. Diese zunächst nach Programmanbietern und später nach einzelnen im Hinblick auf die Relevanz bei Jugendlichen ausgewählten Sendungen (»Bärbel Schäfer«, »Birte Karolus«, »Arabella«, »Andreas Türck« und »Sonja«) verdeut-

licht die personale und inhaltliche Variationsbreite im Rahmen eines festgefügteten Sendungskonzeptes. Nachdem aufgrund von GfK-Daten der tatsächliche Umfang von Sehdauer, Marktanteil und Reichweite der 12- bis 17-jährigen im Vergleich zu anderen Formaten als nachrangig gekennzeichnet wurde, gibt diese quantitative Untersuchung auch Aufschluß über die Themenpräferenzen der Jugendlichen. Hier wird deutlich, daß vor allem die Sendungen mit einer größeren jugendlichen Zuschauerschaft rechnen können, die ihre Themen in den Bereichen Körper/Schönheit/Mode und ungewöhnliche Lebensstile situieren – und nicht, wie möglicherweise annehmbar, in den Bereichen Sexualität und Gewalt.

In einer aufwendig gehaltenen Befragung der Jugendlichen in Einzel- und Gruppeninterviews kristallisierten sich zudem verschiedene Nutzertypen der Talkshows heraus. Dieser wird hauptsächlich von der sozial-kognitiven Entwicklung und dem biographischen Kontext bestimmt und zieht eine differenzierte Funktion, Bedeutung und Integration in den Alltag nach sich. In der Widerlegung einer vorschnell untersuchten Wirkungskausalität zeigt sich hier einmal mehr die Notwendigkeit einer genauen Analyse. Jedoch – und dies ist auch ein Fazit der Verfasser – seien damit nicht sämtliche Bedenken seitens des Jugendschutzes aus dem Weg geräumt. Es gilt ein Augenmerk auf die Jugendlichen zu richten, die nicht über eine distanziert reflektierte Medienkompetenz verfügen und Inhalte dieser Formate als Teile authentischer Wirklichkeit begriffen und dementsprechend in ihre Lebenswelt und -entwicklung integrieren.

Nicht den Zuschauer und dessen Motivation, sondern den Talkshowgast und dessen Auftrittsmotive hat Andrea Claudia Hoffmann in ihrer Diplomarbeit unter die Lupe genommen. Die Autorin legt eingangs eine umfassende und kritische Würdigung der bis dato erschienenen Literatur zum Phänomen Daily Talk vor und entwirft ein Konzept für ihre prä- und postsituationalen Auftrittsbeurteilungen. In einer nichtrepräsentativen Studie, die auf der Befragung von Talkshowteilnehmern vor und nach der Sendung fußt, extrahiert Hoffmann sechs zentrale Motivationsgründe: (1) Problembewältigung; (2) Soziale Ressourcenaktivierung – mit den Unterpunkten Ausbruch aus der Isolation, Erhöhung des sozialen Einflusses und Bereitschaft an bestimmte Menschen; (3) Selbstwerterhöhung – mit den Unterpunkten Bestätigung von außen und Selbstbeweis; (4) Identitätsmanipulation – mit den Unterpunkten Mitteilung erwünschter Identitätsdimension und Beweisbeschaffung zur Identitätskonstruktion; (5) Interaktion mit TV-Personen – mit den Unterpunkten Senderbezug und Beziehungen zu TV-Personen und (6) Teilhabe an Öffentlichkeit. Die von Hoffmann vorgetragenen Fälle überzeugen in der Darstellung und Analyse und geben sicherlich – wenn auch keinen statistisch abgesicherten, so aber doch einen ersten – Einblick in die differenzierten und je nach biographisch-sozialisatorischer Situation unterschiedlichen Motivationen zur Teilnahme an Talkshows.

Daß die Talkshows als Kommunikationsereignis nicht nur eine analytische Herausforderung für die Wissenschaft, sondern auch eine Ursache ästhetischer Auseinandersetzung im Bereich der bildenden

Kunst darstellen, darauf sei abschließend hingewiesen. Der Charakter der bereits in Wuppertal gezeigten und noch bis zum 8. Januar 2000 im Haus der Kunst in München zu sehenden Ausstellung »Talk. Show« wird am treffendsten durch ihren Untertitel »Die Kunst der Kommunikation in den 90er Jahren« beschrieben. Zwar legen die Herausgeber und die Autoren des aufwendig gestalteten Ausstellungskatalogs in ihren bisweilen spitzfindigen, aber medientheoretisch spannenden und nachdenkenswerten Ausführungen einen Schwerpunkt auf die Diskussion des Phänomens Talkshow als Teil der postmodernen Massenkommunikationsgesellschaft, diese Auseinandersetzung fehlt jedoch im künstlerischen Teil fast vollständig – Ausnahmen bilden die Arbeiten von Pietro Sanguineti, der Logos als Appetizer und Versprechen untersucht und die inszenierten, aufgezeichneten und gesendeten Talkshows von Hinrich Sachs. Deutlich wird in der interessanten Bandbreite der ausgewählten Arbeiten, von Pipilotti-Rist bis Christine Hill, die weit fortgeschrittene und ausdifferenzierte ästhetische Beschäftigung und Umsetzung des vieldimensionalen Begriffs Kommunikation.

Die vorgestellten Publikationen geben einen Überblick über die Vielfalt methodischer, aber auch stilistischer Annäherungen an mediale Phänomene. Darüber hinaus zeichnen sie sich – sieht man einmal von den Publikationen von Meier und Henkel ab – durch ein Höchstmaß methodischer Reflektiertheit aus. Einig sind sich die Autoren vor allem in der festgestellten Intimisierung – hier zeigt sich eine fortgeschrittene, aber noch auszubauende Adaption kulturwissenschaftlicher Fragestellungen im Medienbereich. Darüber hinaus betonen sie durchgängig den inszenierten Charakter, der das Format eher zu einem »Show-Talk« werden läßt. Allerdings ist auch vielfach bemerkbar, daß es eine ambivalente Haltung gegenüber den Talkshows gibt. Zum einen im Hinblick auf den aufklärerischen Charakter des Gesprächs und dessen unbewußt betrauten Verlust in der Showmaschine Fernsehen. Eng zusammenhängend damit fällt die Bewertung der scheinbar demokratischen Teilhabe am Medium Fernsehen aus, die zudem das euphorisch wiederentdeckte Strukturprinzip der Authentizität einzulösen scheint. Obwohl in radikaler Konsequenz der Ausführung von Susanne Meyer-Büsen, der Kuratorin der Ausstellung »Talk. Show«, zustimmen ist, die schreibt: »Die Talkshows als Bühnen der öffentlichen Kommunikation geben den im gesellschaftlichen Geschehen an den Rand Gedrängten eine Stimme, um sie ihnen gleichzeitig zu nehmen: Die vorgeführten Dialoge sind letztlich nur Show-Elemente zum Zweck der endlosen Unterhaltung der vereinzelt Bildschirmrezipienten.« (S. 22)

Das Schlußwort soll Bazon Brock vorbehalten bleiben, der aus den Überlegungen Paul Watzlawicks, daß man nicht nicht kommunizieren kann, ableitend, folgert: »Die Karriere der Talkshows als auch quantitativ erstrangiges TV-Format erklärt sich also aus ihrem stets garantierten Erfolg, wie immer sie auch verlaufen mögen.« (S. 49)

Michael Grisko, Kassel

oder Charles Lewinsky: Schuster. Roman einer Talkshow. Zürich 1997 v erwiesen. Das selbstreflexiv-inszenierte Talkshowformat »TV-Kaiser« lief bei RTL, und die Arbeit von Uli Wilke »No Talk« (in der sechs Talkmaster eine halbe Stunde schweigend beieinander saßen) wurde im Sommer 1999 im Nachtprogramm des WDR ausgestrahlt.

- 2 Ebenfalls monographischen Charakter haben die Publikationen: Dorothee von Bose/Jutta Schilcher (Hrsg.): Sprechstunden des Fernsehens. Talkshows als Programmform. Eichstätt 1996. Vgl. die beiden Themenschwerpunktheft der Zeitschrift tv-diskurs 1998, H. 5 und 1999, H. 7; Andreas Weiß: Wer sieht sich das nur an? Den Zuschauern von Daily-Talkshows auf der Spur. München 1999.
- 3 Gary Bente/Bettina Fromm: Affektfernsehen. Motive, Angebotsweisen und Wirkungen. Opladen 1997. Bettina Fromm hat 1999 Anschlußüberlegungen unter dem Titel: Privatgespräche vor Millionen. Fernsehauftritte aus psychologischer und soziologischer Sicht. Konstanz 1999, vorgelegt, die den Fernsehauftritt, in dem Bekenntnisse abgelegt und Identitäten festgestellt oder zu verändern versucht werden, in engem Zusammenhang mit dem Wandel unserer Gesellschaft verortet.

Gunnar Roters u.a. (Hrsg.)

Information und Informationsrezeption.

(= Forum Medienrezeption, Bd. 3).

Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1999, 266 Seiten.

Information und ihre Rezeption ist ein weites Themenfeld, das in einer Fachtagung höchst vielseitig angegangen werden kann. Der Südwestrundfunk Stuttgart hat dies getan; der vorliegende Band dokumentiert Vorträge, die im März 1999 auf einer (annähernd) gleichnamigen Veranstaltung in Mainz gehalten wurden.¹ Von entsprechend unterschiedlichen Positionen aus nähern sich die Autoren des Buches den leitmotivischen Begriffen der Tagung. Der Leser erhält Einblicke in Informationsprozesse, geordnet nach sechs Themenschwerpunkten, die »Informationsverpackung« genauso wie die Frage nach einer Krise des politischen Journalismus abdecken.

Nach drei vor allem medienpolitische Claims absteckenden »Positionen zur Informationsgesellschaft« aus dem Munde bzw. aus der Feder eines Politikers, eines öffentlich-rechtlichen Funkhausdirektors und eines Regulierers stellen Wissenschaftler »Wandlungsprozesse der Informationsgesellschaft« dar. Jürgen Wilke geht davon aus, daß Information nicht material, sondern funktional zu definieren sei: Was Information ist, bestimmen nicht der Kommunikator und seine Intentionen, sondern der Rezipient und seine Wahrnehmung (S. 50). Wobei sich die Rollen von »Sender« und »Empfänger« längst gewandelt hätten hin zu »Anbietern« und »Nutzern« von medialen Offerten, wie auch mehrere der weiteren Autoren in ihren Beiträgen zurecht hervorheben. Dies ist eine wichtige Neuinterpretation der Kommunikationsrollen mit tiefgreifenden Implikationen für den Medienmarkt

¹ Im Falle der Romane sei u.a. auf die Bücher von Uli Aechter: Talk Show Down. Hamburg 1998

und letztlich die Gesellschaft als ganze. In Konsequenz wird Wissensmanagement zum »Rohstoff der Zukunft«: »Die von allen Seiten zitierte, geforderte und geförderte Medienkompetenz muß als Schlüsselanforderung der gesellschaftlichen Entwicklung zu einer umfassenden Kommunikationskompetenz ausgebaut werden«, fassen Hans-Jürgen Hippler und andere in ihrer sehr lesenswerten Vorstellung einer Studie zur lokalen Medienwelt zusammen (S. 83). Zu erkunden, wie das zu bewerkstelligen wäre, dürfte weiteren Tagungen vorbehalten sein. Zu unterschreiben ist es allemal.

Das Buch nimmt einige konzeptionelle Brüche in Kauf, die sich aus dem Tagungsaufbau ergeben haben, denn die Beiträge stehen teils recht unverbunden nebeneinander. Nicht alle Artikel lesen sich gleichermaßen spannend; einige überfliegt man eher, bei wieder anderen genügt im Grunde ein Blick auf die zahlreichen anschaulich aufbereiteten Graphiken. Welch schlitzohrige Anleitung des Lesers zu eigener selektiver Informationsnutzung! Oder ist dies schon der Fluch der »Focus«-schen Infographik? Immerhin, wie es der Konkurrent »Spiegel« mit seinem Design hielt und hält, dazu findet sich auch ein kurzer Artikel.

Keineswegs nur »anlesen« sollte man Erich Schöns sehr inspirierte Reise durch die Geschichte der Informationsvermittlung via Literatur. Er zeigt anhand von Forschungsdaten auf, daß Lesen zur Information und Lesen zur Lust schon immer ein falsch konstruierter Gegensatz waren: Es sei das Lesen an sich, das Prozesse der Wissensaneignung und Interaktion – und damit der sozialen Kompetenz – befördere. Ein Aufsatz, den man gerne beizeiten wieder zur Hand nehmen wird.

Ebenso wird es sicher zwei Ausarbeitungen aus dem fünften und sechsten Teil des Buches ergehen, die sich des Informations- bzw. politischen Journalismus' annehmen, speziell einer möglichen Krise des letzteren. Der Politikwissenschaftler Ulrich Sarcinelli analysiert sehr nachvollziehbar den Wandel »von der parlamentarisch-repräsentativen Parteiendemokratie zur medial-präsentativen Demokratie«; ein allmählicher Transformationsprozeß, der sich etwa seit den 80er Jahren vollziehe, sich besonders aber in den letzten Jahren manifestiert habe. Die Zielvorgabe der neuen Demokratieform – illustriert am Beispiel des »Systems Schröder« – heiße »Kampagnenfähigkeit«, ihre »politische Währung« sei die »Publikumssympathie, eine ihrer wichtigsten Münzen die Einschaltquote« (S. 228f.). Demokratie sei dabei mehr und mehr als Wettbewerb zwischen zwei politischen Anbietern zu begreifen. Passend zur oben erwähnten Sichtweise von Information als Wechselspiel zwischen Medienangeboten und -nutzern, so läßt sich folgern, verhalten sich Wahlbürger entsprechend als Politik- oder Demokratienutzer. Vielleicht versinnbildlicht diese sehr pragmatische (oder spielerische?) Handhabung der individuellen politischen Partizipation die gefestigte Position der Demokratie in (West-)Deutschland und anderswo; vielleicht wird die zunehmend »mediengestützte Legitimation« (S. 233) der demokratischen Volksvertretung in Zukunft aber auch zu einem Problem.

Zu einem ganz ähnlichen Thema, dennoch mit anderen Vorzeichen, referiert Albrecht Müller, der den

Übergang »von der Parteiendemokratie zur Medien-demokratie« behandelt. In seiner makroskopischen Untersuchung des Bundestagswahlkampfes 1998 kommt er zu dem Schluß, es regiere in der öffentlichen, medial gesteuerten Meinungsbildung eine Art hysterischer Mainstream. Und wer sich dem »nicht beugt, wird an den Pranger gestellt. (...) Die mediale Gleichrichtung duldet keine Widerrede« (S. 246), ist der Gehalt der ausgegebenen Parolen. Als Ausweg aus dieser Krise fordert Müller, einst selbst Abgeordneter und heute Politikerberater, von den Medien und ihren Akteuren, Themen in Zukunft eigenständiger zu besetzen, Partei- und Wahlkampfstrategien offenzulegen, den vielfach zu beobachtenden Kampagnenjournalismus selbst zum Thema zu machen und vor allem distanzierter und unabhängiger zu sein. Schaden kann dies kaum, möchte man spontan lakonisch kommentieren.

Ein medienpolitisch geradezu programmatischer Beitrag findet sich übrigens fast zu Beginn des Buches, wenn der damalige Ministerpräsident des Saarlandes und Vorsitzende der Medienkommission der SPD (ohne Politiker funktioniert auch keine Tagung mehr) die Wichtigkeit betont, im Fernsehen »Ereignisse von erheblicher gesellschaftlicher Bedeutung weiterhin frei zugänglich zu halten«. Meint er Bundestagsreden? Nein. »Der nationalen Liste der vom Free-TV live zu übertragenden Sportereignisse, auf die sich die Ministerpräsidenten verständigt haben, kommt (...) große politische Bedeutung zu. Denn solche Ereignisse leisten nicht nur einen Beitrag zur kollektiven Identität, sondern stiften auch ein Gefühl der Gemeinschaft, was immer mehr verlorenzugehen droht« (S. 27). Sind Fußball, Schumi oder Olympia wirklich nationales Kulturgut oder nicht vor allen Dingen gewinnorientierte Wirtschaftsunternehmungen, unbeachtet der Tatsache, daß sie nationale Gefühle auslösen können? Die Bundesliga als schönste aller Nebensächlichkeiten liefert der Politik jedenfalls bequeme populistische Ballvorlagen. Soviel zu Mainstream, Publikumssympathien und Einschaltquote.

Alles in allem hält der von Gunnar Roters, Walter Klingler und Maria Gerhards herausgegebene Sammelband eine exquisite Auswahl an Darstellungen, Analysen und Ideen bereit, die höchst unterschiedliche Konzepte und Ausprägungen von »Information« widerspiegeln. Die gelegentliche Kontroversität der Beiträge regt zu weiterer Diskussion an, was auch der Fachöffentlichkeit nur guttun kann.

Oliver Zöllner, Köln

¹ Vgl. Edgar Lersch: Drittes Forum Medienrezeption »Information und Informationsnutzung«. In: RuG Jg. 25 (1999), H. 2/3, S. 156ff.

Wolfgang Mühl-Benninghaus

Das Ringen um den Tonfilm.

Strategien der Elektro- und der Filmindustrie in den 20er und 30er Jahren (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 54).

Düsseldorf: Droste Verlag 1999, 427 Seiten.

»Der neue Film dürfte vielleicht zwischen Film und Theater rangieren. Er wird einerseits die Vielseitigkeit

des Films besitzen, andererseits wird er die musikalischen und sprachlichen Darbietungen, die uns Theater und Oper übermitteln, mit einschließen. Politiker, Gelehrte und Wissenschaftler können zu den weitesten Kreisen des Volkes sprechen, er wird ein wichtiges Agitations- und Propagandamittel sein.« Nein, nicht 1933 im Schatten des gerade gegründeten Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda des Joseph Goebbels wurden diese Zeilen niedergeschrieben, sondern gut zehn Jahre zuvor und zwar in der ›Vossischen Zeitung‹ vom 18. September 1922 von einem anonym gebliebenen Verfasser. Anlaß war die Vorführung zweier Tonfilme der Hochfrequenzingenieure Hans Vogt und Joseph Massolle sowie des Physikers Joseph Engl, die das Tri-Ergon-Verfahren entwickelt hatten. »Der neue Film« – der Tonfilm im Vergleich zum Stummfilm – hatte also die Dimension eines wirklich »neuen Mediums« erreicht, wie dieses Phänomen hierzulande in den 80er Jahren fälschlicherweise genannt wurde, obwohl damit nur neue Distributionswege über Kabel und Satellit für die bereits seit Jahrzehnten bestehenden elektronischen Medien gemeint waren.

Der Tonfilm bedeutete in der Tat etwas völlig anderes – technisch, publizistisch, künstlerisch, ökonomisch, organisatorisch, kulturgeschichtlich. Den Propagandaeffekt, aber auch andere Vorzüge wußte der Berichterstatter der ›Frankfurter Zeitung‹, Arthur Elöser, anläßlich der erwähnten Vorführung vom 17. September 1922 aufzuführen: »Es wäre gewiß sehr wertvoll, wenn wir Paganini und Liszt (...) in Bild und Ton aufbewahrt hätten. Wertvoll für ein Konservatorium, für ein Archiv der Musikgeschichte. Man könnte da Technik studieren, Bogenstrich und Fingersatz und Pedaltritt. Wir könnten auch, wenn die Aufnahme des Sprechtons sich vervollkommenet, Bismarck und Eugen Richter und Bebel als Redner auftreten lassen. Welche Möglichkeiten der Propaganda! Jede Partei ließe ihren toten Cid voranreiten, in Ermangelung eines lebenden. Ich aber, wenn man mir durchaus die Ehre erweisen wollte, möchte so wenig in Bildton wie in Spiritus konserviert werden.«

Das sind nur einige der unzähligen Zitate aus dem Buch von Wolfgang Mühl-Benninghaus, Ordinarius für Geschichte und Theorie des Films und Direktor des Instituts für Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, zur Umstellung des Stumm- auf den Tonfilm. Die Zitate bereichern das materialreiche und aus Primär- und Sekundärquellen, aus Archivalien des Bundesarchivs Berlin sowie zeitgenössischen Periodika wie Film- und Tagespresse, erarbeitete Buch ungemein, widerspiegeln sie doch durch ihre lebendigen und teilweise drastischen Aussagen so am authentischsten »das Ringen um den Tonfilm« in Deutschland, das mehrere Jahrzehnte dauerte und sich nicht – wie landläufig angenommen – auf einen relativ kurzen Zeitraum am Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre konzentrierte. Da ist es nur ein kleiner Schönheitsfehler, wenn an manchen Stellen dieser Prozeß als »Tonfilmumstellung« bezeichnet wird, obwohl es ja eigentlich um die »Stummfilmumstellung« geht.

Mühl-Benninghaus' Rekonstruktion reicht bis in das Jahr 1903 zurück, als der Berliner Filmpionier und Konstrukteur Oskar Messter erstmals vor einem aus-

gewählten Publikum Bilder und Töne mit Hilfe zweier getrennter, aber aufeinander abgestimmter Motoren von Filmprojektor und Grammophon zeigte, »ohne jedoch volle Synchronität zu erreichen«. Auch andere Konstrukteure versuchten sich am »neuen Medium«, vor allem nach dem Ersten Weltkrieg – der Durchbruch blieb zunächst jedoch aus, da, wie der Autor konstatiert, viel zu viele, meist kleine und unterkapitalisierte Firmen ihr geschäftliches Heil im Alleingang suchten und dabei scheiterten. Erst die geballte, durch Fusionen und Kooperationen verschiedener Filmfirmen, auch des Auslands, die zunächst gegeneinander gearbeitet hatten, zusammengekommene Kapitalmacht, hinter der auch Banken standen, schufen ab 1928 eine neue Situation. Sie erinnert vielfach an die Entwicklung zur Einführung des Privatrundfunks in Deutschland Mitte der 80er Jahre, bei der jeweils mehrere Unternehmen sich zu Anbietergemeinschaften zusammenfanden, um ein Programmangebot auf Sendung zu bringen. Auf solche Zusammenhänge wird immer wieder hingewiesen, so daß wegen der aktuellen Bezüge das Buch zusätzlich an Attraktivität gewinnt.

Nach ersten Einigungen, die beispielsweise zum Tonbild-Syndikat AG (Tobis), einem Zusammenschluß von Firmen, die über Tonfilmpatente verfügten, zur Gründung der Klangfilm GmbH, einer gemeinsamen Tochtergesellschaft von AEG und Siemens & Halske, sowie zu einem Kooperationsvertrag von Klangfilm und Universum Film AG (Ufa) führten, gingen die Patentstreitigkeiten, Lizenzvergabeaktionen, Abgrenzungsprobleme und taktischen Überlegungen dennoch weiter – vor allem auch vermehrt bei den Auseinandersetzungen mit der amerikanischen Konkurrenz. Da ist es schon erstaunlich, daß es – nach einer umfangreichen Werbekampagne – endlich am 30. September 1929 zur Uraufführung des ersten deutschen Tonspielfilms, einer Tobis-Produktion, kam. Die endlosen Streitereien faßte der Kritiker der ›Lichtbild-Bühne‹ am 1. Januar 1930, einen Tag, nachdem das Berliner Landgericht der amerikanischen Firma Western Patentverletzungen bei ihrer Vorführapparatur nachgewiesen hatte, sarkastisch zusammen: »Der deutsche Filmproduzent ist zum eifrigsten Leser der Gerichtssaalrabulistik der Tageszeitungen geworden. Man hat sich für den Tonfilm entschieden und würde trotz aller Hemmnisse und der enormen amerikanischen Konkurrenz gerne Tonfilme erzeugen, aber – und jetzt kommt das Dickicht der Paragraphen mit einstweiligen Verfügungen, Patenten und Röhren und Verstärkern und Lautsprechern und Gerichtsurteilen und Lorenz und Siemens und AEG und Western und Tobis und noch Hunderten von Unds.«

Den Überblick bei diesen komplizierten, parallel verlaufenden, aber sich auch dauernd überschneidenden Entwicklungen behalten zu haben, ist das nicht zu unterschätzende Verdienst der Studie von Mühl-Benninghaus. Der Autor widmet sich nicht allein den organisatorisch-kommerziellen Abläufen, den Menschen vor und hinter der Kamera, sondern er befaßt sich auch mit ästhetischen Fragestellungen, der Internationalität des Tonfilms, die – im Vergleich zum Stummfilm – wegen der notwendigen Synchronisation einen gesonderten Kostenposten darstellten, den

Problemen der Zensur – ob sie über das Bild hinaus, wie vom Lichtspielgesetz von 1920 vorgesehen, auch auf den Ton ausgedehnt werden könnte – und stellt viele Filme mit ihren Inhalten vor. Sein besonderes Interesse gilt den Verflechtungen der Medien Stumm- bzw. Tonfilm mit Schallplatte und Rundfunk. Obwohl es, anders als beispielsweise in den Vereinigten Staaten, wegen der abweichenden organisatorischen Strukturen zu keinen direkten Verbindungen zwischen Film und Rundfunk kam, gab es doch beispielsweise eine Reihe gemeinsamer technischer Probleme, die gelöst werden mußten. So experimentierte der Rundfunk mit der Übertragung von Tonfilmen oder ließ von einem Reporter den Inhalt eines Stummfilms schildern. Die Einführung von Tonfilm-Wochenschauen löste den Wunsch nach Rückblicken mit der Einblendung von originalen Tondokumenten im Rundfunk aus, worauf der Rundfunk mit Wochenrückblicken auf Schallplatten reagierte.

Das Buch, das eindrucksvoll und detailliert den einmaligen Fall der bisherigen Mediengeschichte nachzeichnet, daß ein »altes« Medium von einem »neuen« Medium in allen seinen Verzweigungen komplett abgelöst wird, reicht bis in die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als immer noch umstrittene Patentfragen die Diskussion bestimmten. Eine Übersicht über die ausgewerteten Primär- und Sekundärquellen, eine Auswahlbibliographie, ein Personenregister und ein Abkürzungsverzeichnis runden eine Darstellung ab, der der Präsident des die Publikation herausgebenden Bundesarchivs, Friedrich P. Kahlenberg, in seinem Geleitwort bescheinigt, »an einem frühen Fallbeispiel die Pilotfunktion der Industrie für universelle Neuerungen im Bereich der Medien und die gleichzeitige Ferne der jeweiligen staatlichen Ordnungskräfte bzw. deren verspätete Einflußnahme« verdeutlicht zu haben.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Martin Loiperdinger

Film & Schokolade.

Stollwercks Geschäfte mit lebenden Bildern
(= KINtop Schriften, Bd. 4).
Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld/
Roter Stern 1999, 344 Seiten.

Das Jahrbuch zur Erforschung des frühen Films, »KINtop«, und die dazugehörige Schriftenreihe zählen seit ihrem Erscheinen zu den regelmäßigen Glanzpunkten filmhistorischer Forschung in Deutschland. Diesem Maßstab wird auch die vorliegende Monographie gerecht, die die Einführung des Films in Deutschland nachzeichnet. Das Buch ist in zwei große Teile gegliedert: Der erste beschreibt Stollwercks Geschäfte mit den lebenden Bildern, der zweite die wenigen erhaltenen Filme, die im ersten Jahr nach der Geburt des neuen Mediums in Deutschland hergestellt wurden. Für den interessierten Leser hält der Verlag auch eine empfehlenswerte Videokassette mit diesen Filmen bereit.

Der bereits im Buchtitel hergestellte Zusammenhang zwischen Schokolade und Film mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen. Loiperdinger gelingt es jedoch, das Beziehungsgeflecht zwischen der Automaten-Abteilung des Schokoladen- und Süßwarenkonzerns und des Cinématographe Lumière zu verdeutlichen. Der Autor beschränkt sich in seiner ausgezeichnet recherchierten Publikation nicht nur auf die Darstellung der Geschäftsbeziehungen zwischen den Unternehmen in Köln und Lyon. Vielmehr eröffnet sich dem Leser neben der Portraitskizze von Ludwig Stollwerck auch ein bisher weitgehend unbekanntes Stück Firmengeschichte, das ein Teil deutscher Automaten- und Kommunikationsgeschichte und damit auch Kulturgeschichte ist. Der Import und die Vorführung der Lumière-Filme in deutschen Großstädten wird auf diese Weise in seinem ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungsgefüge nachgezeichnet. Im Ergebnis entsteht ein Bild des Films als eines Teils der Unterhaltungs- und Werbeindustrie, die ihrerseits ein Moment der ökonomischen und sozialen Modernisierung um die Jahrhundertwende darstellte.

Das Interesse des Kölner Unternehmers am Film und an anderen »mechanischen« Unterhaltungsformen erwuchs aus der Beschäftigung mit Straßenautomaten zum Verkauf von Schokolade. Stollwerck setzte auf den Film nicht zuletzt auch in der Hoffnung, neue Absatzmöglichkeiten für Schokolade zu eröffnen. Das Medium erscheint in diesem Zusammenhang als Ware, deren Umsatz ebenso hart durchkalkuliert wurde wie der von Schokolade oder Diktiergeräten, mit denen sich Ludwig Stollwerck am Ende des 19. Jahrhunderts ebenfalls beschäftigte.

Die vom Verfasser dargelegten Zusammenhänge belegen, daß die vor allem in den 20er und 30er Jahre in Deutschland geführte Diskussion über Geburtsort und -stunde des Films eine Art Schattengefecht war. Denn vor allem die Vermarktungsstrategien trugen zur Verbreitung des neuen Mediums über die Grenzen hinweg bei, die Erfinder traten demgegenüber in den Hintergrund. Ohne das Problem ausdrücklich zu benennen, verdeutlichen die vom Verfasser genannten Eintrittspreise für die relativ kurzen kine-

matographischen Vorstellungen, daß sich die ersten Besucher vor allem aus den mittleren und höheren Schichten rekrutierten. Die proletarischen und kleinbürgerlichen Schichten hätten sich den Luxus kaum leisten können.

In der Übersicht über die ersten in Deutschland gedrehten und noch erhaltenen Lumière-Filme gibt Loiperdinger zunächst eine kurze Inhaltsbeschreibung und weist danach auf Besonderheiten hin, die dem Betrachter beim einfachen Sehen leicht entgehen können. Die präzise Beschreibung verdeutlicht das allen Bildern anhaftende schwankende Verhältnis zwischen Dokumentation und Inszenierung. Anders ausgedrückt, Loiperdinger zeigt mit seiner analytisch reflektierenden Beschreibung, wie sich die höheren Kreise der Wilhelminischen Gesellschaft selbst darstellten. Insofern korrespondieren die Bilder zum Teil in erstaunlichem Maße mit zitierten Texten im ersten Teil des Buches. Überprüfen kann der Leser die Beschreibungen mit Hilfe der Videokassette. Allerdings gehen wegen des im Vergleich zur Kinoleinwand relativ kleinen Fernsehschirms und der formatbedingten Beschneidung der Bilder einige von Loiperdinger erwähnte Details fast verloren.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Gerhard Maletzke

Kommunikationswissenschaft im Überblick.

Grundlagen, Probleme, Perspektiven.

Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998, 222 Seiten.

Hans Wagner

Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren.

Einführung in das Fach und das Studium

(= Kommunikation & Gesellschaft in Theorie und Praxis, Bd. 4).

München: Verlag Reinhard Fischer 1997, 376 Seiten.

Ogleich es bekanntlich nicht an bewährten kommunikationswissenschaftlichen Einführungen mangelt, stand lange Zeit eine verständlich gehaltene, die angewandte Forschung überschreitende Übersicht zu fachspezifischen Voraussetzungen, Schwierigkeiten und Aussichten aus. Hier möchte der renommierte Psychologe und Kommunikationswissenschaftler Gerhard Maletzke mit »Kommunikationswissenschaft im Überblick« für Abhilfe sorgen.

Eingangs konstatiert er: »Die Kommunikationsforscher haben bisher über die Grundlagen ihrer Disziplin nicht zu viel, sondern eher zu wenig reflektiert und diskutiert« (S. 12). Da das Fach in der Vergangenheit nahezu ausschließlich mit thematischen bzw. methodischen Teilaspekten befaßt war, ging dem Fach eine kritische Selbstvergewisserung hinsichtlich ihrer genuinen Forschungslogik verlustig. Der Verfasser läßt jedoch keinerlei Zweifel daran aufkommen, daß er sich in der Tradition der Kommunikationswissenschaft als empirischer Sozialwissenschaft (nach anglo-amerikanischem Vorbild) wähnt – schließlich gehört Maletzke seit den frühen 60er Jahren anerkanntermaßen zu ihren Hauptvertretern. Mit Blick auf die Entwicklung seines Fachs führt er aus, daß sich erst

sukzessive die Erkenntnis durchzusetzen begann, wonach Massenkommunikation schlechterdings nicht von interpersonaler Kommunikation zu trennen ist. In der Folgezeit »begann die Kommunikationswissenschaft, sich zu »entgrenzen«, ein Prozeß, der sich bis heute und sicher auch in Zukunft fortsetzt« (S. 19). Trotz unbezweifelbarer Fortschritte, so Maletzke, ist der Kommunikationswissenschaft bis heute immer noch ein systematisches Defizit eigen. Seine Einschätzung sieht er unter anderem durch den Sachverhalt gestützt, daß man immerhin »erfolgreich« empirische Forschung betreiben kann, ohne sich mit einer – wie auch immer gearteten – Ordnungsmatrix beschäftigt zu haben.

Mithin hält der Verfasser es für angezeigt, sich einmal mehr die einfachen theoretischen Grundlagen der Kommunikationswissenschaft zu vergegenwärtigen: Eine Nominaldefinition »ist (...) nichts anderes als ein Vorschlag, ein bestimmtes Zeichen einem bestimmte Phänomen, dem Designatum, zuzuordnen« (S. 32). Und eine Nominaldefinition läßt sich nicht nach Kriterien von richtig/falsch bewerten, sondern nach solchen der Zweckmäßigkeit/Unzweckmäßigkeit. Zu den zentralen Maßstäben, um die Zweckmäßigkeit einer Nominaldefinition beurteilen zu können, zählt der Verfasser vor allem Präzision, Konsistenz, Produktivität, Operationalisierbarkeit sowie Plausibilität eines Terminus oder einer Definition. Zur Veranschaulichung von Nominaldefinitionen stellt er beispielhaft einige unverzichtbare Fachbegriffe vor, nämlich »Kommunikation«, »Interaktion«, »Sprache«, »Massenkommunikation«, »Kommunikator«, »Aussage«, »Medium« und »Rezipient«. Daraufhin wendet sich Maletzke dem wissenschaftlichen Modellbegriff zu: »Ein Modell ist eine vereinfachte, abstrahierende Repräsentation eines Realitätsbereichs mit dem Ziel, die unter einer bestimmten Problemstellung relevanten Aspekte herauszuheben und überschaubar zu machen« (S. 56). Die primäre Funktion von Modellen ist darin zu sehen, einzelne Gesichtspunkte – systematisch aufeinander bezogen – in einem theoretischen Konstrukt zu verorten. In Modellvorstellungen der Massenkommunikation gelten für Maletzke vier »Faktoren« – sprich: »Kommunikator«, »Aussage«, »Medium« sowie »Rezipient« – als gesetzt.

Im weiteren Fortgang wendet sich die Darstellung der theoretischen Forschung und der Wissenschaftstheorie zu. Werner J. Patzelt zitierend stellt Maletzke klar: »Theoretische Forschung hat die Aufgabe, Aussagen aller Art in die Form logisch konsistenter und für einen gegebenen Zweck möglichst nützlich strukturierter Aussagengefüge zu bringen sowie Aussagengefüge aller Art auf ihre logische Konsistenz und zweckbezogen nützliche Struktur zu überprüfen« (S. 100). Die zeitgenössische Kommunikationswissenschaft vermag dieser Anforderung kaum Rechnung zu tragen, setzt diese sich doch in erster Linie aus einer Vielzahl häufig einander widerstreitender einzelner Ansätze, Thesen und Konzepte zusammen. Zudem macht Maletzke auf den s träflich vernachlässigten Aspekt der Forschungsstrategie in der Kommunikationswissenschaft aufmerksam: »Wie in jeder Strategie gilt es auch hier, drei Schritte zu unternehmen, nämlich das Bestimmen der Ziele[;] eine Analyse der Ausgangssituation[;] die Wahl der Mittel, Wege, Instru-

mente, mit deren Einsatz man von der Ausgangssituation aus die gesetzten Ziele erreichen will« (S. 141).

Abschließend diskutiert der Verfasser kommunikationswissenschaftliche Perspektiven. Einige künftige Entwicklungen nehmen sich hierbei als bedeutsam aus: Erstens ist die Gesellschaft einer enormen Extension sowie Differenzierung von Kommunikationsangeboten ausgesetzt; zweitens lassen sich Formen der Individual- beziehungsweise Massenkommunikation kaum mehr voneinander scheiden; und drittens wächst der Bedarf an Informationsofferten für und zwischen spezialisierten Adressaten. Über all das darf jedoch, so der Ausblick, nicht das sich wandelnde Menschenbild vergessen werden: »Heute versteht man in der Kommunikationswissenschaft [...] den Menschen in seiner ganzen biologischen, psychischen und sozialen Konstitution als ein Wesen, das sich aktiv, selektiv, sinn- und gestaltgebend seine Welt aufbaut und in das Geschehen eingreift – auch in der Massenkommunikation« (S. 215).

Die Publikation leistet eine treffende Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Kommunikationswissenschaft und ihrer Eigenlogik. Auch wenn sich der Verfasser, was den Stellenwert seines Überblicks anbelangt, bescheiden gibt – er möchte ihn nicht als Konkurrenz zu verbreiteten Einführungen ins Fach verstanden wissen –, so zeichnet ihn vor allem gegenüber faktenzentrierten Konzeptualisierungen sein dezidiert problemorientierter Zugriff aus: Vor diesem Hintergrund gelangen Dilemmata, Problemata und Desiderata, die aus Systematik, Theorie und Strategie des Forschungsgangs resultieren, klarer in den Fokus der Analyse. Dabei ergeben sich mitunter modifizierte und frappierende Perspektiven auf Daten, Fakten, Personen und Konzepte der Kommunikationswissenschaft – und dies unabhängig davon, daß man nicht jede der Maletzkeschen Konjekturen zu einzelnen Theorien oder Konzepten goutieren muß.

Das unbestritten große Verdienst des Verfassers besteht darin – was auch sein eigentliches Anliegen ausmacht – auf erkenntnis- und wissenschaftstheoretische beziehungsweise forschungsökonomische und -pragmatische Voraussetzungen, Hintergründe und Zusammenhänge der Kommunikationswissenschaft reflektiert zu haben – nach wie vor eine Ausnahme in der fachwissenschaftlichen Alltagspraxis. Und Maletzkes Ausführungen sind durchaus dazu angetan, gerade den etablierten kommunikationswissenschaftlichen Theorien und Praxen ihre eigenen Grenzen und Schwächen aufzuzeigen. Es wird sich herausstellen müssen, inwieweit die Disziplin zur kritischen Selbstreflexion in eigener Sache befähigt und bereit ist.

Einen vom Mainstream der Kommunikationswissenschaft, die sich seit Mitte der 60er Jahre in erster Linie als empirische Sozialwissenschaft versteht, unterschiedenen Ansatz entfaltet der Münchener Fachvertreter Hans Wagner in seinem Einführungsband »Erfolgreich Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) studieren«: »In einem ganz wörtlichen Sinne soll diese Propädeutik die Studienanfänger »hinführen« auf das Fachgelände, auf dem sie in den nächsten Jahrzehnten arbeiten wollen« (S. 11). Bereits der ungewöhnlich anmutende Zusatz »Zeitungswissenschaft« gibt einen ersten Hinweis auf

Wagners Standpunkt: Er vertritt eine vor allem im Rekurs auf die »Zeitungswissenschaft« Heinz Starkullas sowie Bernd M. Aswerus' philosophisch und historisch fundierte Theorie sozialer Kommunikation.

Zunächst rekonstruiert Wagner, wie sich die Disziplin von der »Zeitungskunde« über die »Publizistik« bis hin zur »Kommunikationswissenschaft« an Hochschulen in Deutschland etablieren konnte. Da sich zentrale Trends und Tendenzen des universitären Institutionalierungsprozesses exemplarisch am Münchner Institut für Kommunikationswissenschaft illustrieren lassen, so Wagner, fungiert dessen Genese als heuristische Folie. In der Anfangsphase profitierte die Zeitungskunde vornehmlich durch fachspezifische Fragestellungen und Untersuchungen anderer geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen. »Zwei Entwicklungen und die Art, wie sie erfahren wurden, waren die hauptsächlich Zugkräfte für das neue Fach: der Aufbruch des Journalismus in die Professionalität und – als Ausdruck davon – die Entwicklung eines journalistischen Standesbewußtseins, das sich auch organisatorisch Geltung verschaffte; sodann die für Deutschland während des Ersten Weltkriegs und danach ebenso schmerzliche wie folgenreiche Erfahrung, welche ungeheure Bedeutung der öffentlichen Meinung und ihrer Beeinflussung durch Propaganda zukam« (S. 28). Nachdem das, was in den 10er bis 30er Jahren an Institutionen geschaffen worden war, durch zwei Weltkriege und die Diktatur der Nationalsozialisten zunichte gemacht worden war, erfolge in den Nachkriegsjahrzehnten der Wiederaufbau. Ab der zweiten Hälfte der 60er Jahre konstituierte sich das Fach unter dem zunächst konturlosen Rubrum »Kommunikationswissenschaft«, sukzessive US-amerikanischen und internationalen Standards folgend, als empirische Sozialwissenschaft.

Obgleich die Disziplin an Hochschulen installiert war, stellen Versuche, den eigenen Objektbereich zu fixieren, laut Wagner von Beginn an ein Desideratum dar. Mit Anleihen bei der wissenschaftstheoretischen Unterscheidung von »Materialobjekt« und »Formalobjekt« definiert der Verfasser: »Das »Formalobjekt« bestimmt darüber, was für eine Wissenschaft an einem bestimmten Material zum Thema wird, welche Probleme (mit Hilfe welcher Materialaspekte) bis zu welchem Klärungsgrad einer Lösung nähergebracht werden sollen, wie weit also und mit welchen Mitteln eine (wissenschaftliche) Untersuchung vorangetrieben werden muß« (S. 76). Auf dieser terminologischen Basis skizziert der Verfasser einige Positionen der jüngeren Theoriegeschichte, indem er die Disziplin nach schulbildenden systematischen, normativen und funktionalen Ansätzen differenziert. Fast all jenen sozialwissenschaftlichen Konzepten ist nach Wagner ein strukturelles Dilemma gemeinsam: »Das Fach »Kommunikationswissenschaft« soll Außenwirkung erzielen und Reputation gewinnen als »empirische Wissenschaft«. Aber weil diese Methoden-Option einseitig vertreten wird, veröden viele wichtige Kerngebiete im Fach, die mit dem empiristischen Instrumentarium nicht zu bearbeiten sind« (S. 111).

Vor dem Hintergrund der disziplinären, institutionellen und thematischen Verortung sozialer (Zeit-)Kommunikation eruiert Wagner Wege und Ziele des kommunikationswissenschaftlichen Studiums. Er dis-

kutiert das Verhältnis von Theorie und Praxis sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Wissenschaft und Journalismus. »Unter diesen Aspekten ordnen sich dann die Stoffgebiete des Faches etwa so: Journalistische (publizistische) Praxiskunde; Kommunikations- und Medienpolitik; Kommunikations- und Mediengeschichte; Medienlehre (d.h. Medienkunde und Medientheorie); Theorie der Sozialen Zeit-Kommunikation (einschließlich der Lehre von den verfügbaren Methoden)« (S. 163).

Nachdem Wagner über verschiedene Studiengangprofile und Tätigkeitsgebiete wie klassischer Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und Multimedia informiert hat, sondiert er, wie man seine Studien- und Berufsziele realisieren kann. Er hebt hervor, daß wissenschaftliches Arbeiten zu den notwendigen Bedingungen des fachlichen Wissensstands gehört, daß Studierende angehalten sind, den eigenen Kenntnisstand im Studium dem Erkenntnisstand im Fache anzunähern und daß es Studierenden obliegt, wissenschaftliche Problemexpositionen elaborieren zu können. »Die »Praxis des Studiums« konkretisiert sich in drei Tätigkeitsbereichen: Studium heißt »Lesen«, »Probleme sehen« und »Schreiben« (S. 248). Abschließend notiert der Verfasser, wie man sich in den verschiedenen Studienphasen ein »Belesenheitsprofil« zulegt, wie man wissenschaftliche Themen findet, wie man aus interessantem Material instruktive Fragestellungen gewinnt, ferner wie man ein Studiendesign anlegt, gliedert und durchführt. Eine umfangreiche kommunikationswissenschaftliche Standardbibliographie vervollständigt den Band.

Mit seinem Buch hat Wagner eine gemeinverständliche Einführung ins Fach und – was darüber hinaus weist – einen brauchbaren Überblick zu marginalisierten Traditionssträngen der Disziplin verfaßt. Mithin leistet der Band eine erste diachrone Bestandsaufnahme der eigenen Fachgeschichte. Eben dieser Umstand erweist sich für ein Einstiegswerk der fast ausschließlich synchron ausgerichteten empirischen Kommunikationswissenschaft als bemerkenswert, gerade weil ein solches Vorgehen beim Gros der Fachwissenschaftler/innen schlichtweg als unpopulär gilt.

So gesehen können den historischen Ausführungen Wagners nicht allein Studienanfänger/innen, sondern selbst »gestandene« Wissenschaftler/innen aufschlußreiche Details entnehmen, die bis in die Gegenwart Identität(en), Konflikte und Aporien der Disziplin nachhaltig mitbestimmen. Dies ist uneingeschränkt verdienstvoll zu nennen. Vor jenem Hintergrund kann der/die eine oder andere auch darüber hinwegsehen, daß Wagner die von Karl d'Estes begründete »Münchener Schule«, der er sich offenbar – nicht nur wissenschaftssoziologisch – verpflichtet sieht, nach Maßgabe einer allgemeinen fachlichen Hinführung allzu pointiert in den Vordergrund spielt.

Werfen wir einen Blick auf den konzeptuellen Mehrwert: Während der Verfasser mit seinen Einlassungen, etwa Studienmöglichkeiten und denkbare Berufsfelder betreffend, den konventionellen Erwartungshorizont bedient, weiß er diesen in positiver Weise durch einen durchgängigen Vergleich der elementaren Arbeitstechniken des Studiums und des Journalismus mit Erkenntnisgewinn zu überschreiten.

Und seine diesbezüglichen Resultate sind sicherlich dazu angetan, in einer größeren Fachöffentlichkeit erörtert zu werden, zum Beispiel im Zusammenhang mit der langwierigen Auseinandersetzung um die hochschulgebundene Journalismusausbildung.

Mit seiner »Propädeutik« steht dem/der Leser/in mehr als eine reine Facheinführung zur Verfügung. Abgesehen von der empirischen Theorie und Methodologie bietet Wagner nicht nur das gesamte standardisierte Rüstzeug für die Studienpraxis der Kommunikationswissenschaft, sondern zugleich eine Heranführung an die hermeneutisch orientierte historische Forschung, die man – komplementär – zur empirisch verierten sozialwissenschaftlichen Forschung im Studium und darüber hinaus zur Kenntnis nehmen sollte.

Christian Filk, Köln

Friedrich Beck u.a. (Hrsg.): Archivistica docet.

Beiträge zur Archivwissenschaft und ihres interdisziplinären Umfelds

(= Potsdamer Studien, Bd. 9).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg
1999, 788 Seiten.

Der Band enthält Beiträge zur Archivwissenschaft und -geschichte, sowie zur Geschichte der Archivarsausbildung im Berliner sowie Potsdamer Raum von 1930 bis in die Gegenwart. Außerdem sind beschreibende Berichte über die heutige Fachhochschule bzw. das ihr angegliederte Institut für Information und Dokumentation sowie Einblicke in den Hochschulalltag abgedruckt. Hinzu kommen Aufsätze zur Landesgeschichte, die sich ausnahmslos auf das Territorium der neuen Bundesländer beziehen, sowie einige Abhandlungen zur sogenannten historischen Hilfswissenschaft, die Spezialfragen der Diplomatik und der Siegel- und Wappenkunde anhand von Beispielen aus Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt beleuchten.

Das wichtigste Anliegen des einerseits sehr einheitlichen (wegen der Herkunft der Autoren und des thematischen und geographischen Bezugs auf die neuen Bundesländer) und andererseits auch recht heterogenen (weil keine das Ganze zusammenbindende Fragestellung existiert) Buches besteht darin, die »verdeckten Ansätze der DDR-Archivwissenschaft, die es verdienen aufgegriffen und weitergeführt zu werden«, nicht dem Vergessen anheimzugeben, wie der Vorsitzende des Vereins deutscher Archivare (VdA), Norbert Reimann, in seinem Geleitwort schreibt. Denn auch hier hätten sich die Dinge so entwickelt wie in vielen Bereichen des öffentlichen und auch des privaten Lebens, daß »die Strukturen der Bundesrepublik die Eigenentwicklung in der DDR mehr oder weniger pauschal überlagerten«, wozu auch die »Preisgabe des einzigen deutschen Lehrstuhls für Archivwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin gehörte« (S. 5).

Das Buch hat einen prohibitiv hohen Preis (185,- DM für eine lediglich broschurierte Ausgabe, die intensiverem Gebrauch sicher nicht standhält). Dies könnte seiner Rezeption auch in den im wesentlichen angesprochenen Fachkreisen (sowohl unter den ost- wie

auch den westdeutschen Archivaren und Landeshistorikern) nicht unbedingt förderlich sein, was beispielsweise wegen der allgemeineren Interesse verdienenden archivwissenschaftlichen Abhandlungen von Botho Brachmann, Hans Booms und Volker Schockenhoff zu bedauern ist, die engagiert in augenblickliche Kontroversen eingreifen.

Fragen der Medienarchive als Teil allgemeiner archivwissenschaftlicher Problemstellungen schneidet in diesem Kontext, der keineswegs nur Ost-West-Frontstellungen aufweist, auf hohem Abstraktionsniveau Botho Brachmann in dem einleitenden Aufsatz »Archivwissenschaft. Theorieangebote und Möglichkeiten« an. Begrüßenswert ist hier die selbstverständliche Einbeziehung der Medienüberlieferung in die archivtheoretischen Einlassungen des inzwischen emeritierten Lehrstuhlinhabers für Archivwissenschaft an der Humboldt-Universität. Joachim-Felix Leonhard verbindet in seinem Beitrag »Radio-Hören und Fern-Sehen und ihre Geschichte. Zur Archivierung und musealen Vermittlung audiovisueller Quellen des Rundfunks« einen Überblick zu den Aufgaben und den Beständen des Deutschen Rundfunkarchivs mit den Standorten Frankfurt am Main und vor allem Berlin (der das Erbe des Rundfunks der ehemaligen DDR verwaltet) mit Überlegungen zu einer geplanten »Deutschen Mediathek im Verbund«. Leonhard konzipiert sie als z.T. vernetzte, mit anderen Institutionen kooperierende und vor allem dezentral benutzbare Einrichtung, die mit dem Deutschen Rundfunkarchiv eng zu verzahnen wäre. Dies ist ein Modell, das möglicherweise durch die jüngere Entwicklung im Pöker um eine das audiovisuelle Erbe Deutschlands einem größeren Publikum zugänglich machende Einrichtung.

Susanne Pollert überschreibt ihren Beitrag: »Alltägliches im Fernsehen – Die Sendungen »Prisma« und »Entdecken im Alltag«. Wie Überlieferungslage und Erschließungszustand audiovisueller Quellen eine vergleichende Themenanalyse beeinflussen können«. Es ist ihre Absicht, diese beiden für die Erforschung des DDR-Alltags und seiner medialen Präsenz wichtigen Sendereihen anhand vorhandener dokumentarischer Erschließungen zu analysieren, ohne rund 320 Sendungen in einer wichtigen, sie interessierenden Umbruchphase einzeln zu betrachten. Auf Grund der lückenhaften Angaben in der Dokumentation bereitet dies nicht geringe Schwierigkeiten bei der vergleichenden Themenanalyse. Die m.E. entscheidende Frage nach der Legitimation derartiger sekundäranalytischer Untersuchungen der Themen auf der Basis von Archivnachweisen wird merkwürdigerweise nicht gestellt.

Edgar Lersch, Stuttgart

Heike Bungert

Das Nationalkomitee und der Westen.

Die Reaktion der Westalliierten auf das NKFD und die Freien Deutschen Bewegungen 1943 - 1948 (= Transatlantische Historische Studien, Bd. 8). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1997, 341 Seiten.

Nachdem Heike Bungert 1993 in einem Sammelband erste Ergebnisse ihrer Forschungen zur Reaktion des Westens auf die Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland (NKFD), so die Auflösung der Abkürzung, die den Lesern auf der Titelseite des Buches

leider vorenthalten wird, publiziert hat,¹ ist wenige Jahre später die »überarbeit[e] und radikal gekürzt[e]« (S. 7) Druckfassung ihrer im Sommersemester 1995 von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen angenommenen Dissertation erschienen. Einleitend schildert die Autorin die Gründung(sversammlung) des NKFD am 12. und 13. Juli 1943 und die wenig später erfolgte Gründung des Bundes Deutscher Offiziere (BDO) – knapp ein halbes Jahr nach dem Ende der verheerenden Kämpfe um Stalingrad und der Kapitulation der deutschen sechsten Armee – und die Aktivitäten der beiden Organisationen: Schreiben von Artikeln für die Zeitung »Freies Deutschland« und von Aufrufen vor allem für den Sender Freies Deutschland, aber auch für andere in der Sowjetunion sendende Radiostationen mit deutschsprachigen Programmen, ferner: Mitgliederwerbung in Gefangenenlagern und Beteiligung an der Frontpropaganda der Roten Armee, um deutsche Soldaten zur Desertion zu veranlassen. Die Autorin stellt in diesem Zusammenhang die von der bisherigen Forschung kaum oder nur am Rande gestreifte Frage, »was die Bildung des Nationalkomitees bezwecken sollte« (S. 27), und referiert die verschiedenen in Ost und West aufgestellten Thesen: Danach sei im NKFD, worauf DDR-Historiker hingewiesen hätten, die Gründung des antifaschistischen Staates DDR angelegt gewesen, wobei der Führungsanspruch der KPD bzw. SED wegen des nationalistischen Gebarens des NKFD – Schwarz-Weiß-Rot statt Schwarz-Rot-Gold im Zeitungstitel – in den Hintergrund trat. Westliche Historiker sahen die kriegsgefangenen Mitglieder des NKFD hingegen von den Kommunisten mißbraucht, da das Komitee hauptsächlich ein Instrument zu Propagandazwecken und zur Umerziehung von Kriegsgefangenen gewesen sei und ein Drohmittel gegen die Westalliierten dargestellt habe.

Auf jeden Fall fand die Gründung des Nationalkomitees und des Bundes Deutscher Offiziere auf dem Tiefpunkt der interalliierten Beziehungen statt, als sich die Westmächte und die Sowjetunion gegenseitig verdächtigten, mit dem Dritten Reich zu separaten Friedensverhandlungen kommen zu wollen. Mißtrauen schürte bei der Sowjetunion die Einigung der USA und Großbritanniens auf die Formel der bedingungslosen Kapitulation ohne Absprache mit ihr und ihr Ausschluß aus den Kapitulationsverhandlungen mit Italien. Nicht zu vergessen ist außerdem die von den Sowjets sehnlichst erwartete zweite Front im Westen, die sie gegenüber Deutschland entlasten würde, deren Errichtung aber von den Westmächten immer wieder hinausgezögert wurde. Auf diesem Hintergrund interessiert die Autorin, wie der Westen, wie die westlichen Regierungen – Beamtenapparat, Politiker und Beratergremien – und die öffentliche Meinung auf die Gründung des NKFD reagiert haben. Außerdem beschäftigt sie sich mit der Beobachtung der vielerorts, so in Lateinamerika mit einem Zentrum in Mexiko, in Großbritannien, Schweden und in der Schweiz, schon zuvor ins Leben gerufenen Freien Deutschen Bewegungen durch die USA, denen die Organisationen wegen ihres überwiegend kommunistischen Einflusses nicht geheimer vorkamen. In diesem Zusammenhang gab es Bestrebungen, das Vorgehen der

Sowjetunion zu kopieren, ein westliches Gegenkomitee zu gründen – ohne daß ein Planungsstadium verlassen wurde – oder wenigstens deutsche Kriegsgefangene in westlichem Geiste auch im Blick auf eine Nachkriegsordnung in Deutschland, die nicht der Sowjetunion überlassen werden sollte, umzuerziehen.

Die Beobachtung der Aktivitäten von NKWD und BDO erfolgte größtenteils über das Abhören der Rundfunksendungen, begleitet von der Auswertung der Zeitung ›Freies Deutschland‹ und anhand von Berichten der diplomatischen Vertretungen der westlichen Länder in der Sowjetunion. So wurde Ende 1943 gemutmaßt, daß nach Gründung des Komitees die deutsche Bevölkerung verstärkt den Moskauer Rundfunk einschalte, die Rundfunksendungen des NKFD bereits eine größere Popularität genösse als die BBC und so die Deutschen durch diese Sendungen gegen den Westen beeinflusst würden. Außer über Planungen für ein Gegenkomitee wurde in den USA auch darüber diskutiert, eine anti-nationalsozialistische Untergrundbewegung mit Hilfe von eingeschmuggelten Zeitungen und einer Radiostation zu fingieren. Erörtert wurde, die Emigranten im Westen verstärkt in Rundfunksendungen zu Wort kommen zu lassen, und beschlossen, beispielweise deutsche Kriegsgefangene in britischen Lagern Nordafrikas für Radiosendungen, die sich direkt an Wehrmachtsgewandte wandten, zu rekrutieren. Doch der Erfolg des NKWD im Deutschen Reich hielt sich in Grenzen, seine Rundfunksendungen stießen allenfalls bei deutschen Kommunisten auf Resonanz, die das Abgehörte in illegal hergestellten Flugblättern verbreiteten, die zum Widerstand gegen Hitler aufriefen. Dennoch behielten die Propagandisten vor allem in Washington die Aktivitäten des Komitees im Auge und verstärkten gegen Kriegsende ihre Propagandaanstrengungen gegen das Komitee nicht zuletzt über Rundfunksendungen.

Heike Bungert hat in ihrem Buch ein Kapitel der Geschichte des Zweiten Weltkriegs aufgeschlagen, das die Beziehungen der Alliierten stärker als bisher angenommen beeinflusst hat. Sie plädiert zum Schluß dafür, daß das Nationalkomitee »mehr Raum in der deutschen Historiographie« (S. 301) verdiene, und gibt der Hoffnung Ausdruck, »daß angesichts der Wiedervereinigung auch die Emotionalität in der Diskussion [über das] NKFD überwunden und ein Mittelweg gefunden werden [kann] zwischen den Lobeshymnen auf das Nationalkomitee aus progressiv-sowjetfreundlicher Sicht und der verbreiteten Diffamierung des NKWD aus westeuropäisch-atlantischer Perspektive« (S. 302). Sie hat mit ihrer Studie erneut eindrucksvoll belegt, welche Rolle der Rundfunk als damals modernstes und schnellstes Kommunikationsmedium während des Zweiten Weltkrieges gespielt hat.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Horst Günther Linke (Hrsg.)
Quellen zu den deutsch-sowjetischen
Beziehungen 1917 - 1945.

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
 1998, 270 Seiten.

»Brest-Litowsk, Rapallo, Berliner Vertrag, Hitler-Stalin-Pakt, 22. Juni 1941, Stalingrad, Berlin 1945 sind die vielberufenen hervorgehobenen Stationen auf dem Weg der deutsch-sowjetischen Beziehungen 1917/18 bis 1945.« So beginnt die Einleitung des Herausgebers der Quellenedition, und genau diese Punkte sind es auch, um die die ausgewählten Quellen kreisen. Es sind der Konzeption der Reihe gemäß Dokumente der offiziellen Politik. Das muß nicht schlecht sein, behält doch auch die klassische Diplomatengeschichte innerhalb der zahlreichen methodischen Neuzugänge zur Vergangenheit durchaus ihre Berechtigung. Ist die Zeit der Weimarer Republik noch mehr oder weniger gleichgewichtig von beiden Seiten beleuchtet, so überwiegt in den 30er und 40er Jahren die deutsche Sicht. Die in der Einleitung postulierte Vielgestaltigkeit sowjetischer Außenpolitik kann auch mit dieser Quellenpublikation nicht nachgewiesen werden.

Das Buch enthält alles, was eine Edition im besten Falle auszeichnet: eine kenntnisreiche Einleitung, eine – wenn auch äußerst knapp kommentierte – Quellenauswahl, ein chronologisches und ein thematisches Quellenverzeichnis, ein Archiv- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Sachregister. Soweit, so gut. Die Enttäuschung, die sich trotzdem einstellt, hat der Verlag mitverschuldet. So kündigt er auf dem Buchrücktext an, daß die Edition »zahlreiche erst in jüngster Zeit veröffentlichte Dokumente speziell aus russischen Archiven« enthalte. Das ist eine maßlose Übertreibung. Schon der Blick in das Archivverzeichnis läßt stutzen. Lediglich zwei Verweise auf je einen Bestand im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn und im Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation in Moskau werden dort aufgeführt. Bei der Suche nach vorgeblich unveröffentlichten Dokumenten stellt sich dann heraus, daß nur ein Text aus dem Bonner Archiv neu aufgenommen wurde. Das Telegramm Kühlmanns an einen Verbindungsoffizier des Auswärtigen Amtes vom Dezember 1917 wurde auf englisch jedoch bereits 1958 publiziert. Warum der Bestand Tschitscherin aus dem Archiv des Außenministeriums der Russischen Föderation im Archivverzeichnis aufgeführt wurde, bleibt indes gänzlich unklar. Auf das von Dietmar Wulff 1995 veröffentlichte Schreiben Joffes an das sowjetrussische Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten vom Mai 1918 kann sich der Hinweis nicht beziehen. Diese Quelle entstammt dem ehemaligen Parteiarchiv in Moskau. Bei der Recherche, welche weiteren russischen Dokumente erst in jüngster Zeit veröffentlicht wurden, stößt der Neugierige außer auf das Schreiben Joffes auf ganze drei Texte von 142 Quellentexten insgesamt. Zwei davon betreffen die Frage der Offensivstrategie der Sowjetunion im Jahre 1941 Deutschland gegenüber. Man ist, nebenbei gesagt, Linke dankbar, daß er in seiner Einleitung kurz und

¹ Vgl. Heike Bungert: Ein meisterhafter Schachzug. Das Nationalkomitee Freies Deutschland in der Beurteilung der Amerikaner, 1943-1945. In: Jürgen Heideking/Christof Mauch: Geheimdienstkrieg gegen Deutschland. Göttingen 1993, S. 90-121. Rezension in: Mitteilungen StRuG Jg. 20 (1994), S. 233f.

überzeugend der These vom Präventivkrieg entgegentritt.

Warum also eine solche Edition zu diesem Zeitpunkt? Es ist, so scheint es, eine späte Reminiszenz an die deutsche Einheit. Die beiden am häufigsten herangezogenen Quelleneditionen, aus denen die zum Teil gekürzten Dokumente übernommen wurden, stammen aus beiden deutschen Staaten. Es sind einerseits die seit 1950 vom Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn publizierten Akten zur deutschen auswärtigen Politik und andererseits die in den 60er und 70er Jahren in (Ost-)Berlin herausgegebenen Sammlungen zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen. Es ist anscheinend doch nicht alles in den Reißwolf zu werfen, was in der DDR veröffentlicht wurde, so wie es in den ersten Jahren nach der Vereinigung verkündet und getan wurde. Als Arbeitsbuch für den universitären Unterricht hätte das Buch seine Berechtigung. Nur ist der Preis von 148,- DM dafür entschieden zu hoch.

Carola Tischler, Berlin

Roland Heep u.a.

Die X-Akten.

Daten, Fakten, Stories, Stars (= Space View Special Bd. 1).

Königswinter: Heel-Verlag 1996, 170 Seiten.

Jörg Alberts u.a.

Akte X – Die vierte Staffel.

Das inoffizielle Standardwerk über die unheimlichen Fälle des FBI.

München: Wilhelm Heyne Verlag 1997, 332 Seiten.

Roland Heep u.a.

Akte X – Die fünfte Staffel.

Das inoffizielle Standardwerk über die unheimlichen Fälle des FBI.

München: Wilhelm Heyne Verlag 1998, 240 Seiten.

Die zweiminütige Sonnenfinsternis, die im August 1999 auch in Teilen Deutschlands zu sehen war, hat es (trotz aller Schutzbrillen) vor Augen geführt: Diffuse Angst- und Weltuntergangsgefühle gedeihen kurz vor dem neuen Millennium in Kombination mit Verschwörungstheorien prächtig und können zu kollektiven Hysterien führen. Sicher nicht Auslöser, aber zumindest Spiegel und Trendsetter dieser Stimmung ist die Fernsehserie »Akte X«, die sich seit 1993 zunächst in den USA, schnell aber auch in vielen weiteren Ländern zu einem immensen Erfolg entwickelt hat.¹ 1998 fügte sich ein Kinofilm in die Seriendramaturgie ein.²

»The X-Files« (so der Originaltitel) haben Fernsehgeschichte geschrieben, »denn noch nie hatte eine TV-Serie den Weg in die Lichtspielhäuser geschafft, während sie mit neuen Folgen auf Sendung war« (1998, S. 10). Schon bald wird wohl kein Tag mehr vergehen, an dem nicht irgendwo auf der Welt eine Episode läuft. Man muß »Akte X« nicht unbedingt mögen, um als Medienforscher den bei nahe epidemischen Phänomencharakter dieses inzwischen höchst vielfältig vermarkteten Produkts anzuerkennen. Wer von sich behaupten will, er kenne sich aus im Fernsehen, kann sich an dieser Serie kaum mehr

vorbeimogeln. Für Teile des Publikums sind die »X-Files« mit ihren Geschichten um zwei vor keinen höheren Mächten zurückschreckende FBI-Agenten beinahe so etwas wie ein Kult, die »X-Philes« (wie sich hartgesottene Aficionados der Serie nennen) sind zahlreich und längst organisiert. Anschlußkommunikation in Form von Begleitbüchern und anderen Medien (Kinofilme, Videos, Software, Zeitschriften, Comics, T-Shirts, Memorabilia) läßt da nie lange auf sich warten, denn partizipative »Kulte« sind stets gut verwertbar. Dies zeigen bereits auch mehrere Serien, in denen »Akte X« nachempfunden wurde: Unerklärliche Phänomene wurden zu einem ganz großen TV-Trend der 90er Jahre.

Bevor in den nächsten Jahren von zahllosen Computer-Tastaturen das sanfte Klacken die Entstehung zahlloser Magisterarbeiten und Dissertationen zum Thema begleitet,³ legt das Autorenteam um Roland Heep, Kai Krick und Jörg Alberts zu den Staffeln I, II, IV und V Bücher vor – »von Fans für Fans«, wie der Heyne-Verlag wirbt. Doch die Resultate sind weit mehr als das erwartbare flache, kritiklose Nacherzählen einer TV-Serie inklusive all der Geschichten aus der Regenbogenpresse (wie fälschlich vor allem der generisch-konventionelle Untertitel des Bandes aus dem Heel-Verlag bängen läßt). Vielmehr handelt es sich um interessante und kenntnisreiche »episode guides«, die die Folgen vertiefen und für diejenigen Zuschauer verstehbarer machen, die nicht jeden produktimmanenten Verweis auf diesen oder jenen prä- oder postmodernen mystischen Vorfall entziffern könnten. »Akte X« oszilliert zwischen allgemein verständlichen narrativen Strukturen des Mainstream-TV und ironischer (oder auch nicht ironischer?) Esoterik. Die Autoren bieten einen Führer durchs Dickicht des »Camp«.

Die Verfasser beginnen die Bände mit einem Übersichtsartikel und stellen die Staffel dann episodeweise vor. Auf Angaben zu Besetzung und Produktionspersonal folgen eine Inhaltsangabe, ein kritischer Kommentar, eine Erwähnung besonderer Merkmale sowie Produktionsnotizen. All dies ist durchgehend sehr sorgfältig recherchiert und detailliert zusammengetragen. Die Verfasser urteilen höchst kundig, sind sie doch gleichermaßen Filmkritiker, Fernsehwissenschaftler und Drehbuchautoren. Die dramaturgischen Analysen sind entsprechend fachmännisch. Wo es angebracht ist, wird nicht mit Kritik gespart. Die Schreibe ist inspiriert und von feinem Humor durchzogen.

Ein besonderer Leckerbissen ist regelmäßig der »Hintergrund«. Hier demonstrieren die Autoren ihre profunde Kenntnis der vielen unerklärlichen Phänomene und Verschwörungstheorien, die sich im 20. Jahrhundert als Teil der popkulturellen »urban mythology« gebildet haben: von Totenkulten, Selbstmordsekten, Reinkarnation, Realitätsmanipulation, unidentifizierten Flugobjekten und Serienmördern (nie war ein Ausdruck passender). Leben wir im Zeitalter der Antiaufklärung und Paranoia? »Akte X« läßt dies gelegentlich vermuten, und die Autoren arbeiten in zahlreichen Querverweisen zu anderen Filmen und TV-Serien sowie zu literarischen Quellen und Vorfällen den medienhistorischen Zusammenhang der Serie heraus. Denn das irdische oder außerirdische

»Monster of the Week« der X-Akten hat Vorbilder, die zum Teil aus den Archiven stammen, wie der Name der Serie ja auch vermuten läßt.

Die hier vorgestellten Bücher ermöglichen oft erst den Genuß all der versteckten Referenzen in den »Akte-X«-Folgen. Aber auch ohne Begleitrezption ist die Lektüre lohnend. Für Kommunikationshistoriker nebenbei als Quelle bedeutsam sind die zahlreichen Reproduktionen von Zeitschriftentiteln (in den Heyne-Bänden), die »Akte X« als Coverstory hatten. Mit ihnen läßt sich die Serie als publizistisches Phänomen zumindest ansatzweise rekonstruieren.

Alles in allem bieten die Bände also eine lohnende Lektüre auch für den Leser mit eher akademischen Interessen. Denn schon längst sind die »X-Files« selbst ein Bestandteil der Popkultur und des kollektiven Mediengedächtnisses und vor allem eine fernsehadaquate Versinnbildlichung der 90er Jahre. Auf die bald einsetzende Musealisierung der Serie darf man gespannt sein.

Oliver Zöllner, Köln

- 1 »The X-Files« (»Akte X«). Ten Thirteen Productions in Zusammenarbeit mit 20th Century Fox, USA 1993 ff., Executive Producer und Schöpfer der Serie: Chris Carter. In Deutschland von ProSieben ausgestrahlt.
- 2 »The X-Files: The Movie« (»Akte X: der Film«) (USA 1997/98), Regie: Rob Bowman.
- 3 Vgl. als erste wissenschaftliche Publikation zum Thema im deutschen Sprachraum: Markus Wiemer: »Trust No Reality.« Eine soziologische Analyse der X-Files. Soziologie einer Fernsehserie am Beispiel von Akte X. Postmoderne Theorien und Cultural Studies. Berlin 1998. In englischer Sprache ist die Aufsatzsammlung erschienen: David Lavery u.a. (Hrsg.): »Deny All Knowledge«. Reading the X-Files. London 1996.

Michael Friedewald

Die »Tönenden Funken«.

Geschichte eines frühen drahtlosen Kommunikationssystems 1905 - 1914
(= Aachener Beiträge zur Wissenschafts- und Technikgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 2).
Berlin/Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik 1999,
185 Seiten.

Ohne die Entwicklung der Funktechnik würde es keinen Rundfunk geben. Diese Tatsache macht das Buch von Michael Friedewald erneut bewußt. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts stellte Guglielmo Marconi in ersten Experimenten unter Beweis, daß diese technische Errungenschaft für die Kommunikation genutzt werden könne. Die Konkurrenz zur drahtgebundenen Telegraphie begann sich bereits abzuzeichnen, lagen die Vorteile der drahtlosen Telegraphie doch auf der Hand. Mobile Sender und Empfänger konnten überall installiert werden, beispielsweise zur Kommunikation von Schiffen auf See untereinander oder zu Landstationen – im Dienste des militärischen oder zivilen Verkehrs.

Von den bis 1914 konkurrierenden Technologien in »eine[r] Phase sich überstürzender Neuentwicklungen« (S. 12) wie gedämpfter Funkensender, Lichtbogensender, Maschinen- sowie Röhrensender greift sich Friedewald den Lös chfunkensender nach dem System der »Tönenden Funken«, einem Produkt von Telefunken, heraus. Anhand dieser Technologie, gefördert von Telefunkendirektor Hans Bredow, dem späteren Rundfunkkommissar des Reichspostministers, lassen sich exemplarisch die komplexen Probleme deutlich machen.

Friedewald befaßt sich nicht allein mit technischen Details, sondern auch mit der Einführung des Produkts in der praktischen Nutzenanwendung unter politischen, militärischen und ökonomischen Gesichtspunkten. Dabei wird vor allem klar, daß gerade in Deutschland zunächst einmal das Militär zum Nutznießer dieser Neuentwicklung wurde, erst später – in der weltweiten Konkurrenz zu England – zivile Einrichtungen davon profitierten. Der Traum, das noch kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs fertiggestellte deutsche Kolonialfunknetz zu einem deutsch dominierten Weltfunknetz auszubauen, mußte genau in diesem Krieg ausgeträumt werden.

Friedewalds flüssig geschriebenes Buch ist mit etlichen Tabellen, Faksimiles und Fotos illustriert und weist neben einem Literaturverzeichnis ein kombiniertes Sach- und Personenregister auf.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Jean-Noël Jeanneney (Hrsg.)

L'écho du siècle.

Dictionnaire historique de la radio et de la télévision en France.
Paris: Hachette/Arte/La Cinquième 1999,
602 Seiten.

Wie in diesem Herbst mehrere Neuerscheinungen es ermöglichen, sich ein vielseitiges Bild von den deutschen Medien zu verschaffen, ist vor kurzem in Frank-

reich ein von dem Pariser Zeithistoriker und Rundfunkspezialisten Jean-Noël Jeanneney herausgegebenes, thematisches Lexikon zur Geschichte des französischen Rundfunks erschienen.

Dieses »Echo des Jahrhunderts«, in dem die Verhältnisse zwischen Rundfunk und Geschichte unter drei Gesichtspunkten untersucht werden, nämlich Rundfunk als Gegenstand der Zeitgeschichte, Rundfunk als Quelle für die geschichtswissenschaftliche Forschung und Geschichte im Rundfunk, will die Bilanz von 20 Jahren rundfunkgeschichtlicher Forschung in Frankreich ziehen und die Bedeutung der Rundfunkgeschichte für die Geschichtswissenschaft, aber auch die eines vertrauten Umgangs mit den audiovisuellen Medien für die Demokratie betonen.

Die Darstellung ist in 16 Kapitel unterteilt: 1. historische Etappen (der »Fernsehsender Paris« im Zweiten Weltkrieg, die Privatisierung von TF1 1986); 2. bedeutende Ereignisse (de Gaulles Aufruf am 18. Juni 1940, die Krönung von Elizabeth II. 1953, der Golfkrieg); 3. Hörfunk (mit kurzen Monographien über die verschiedenen Sender); 4. Fernsehen; 5. Technologien (vom Kristall-Detektor zum digitalen Fernsehen); 6. zuständige Institutionen (die aufeinanderfolgenden Aufsichtsbehörden seit 1982); 7. Berufe; 8. markante Persönlichkeiten; 9. Rundfunk und Politik (wie Wahlkämpfe im Rundfunk); 10. französische Politiker (de Gaulle, Mitterrand usw.) und Rundfunk; 11. Kultur oder Unterhaltung? (mit Analysen von verschiedenen Genres: Fernsehserien, Literatursendungen); 12. Rundfunk und Gesellschaft (Nachrichten, Sportsendungen); 13. Image des Rundfunks (in der Literatur, im Film); 14. das Publikum; 15. der Rundfunk außerhalb Frankreichs (die Kolonialsender, RFI, RFO); 16. Quellen zur Geschichte des französischen Rundfunks.

Jedes Kapitel enthält eine Einleitung sowie zehn bis 15 längere Artikel. Am Ende der Artikel, die miteinander verknüpft sind, werden die wichtigsten Studien zum jeweiligen Thema verzeichnet. Darüber hinaus bietet das Lexikon eine Gesamtbibliographie, eine detaillierte Chronologie sowie ein Personen- und Sachregister.

MF

Bibliographie

Rundfunkbezogene Hochschulschriften aus kommunikationswissenschaftlichen Fachinstituten

Universität Wien
Institut für Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft
Schopenhauerstraße 32
A-1180 Wien

Abschlußarbeiten 1989 - 1996
(inkl. Nachträge 1988)

Dissertationen (alte Studienordnung):

Löffelmann, Günther: Gewaltdarstellungen in Spielfilmen/-serien des Fernsehens. Eine Inhaltsanalyse von 50 deutsch-österreichischen Fernsehsendungen durchgeführt im Zeitraum von 1.9.-28.9.1987. (1988)

Willemsen, Michaela Mathilde: »Mini-Zib« – Fernsehnachrichten für Kinder im Lichte von Verständlichkeitsforschung und demokratiegerechter Sozialisation. (1988)

Ziegler, Eva Yvonne: Die Rolle und Bedeutung non-verbaler Kommunikation in der österreichischen TV- und Hörfunkwerbung mit einer empirischen Untersuchung zum produktbezogenen Einsatz. (1988)

Zikmund, Renate: Familiäre Kommunikationsmuster und politisches Teilnahmeinteresse von Heranwachsenden unter dem Aspekt der Verarbeitung von Fernsehbotschaften in der Familie. (1988)

Bacher, Günther: Postmaterialistischer Wertewandel und Fernseh-Unterhaltung: Modell einer qualitativ-quantitativen Inhaltsanalyse von einem Monat TV-Spielfilmangebot im ORF-Hauptabendprogramm. (1989)

Brunner-Szabo, Eva: Medien im Widerstand: vom Arbeiter-Radiobund in der 1. Republik bis zu den Freien Radios und Piratensendern heute – oder: Möglichkeiten eines demokratischen Gebrauchs von Massenmedien. (1989)

Dobida, Doris: Tagesberichterstattung in Zeitung und Fernsehen Kenyas: Nachrichtenpersonalisierung und andere Phänomene der Massenkommunikation in einem Entwicklungsland. (1989)

Dürschmid, Susanne: Werbung als medienpädagogisches Problem. Eine Studie über den Einfluß der Medien auf Vorschulkinder. (1989)

Hübner, Brigitte: Kulturelle Entfremdung durch Fernsehen in Lateinamerika. Eine Untersuchung am Fallbeispiel Guatemala zur Erfassung inhaltlicher Unterschiede bei lateinamerikanischen Telenovelas und nordamerikanischen Soap Operas. (1989)

Lampalzer, Gerda: Videokunst als Teil der zeitgenössischen Kommunikationslandschaft. Entwicklungslinien und Beispiele der internationalen Videokunstge-

schichte unter medientheoretischen, kunsttheoretischen und philosophischen Gesichtspunkten. (1989)

Temmel, Franz: Die Konstruktion unseres Bildes von der Dritten-Welt-Entwicklungspolitik in der aktuellen Nachrichtensendung »Zeit im Bild 1« des österreichischen Fernsehens. (1989)

Brezansky, Heinz Peter: Bedarfsorientierte Fernsehnutzung alter Menschen: Möglichkeiten eines Massenmediums für einen Beitrag zur Reintegration der alten Menschen in die Gesellschaft. (1990)

Morokutti, Ursula: Vom Medientransfer als Modernisierungshilfe zur Kommunikationspädagogik als Entwicklungszusammenarbeit. Ansatzpunkte für eine theoretische und praktische Neuorientierung auf dem Gebiet der Kommunikationsförderung – unter besonderer Berücksichtigung der Beziehungen Österreich – Lateinamerika. (1990)

Rapf, Renate: Geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten in Fernsehdiskussionen am Beispiel »Club 2« – Eine inhaltsanalytische Untersuchung. (1990)

Reis, Karl: Wissenschaft und Technik in der tagesaktuellen bundesweiten Hörfunkberichterstattung des ORF. Eine kommunikationswissenschaftliche Untersuchung. (1990)

Böhm, Wolfgang: Voraussetzungen journalistischen Handelns in ORF und Printmedien. Eine vergleichende Untersuchung. (1991)

Fabian, Yvonne: Lebenshilfe im österreichischen Fernsehen. Dargestellt anhand der Sendung »Wir« 1975-89. (1991)

Wijayarajapura, Seelawansa: Die buddhistischen Werte und die Ursachen ihres Wandelprozesses in der Gesellschaft Sri Lankas unter besonderer Berücksichtigung der Massenmedien. Fallbeispiel Fernsehen. (1991)

Zani, Rosmarie: Plädoyer für das Radio im Sinne eines kulturangepaßten Medienschaffens am Beispiel Madagaskar. (1991)

Fochler, Rike: Kritik unter Kontrolle. Die Rahmenbedingungen für kritischen Journalismus im österreichischen Fernsehen anhand des Beispiels »Inlandsreport«. (1992)

Prenner, Andrea: Die Konstruktion von Männerrealität in den Nachrichtenmedien. Eine theoretisch-empirische Studie anhand eines Beispiels [Radio Burgenland]. (1992)

Weidinger, Wolfgang: Sachkompetenz von Politikern als Nachrichtenfaktor. Analyse journalistischen Selektionshandelns in bezug auf die Sprachkompetenz von Politikern am Beispiel der Berichterstattung von acht österreichischen Tageszeitungen über die ORF-»Pressestunde«. (1992)

Wimmer, Brigitte: Leitbilder in Gesellschaftsnachrichten. (1992)

Goldnagl, Renate: Product Placement versus Fernsehspot. Eine Gegenüberstellung beider Kommunikationsmittel: Charakteristika und Wirkung beim Publikum. (1993)

Koboltschnig, Anne-Gret: Radio zwischen den Zeiten. Das Wort-Programm der RAVAG von 1924 bis 1933. (1993)

Öhner, Manfred: Kino, Fernsehen, Computer. Wissen und Wahrheit in den neuen Medien. (1993)

Thaler, Markus: Der mediale Schwellenzustand im Fernsehritual. Fernsehen als Übergangsritual am Beispiel von Präsentationen und Rezeption von Nachrichtensendungen. (1993)

Lind (geb. Pilhatsch), Claudia: Fernwelt. Strukturwandel des Fernsehens im Zeitalter kommerzieller Öffentlichkeit. (1994)

Salis-Soglio, Georgia: Fernsehkompetenz. Theoretische Grundlegung und Erarbeitung der fernsehspezifischen Fertigkeiten des Rezipienten. (1994)

Haag, Joseph: Big Brother BRD – Mighty Mother USA. Österreichs Westorientierung im Außenhandel mit Massenmedien 1952-1962. (1996)

Honer, Andrea: Funktionswandel und Propagandastategien des Mediums Kurzwelle unter besonderer Berücksichtigung Österreichs. (1996)

Dissertationen (neue Studienordnung):

Reitmeier, Ruth: Frauenkarrieren im österreichischen Journalismus. Sozialisationsprozesse, Barrieren, Veränderungsstrategien. (1993)

Wallisch, Stefan: Von der Demokratie zur Telekratie? Silvio Berlusconi und seine »Medienpartei« Forza Italia. Eine Analyse des Laborfalles Italien. (1995)

Drescher, Karl Heinz: Erinnern und Verstehen von massenmedialen Inhalten: Ein internationaler Vergleich. Empirische Untersuchungen zur Text-Bild-Schere am Beispiel zweier Nationen (Frankreich und Österreich). (1996)

Götschl, Herbert: »... dann waren es nur noch zwei«. Entstehung und Durchführung des Regionalradiogesetzes. Ein systemtheoretisch basierter Untersuchungsansatz. (1996)

Thomandl, Oliver: Entstehung, Entwicklung und Rolle von Informationssendungen im Österreichischen Rundfunk am Beispiel der »Zeit im Bild« – eine Bilanz. (1996)

Diplomarbeiten

Grabner, Barbara: Westliche Medien und öffentliche Meinungsbildung in Osteuropa und der Sowjetunion. (1988)

Grießler, Johannes: Der Österreichische Rundfunk als Thema der parlamentarischen Auseinandersetzung von 1970 bis 1983. (1989)

Nell, Gabriele: Die Kulturberichterstattung des österreichischen Hörfunks im Überblick. Die unterschiedliche Realisation des Kulturauftrages überregionaler und lokaler Kulturberichterstattung, veranschaulicht anhand von Gesprächen mit Sendungsverantwortlichen und der Analyse der Wienlokal-Sendereihe »Neues aus der Wiener Theaterwelt«. (1989)

Schönberger, Elke: Technikgeschichte als Kommunikationsgeschichte. Geschichtliche Entwicklung des Informationstransportes zwischen Sender und Empfänger. (1989)

Seiser, Sylvia: Zeichentrickserien im Fernsehen: Das gezeichnete Patriarchat. Eine Analyse von »Inspektor Gadget«, »Dennis« und der »Mickey und Donald-Show« unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterdarstellung und deren mögliche Auswirkung auf die geschlechtliche Sozialisation bei Vorschulkindern. (1989)

Springenfels, Doris: Ist das der »dritte Weg«? Alternative Medienformen als Beitrag zur Lösung des Problems der kulturellen Identität in der Dritten Welt – dargestellt anhand zweier Fallbeispiele in Mexiko. (1989)

Theissenberger, Gerlinde: Das Ö3-»Freizeichen«. Radio zum Mitreden. Eine monographische Betrachtung der Möglichkeiten und Grenzen einer journalistischen Gestaltung einer Unterhaltungssendung unter den Prämissen öffentlich-rechtlichen Hörfunks. (1989)

Bauer, Elisabeth: Die Kabelfernsehprojekte in der Bundesrepublik Deutschland. (1990)

Cloos, Jean-Louis: Die interaktive Bildschirmzeitung: Prototyp eines innerbetrieblichen Kommunikationssystems mit motivierendem Charakter: Projektierung, Konstruktion und Funktionsanalyse; Pilotprojekt im Sandoz-Forschungsinstitut in Wien/Liesing. (1990)

Edlinger, Claudia: Hörfunkfeature in Österreich. Medienkundliche Arbeit zur Charakterisierung einer Sendeform unter Berücksichtigung einer konkreten Feature-Produktion. (1990)

Gerhardt, Ursula: Die möglichen Wirkungen von Fernsehwerbung auf familiäre Kaufentscheidungsprozesse. (1990)

Graf, Edda: Die Wirkung nonverbaler Kommunikation von Fernsehmoderatoren am Beispiel der Informationssendungen des ORF. (1990)

Gruber, Christa: Die Entstehungsbedingungen und Entwicklungslinien von Ö3. (1990)

Hagler, Christine: Die Rolle der Massenmedien für die Entwicklung des Kulturverständnisses Jugendlicher. Eine theoretische Grundlegung und eine empirische Untersuchung am Beispiel von Studenten des Institutes für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. (1990)

- Konecny, Renate: Formale Gestaltungsmittel politischer Nachrichtenmagazine im Fernsehen, die aus dem Spielfilm entnommen wurden, und ihre möglichen Auswirkungen auf das Rezeptionsverhalten. (1990)
- Mayr, Günther: Funktionen lokaler Massenkommunikation. Lokalfernsehen in Kärnten. Eine Inhaltsanalyse der Fernsehsendung »Kärnten Heute« unter besonderer Berücksichtigung der Kommunikatoren. (1990)
- Pichler, Astrid: Die Wirkung der formalen Gestaltungselemente des Fernsehens auf die Wahrnehmung des Rezipienten. (1990)
- Rieder, Ruth: Fernsehkonsum von älteren Menschen. (1990)
- Sassmann, Eva: Nutzung und Konsequenz eines erweiterten Programmangebots. Die Kabelpilotprojekte in der BRD – eine Synopse. (1990)
- Slawik, Wolfgang: Sportberichterstattung und Chauvinismus. (1990)
- Teutscher, Christian Franz: Bilder der Welt in schwarz und weiß. Die Einflüsse des Massenmediums Fernsehen auf Entstehung und Aufrechterhaltung von Rollenklischees und Stereotypen. (1990)
- Thomandl, Oliver: Die Privatisierung des Rundfunks – Zwischenbilanz einer medienpolitischen Diskussion. (1990)
- Tomasin, Andrea: Der Einfluß des Fernsehens auf die Frauenbewegung der 60er und 70er Jahre in Amerika. (1990)
- Weiland, Richard: Politik in Fernsehnachrichten. Eine Inhaltsanalyse der Nachrichtensendung »Zeit im Bild 1« des ORF im Mai 1990. (1990)
- Wintersberger, Birgit: Fernseh-Talk-Shows in den USA. Die Talk Show im Spiegel der Kritik mit besonderer Berücksichtigung verbaler Aggression. (1990)
- Bach, Isabel: Fernsehnutzung und Freizeitverhalten. Eine empirische Studie zu individuellen Rezeptionsweisen im Zusammenhang mit Bedürfnissen und Gratifikationen. (1991)
- Feher, Joachim Peter: Privatradios für Ostösterreich. »Rieselradios« oder mehr Vielfalt? Die Situation privaten Hörfunks in Österreich einschließlich einer Programmanalyse sogenannter »Grenzsender«. (1991)
- Foggensteiner, Alexander: Persönliche Motive und Hintergründe von Kriegs- und Konfliktberichterstattungen – eine Analyse. (1991)
- Hippacher, Robert: Funktionen lokaler Massenkommunikation. Lokalfernsehen in Tirol. Die Integrationsleistung von »Tirol-Heute« unter besonderer Berücksichtigung des Rezipienten. (1991)
- Karapanos, Nikolaus: Werbung im Alltag von Kindern: Kritischer Literatur- bzw. Forschungsüberblick zur Wirkung des Werbefernsehens auf Kinder. (1991)
- Kollin, Anneliese: Die Sprache im österreichischen Fernsehen: Eine Untersuchung der Sprachstruktur der aktuellen Informationssendungen unter besonderer Beachtung der »Zeit im Bild 1«. (1991)
- Lang, Brigitte: Frauen und Stereotypisierung durch das Fernsehen. Mit einer Inhaltsanalyse der Unterhaltungsserien von 16. Februar bis 2. April 1991. (1991)
- Martinz, Veronika: Die Integration behinderter Menschen durch das Fernsehen am Beispiel ausgewählter Informationsbeiträge des Österreichischen Rundfunks (ORF). (1991)
- Meister, Michael: Transformation oder Transmission? Zum Einfluß der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit des ORF auf die Informationsleistung der Österreichischen Tagespresse. (1991)
- Reumann, Maria: Der Filmkritiker Hans Winge. Eine biographische Studie zu Remigration im Bereich des Journalismus während der Besatzungszeit in Österreich. (1991)
- Unterkofler, Sabine: Die Kommunikationsleistung von Fernsehwerbung ermittelt anhand des Gallup-TV-Impact-Tests. (1991)
- Dobretsberger, Christine: teletext. Hat sich der ORF-Teletext zu einer Bildschirmzeitung entwickelt? Standortbestimmung – Entwicklungstendenz. (1992)
- Dorner, Gerhard: Darstellung von Massenmedien in Schulbüchern der 2. Republik unter Einbeziehung der Kinder- und Jugendbücher von 1945-1965. (1992)
- Drescher, Karl Heinz: Verstehen von Fernseh- und Leseinhalten. Eine empirische Untersuchung an Kindern. (1992)
- Duschlbauer, Thomas: Massenkultur und mediale Wertevermittlung [am Beispiel der TV-Serie »Simpsons«]. (1992)
- Geyer, Dorothea: Das Berufsbild des Journalisten im Film. Eine Inhaltsanalyse der im deutschsprachigen Raum erschienenen Journalistenfilme. (1992)
- Haas, Waltraud: Frühstücksfernsehen – Ein Programmvergleich von SAT 1, RTL plus und dem Programmangebot der Öffentlich-Rechtlichen in der BRD und Österreich. (1992)
- Hasitschka, Dorit: Fernsehen: Erwartungen, Ängste oder Hoffnungen. Eine Sammlung von Kritikpunkten über den Einfluß des Fernsehens auf die Gesellschaft. (1992)
- Herczeg, Petra: Mehrheiten-Minderheitenverhältnis – Ein kommunikatives Mißverhältnis? Kommunikationswissenschaftliche Überlegungen zu einem komplexen Problem am Beispiel der Kroaten im Burgenland. (1992)
- Kindermann, Wolfgang: Der Paradigmenwechsel im österreichischen Nachkriegsfilm am Beispiel von Axel Corti. (1992)
- Kohlreiter, Dagmar: Kind und Werbefernsehen im Rahmen der Rundfunkaufsicht in Österreich, Deutschland und den USA. (1992)
- Lassnig, Heinz Horst: Verkehrsinformation im Radio – »verkehrte« Information – informierter Verkehr. (1992)
- Oswald, Andrea: »Zeit im Bild 2«. Die Geschichte einer Nachrichtensendung im rundfunkpolitischen Umfeld. (1992)

- Posch, Susanne: Mediennutzung in Wohngemeinschaften. 5 Einzelfallstudien zu Nutzungsgewohnheiten in Realgruppen. (1992)
- Pröll, Gerfried: Lokalfernsehen als Antwort des ORF auf gesellschaftliche Strukturänderungen. Zwischenbilanz nach drei Jahren »Bundesland heute«. (1992)
- Reischl, Gerald: Die deutschsprachigen Immigranten in Australien von 1848-1992 und ihr Mediensystem. (1992)
- Sawetz, Josef: Bedeutungsstrukturen in der Fernsehwerbung. Entwicklung und Test einer zweistufigen quantitativ-semiotischen Analyseverfahren. (1992)
- Stefan, Gerald: Die Wirtschaftsjournalisten. Konventionen, journalistische Methoden und Gruppenkonsonanz der österreichischen Wirtschaftsberichtersteller. (1992)
- Török, Pia Maria: Dem Ungleichgewicht begegnen. Die Rolle der Medien in Papua-Neuguinea und ihr Beitrag zur ganzheitlichen Entwicklung des Landes unter Wahrung der kulturellen Identität. (1992)
- Wallisch, Stefan: Die Medienkriege. Die Problematik der modernen Kriegsberichterstattung. Vietnam-, Falkland- und Golf-Krieg als zeitgeschichtliche Fallbeispiele. Inkl. Auswahlbibliographie, Teil A. Dokumentationsvideocassette, Teil B. (1992)
- Artner-Rauch (geb. Kramberger), Ursula: Behindert die formale Gestaltung von Informationssendungen das Verstehen des Sendeinhaltes? Eine Analyse der formalen Gestaltung des vom ORF produzierten Umweltmagazins »Count Down« im Hinblick auf Reizüberflutung und kognitive Barrieren und deren Auswirkungen auf das Verstehen der übermittelten Inhalte bei Schulkindern. (1993)
- Batic, Natascha: Rekonstruktion einer österreichischen Reporter-Karriere am Beispiel »Thaddäus Podgorski«. Vom freien Mitarbeiter zum Generalintendanten. Ansatz zu einer Biographie unter dem Aspekt (medien)politischer Rahmenbedingungen der Jahre 1953 bis 1990 unter Berücksichtigung ihrer Thematisierung in der Presse. (1993)
- Brocza, Stefan: Fernsehen ohne Grenzen. Kommunikationspolitische Aspekte grenzüberschreitender Satellitenrundfunks in Österreich. (1993)
- Brunnsteiner, Eva: Das Kulturprogramm der RAI und der Berlusconi-Sender Canale 5 und Italia 1. (1993)
- Chomiak, Sonja Anna: Die Rolle der neuen Medien Kabelfernsehen und Computer im jugendlichen Lebenszusammenhang. Eine Studie niederösterreichischer Lebensweise am Beispiel Wiener Neustadt. (1993)
- Dietl, Susanne: Sozialkontakte und Mediennutzung in Stadtrandansiedlungen mit einer empirischen Untersuchung zur Wiener Großfeldsiedlung. (1993)
- Edlinger, Thomas: Maschinenträume. Ein Versuch über die Effekte technischer Medialisierung. (1993)
- Flor, Eleonore: Die Dramaturgie des Filmtons im Fernsehen. Eine Untersuchung anhand des Pilotfilms zur britischen Serie: A TV Dante. (1993)
- Ghokashaw (geb. Charkasi), Dana Tamara: Fernsehen in Jordanien zwischen Nationalismus und Verwestlichung: mit einem inhaltsanalytischen Vergleich zwischen einer jordanischen Fernsehserie und amerikanischen »Seifenoper«. (1993)
- Götschl, Herbert: Medien über Medien. Die Berichterstattung über Medien in österreichischen Tages- und Wochenzeitungen. (1993)
- Grüneis, Stefan: Die Medienpolitik der Niederlande. (1993)
- Haas, Christine: Die Darstellung von Gewalt in Fernsehnachrichtensendungen. Ein inhaltsanalytischer Vergleich zwischen den Nachrichtensendungen »Zeit im Bild – Ausgabe 19.30 Uhr« der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalt ORF und »RTL aktuell« des Privatsenders RTLplus. (1993)
- Hinterdorfer, Renate: Objektivität journalistischer Produkte am Beispiel der ORF-Berichterstattung. (1993)
- Jäger, Wolfgang Karl: »Neue« Kommunikationsstrategien der europäischen Fernsehwerbung. Dargestellt anhand von Fallbeispielen inklusive eines Vergleichs der Vorabendunterhaltungsshow des ORF mit dem SAT.1-»Glücksrad«. (1993)
- Jettmar, Eva: Datennetzwerke & Virtual Realities. Alternative Medien für ein neues Jahrtausend? (1993)
- Karner, Martha: Vergleichende Studie der beiden Sendungen »Ein Fall für den Volksanwalt« und »Konflikte«. Über die Notwendigkeit von Fernsehombudsmännern. (1993)
- Kogoj, Cornelia: Mediennutzung der Kärntner Slowenen. Eine empirische Untersuchung über die Bedeutung ethnischer Hörfunk- und Fernsehprogramme für die Identität und Sprache einer Volksgruppe. (1993)
- Kratschmar, Andreas: Technologie als Sinnersatz. Zur medialen Wirklichkeit des Golfkrieges. (1993)
- Kwaczik, Johannes: Stellenwert und Funktion der englischen Sprache im Medium Radio. Dargestellt am Beispiel des ORF-Senders »Ö3«. (1993)
- Lang, Johannes: Pirate Radio. Community Radio. Legales und illegales Lokalradio in Großbritannien. (1993)
- Loebermann, Jutta: Konzeption, Entstehung und Entwicklung eines privaten Lokalradios auf dem nordrhein-westfälischen Medienmarkt und sein Einfluß auf die lokale Öffentlichkeit. (1993)
- Mészáros, Martin: Audiovisuelle Nahversorger – Vorstadtkinos in Wien zwischen 1945 und 1965. (1993)
- Nolz (geb. Süß), Elke: Fernsehen als Wahlkampfmedium. Eine Analyse am Beispiel des österreichischen Präsidentschaftswahlkampfes 1992. (1993)
- Paul, Margit: Formen von »Reality TV« im deutschsprachigen Raum. Eine inhaltliche und filmisch-formale Untersuchung von Sendungen in RTL und SAT 1 unter Berücksichtigung medientheoretischer und medienphilosophischer Zusammenhänge. (1993)
- Ragger, Carmen: Literaturkritik im Fernsehen dargestellt anhand des Ingeborg-Bachmann-Preises in Klagenfurt von 1977 bis 1992. (1993)

- Reinberger, Andreas: Pay-TV. Funktionen und Alternativeleistungen einer neuen Programmform und deren Realisierung. Versuch einer mehrdimensionalen Inventarisierung unter besonderer Berücksichtigung des Beispiels »Premiere«. (1993)
- Schliz, Eva: Themenkarrieren in Fernsehnachrichten. Am Beispiel der »Zeit im Bild« um 19.30 Uhr und 22.00 Uhr. (1993)
- Schmitz-Peiffer, Markus: »Infotainment«. Gratwanderung zwischen Information und Unterhaltung. Versuch einer Einordnung in das Medienverhalten von Rezipienten. (1993)
- Tornai, Natalie: Emotionale Filmgestaltung als Teil der psychologischen Kriegsführung. Mit Fallbeispielen aus dem Golfkrieg. (1993)
- Turetschek, Franziska: Die Parlamentsberichterstattung des österreichischen Fernsehens. (1993)
- Ulrich, Andreas: Modernes Radio? US-amerikanische Rundfunkpolitik in Österreich (1945-1955) am Beispiel der Sendergruppe »Rot-Weiß-Rot«, Studio Wien. (1993)
- Wambacher, Gerlinde: Hörerbindung öffentlich-rechtlicher und privater Hörfunkanstalten in Österreich und Bayern – ein Vergleich der Strategien unter Berücksichtigung des Erwachens einer dualen Rundfunklandschaft. (1993)
- Williwald, Christian: Hörfunknachrichten im Vergleich verschiedener Formen der Nachrichtensprache im ORF und in Radio CD. (1993)
- Würfl, Andreas: Technologie als Sinnersatz. Zur medialen Wirklichkeit des Golfkrieges. (1993)
- Arnhof, Achim: Die Ökonomie des Österreichischen Rundfunks (ORF). (1994)
- Bierle, Andrea: Die Bedeutung des visuellen Erscheinungsbildes der Fernsehanstalten in einem wachsenden Medienmarkt. Eine vergleichende Studie. (1994)
- Draxler, Alexandra: Der Einbruch des Mediums Fernsehen in die Struktur sozialer Räume am Beispiel einer Mühlviertler Marktgemeinde. Oder: Wie das Fernsehen Alltag und Lebenswelt der Landbevölkerung umgestaltet hat. (1994)
- El Hifnawy, Gabriela Maria: Die Entstehung einer neuen Medienordnung in der Tschecho-Slowakei. (1994)
- Grubmayr, Caroline: Tiere in der Werbung. Eine inhaltsanalytische Untersuchung von TV-Spots im österreichischen Fernsehen. (1994)
- Haidvogel, Vanessa: »Die Donauprinzessin« – Seriedramaturgie und ihre Einflüsse aus anderen Genres. (1994)
- Hefner, Claudia: Die Sozialreportage. Zur Wiederentdeckung einer journalistischen Form im Österreichischen Fernseh- und Magazinjournalismus der 70er Jahre – Eine Analyse der Magazine »profil«, »Extrablatt«, »teleobjektiv«, und »Prisma«. (1994)
- Heilig, Renate: Das duale Rundfunksystem am Beispiel der Unterhaltungssendungen im Hörfunk. Ein Vergleich zwischen Bayern und Österreich, anhand der überregionalen Programme Bayern 3, Antenne Bayern und Ö 3. (1994)
- Höfer, Wolfgang: Fernsehen und politische Einstellung. Fernsehkonsum, Rigidität, Ambiguitätsintoleranz und die Einstellung zur Europäischen Union. (1994)
- Holper, Claudia: Kommunikationsereignis »Game Show«. (1994)
- Hübner, Klaus: Star Trek, Twin Peaks, Grunge: Prozesse des multimedialen Kulturtransfers. (1994)
- Kabil, Linda-Maria: Der politische Skandal in der österreichischen Berichterstattung. (1994)
- Kröll, Stefan (gem. m. Wurnitsch, Martin): Die Region Tirol und ihre Massenmedien. Bestandsaufnahme der regionalen Massenmedien Nord- und Südtirols im Hinblick auf grenzüberschreitende Thematisierungsleistungen – unter besonderer Berücksichtigung neuer Herausforderungen auf seiten des Kommunikators im Zuge der Diskussion über die »Europaregion Tirol«. (1994)
- Ladinig, Ute Maria: Die Programm-Promotion im Vorfeld der Rundfunkderegulierung. Entstehung, Entwicklung, Organisation, Funktion und Rezeption der Programm-Promotion im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, am Beispiel des ORF. (1994)
- Lang, Eva: Musik ist Trumpf. Ziele, Möglichkeiten und Wirkungen des Einsatzes von Musik in der Fernsehwerbung. (1994)
- Mayrhofer, Hubert: »Mini-ZIB« und »ZIB« im Spannungsfeld zwischen Zielgruppe und Produzenten. (1994)
- Potesil, Beatrix: Bildungsspezifische Gewaltrezeption beim audiovisuellen Medium Fernsehen – die Medienpädagogik als Regulativ des Gewaltkonsums. (1994)
- Schwab, Claudia Anne-Maria: Das Verhalten öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten bei der Einführung technischer Verbesserungen des herkömmlichen Fernsehens, im speziellen der Standards D2 MAC, HD MAC und PAL plus sowie des Digitalfernsehens. Eine Analyse für Österreich, Deutschland und Italien. (1994)
- Schwarzer, Albert: Geschlecht und Werbung. Das ritualisierte Rollenspiel von Männern und Frauen in der TV-Werbung. (1994)
- Soboll, Grit-Elke: Regionales beziehungsweise lokales Radio am Beispiel des Bundeslandes Kärnten. Radio Kärnten und die Konkurrenzsituation durch die zielgerichteten Einstrahlungen von Kommerzprogrammen. (1994)
- Stachel, Edda: Vom Schreiben besessen. Ein Beitrag zur Biographie des österreichischen Journalisten, Dramatikers und Drehbuchautors Thomas Pluch (1934-1992). (1994)
- Stolba, Petra: Staatliche österreichische Medienpolitik und ihr Beitrag zur Integration von Minderheiten. Die Rolle der Massenmedien im Zusammenhang mit Problemen der kulturellen Integration und kulturellen Vielfalt. (1994)

- Tamegger, Harald Willibald: Universitätsradio. Eine internationale Bestandsaufnahme zum Themenschwerpunkt Universitätsradio im Hinblick auf ein künftiges Universitätsradio in Wien. (1994)
- Tauber, Silvia: Funktionen und Strategien von öffentlich-rechtlichem Lokalradio. Ein inhaltsanalytischer Vergleich der aktuellen Mittagsinformationssendungen »Radio Wien – Stadtjournal«, »Die steirische Rundschau« sowie »Burgenland aktuell«. (1994)
- Tieben, Helga: Umweltberichterstattung in Österreich. Gesellschaftspolitische Auswirkungen und mögliche Beiträge der österreichischen Umweltberichterstattung zum Umweltbewußtsein. (1994)
- Tomann, Nicole: Sozialdemokratische Medien- und Kommunikationspolitik. Die medienpolitische Diskussion in der SPÖ untersucht anhand der Themenbereiche »Parteipresse«, »Presseförderung« und »ORF« 1970 – 1993. (1994)
- Wegener, Daniela: Das Phänomen Angst in der Werbung unter besonderer Berücksichtigung von Social-Advertising anhand der Fallbeispiele Aidskampagne 1991 (Kinospots) und Zeckenkampagnen 1991-93 (Fernsehspots). (1994)
- Willer, Alexander: Teleevangelism: Die Populärreligion des US-Technopols. (1994)
- Wurnitsch, Martin (gem. m. Kröll, Stefan): Die Region Tirol und ihre Massenmedien. Bestandsaufnahme der regionalen Massenmedien Nord- und Südtirols im Hinblick auf grenzüberschreitende Thematisierungsleistungen – unter besonderer Berücksichtigung neuer Herausforderungen auf seiten des Kommunikators im Zuge der Diskussion über die »Europaregion Tirol«. (1994)
- Aldbrecht, Josef Peter: Leistungsindikatoren für mischfinanziertes öffentlich-rechtliches Radio. Versuch einer Inventarisierung von Leistungsindikatoren für öffentlich-rechtliches Radio unter besonderer Berücksichtigung des Hörfunks in Österreich. (1995)
- Amonn, Bettina: »Il Palinesesto«, Fernseh-Programmschema auf Italienisch. Der Kampf ums Fernsehpublikum in Italien zwischen Berlusconi Fininvest und der staatlichen RAI seit den 70er Jahren. (1995)
- Bübl, Andreas: Golf im Trend. Der Golfboom im Umfeld sich verändernder Freizeitnutzung und mediale Reaktionen. (1995)
- Quivalo, Jure: Der Werbeträger Fernsehen: Spezifische Übermittlung werbekommunikativer Inhalte, sowie systematische Erforschung der Werbeträgerqualität, dargestellt am Beispiel des ORF. (1995)
- Dunkl, Ingrid: Ein pannonischer Mensch. Ein Beitrag zur Biographie des österreichischen Publizisten, Journalisten und Drehbuchautors Hellmut Andics (geb. 25.8.1922) unter besonderer Berücksichtigung seiner Jahre im Burgenland (1967 bis 1993). (1995)
- Freigang, Barbara Maria: Privatwirtschaftlich organisiertes Ballungsraum-Fernsehen für Wien. Perspektiven zu Ökonomie und publizistischem Anspruch aus Expertensicht; unter Berücksichtigung von Fallbeispielen aus München, Nürnberg, Berlin und Hamburg. (1995)
- Hubmann, Doris Elisabeth: Humor in der TV-Werbung. Eine Untersuchung der ORF-Werbespots und des Fallbeispiels der TV-Kampagne für Red Bull. (1995)
- Kerner, Julia: Zukunft des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland. Versuch eines perspektivischen Ausblicks vor dem Hintergrund eines Vergleichs mit privaten Fernsehgesellschaften und unter besonderer Berücksichtigung des Beispiels »Deutsche Welle«. (1995)
- Koller, Ursula: Familie und amerikanische Fernsehserien am Beispiel der Situationskomödie »The Cosby-Show«. (1995)
- Kriegelstein, Clemens: Bedingungen langfristiger Werbewirkung anhand der Geschichte von vier TV-Kampagnen: Ariel, Omo, Persil, Pro-Dixan von 1970 bis 1980. (1995)
- Kuhs, Jordi Serge: Rückkehr zur Demokratie. Die Entwicklung der Presse- und Fernsehlandschaft Chiles seit 1970. (1995)
- Lechleitner, Daniela: Hörfunkwerbung in Österreich 1924-1957. Zwischen selbständiger Entwicklung und amerikanischer Einflußnahme. (1995)
- Malischinig, Gregor: Die Realität der deutschsprachigen Kinder-Nachrichten im Fernsehen. ORF-»Mini-ZiB« und ZDF-»Logo« – ein Vergleich. (1995)
- Meissl, Barbara: Das Sprachverhalten von Frauen und Männern im öffentlichen Rundfunk am Beispiel von »Ö3-Freizeichen«. (1995)
- Pleininger, Johann: Die Erfolgs-Story von CNN. Vom »Chicken Noodle Network« zur Stimme des »Global Village«. (1995)
- Preiss, Ralph: Die Teilprivatisierung des Mediums Fernsehen in Spanien und seine Auswirkungen – eine Analyse aus medienökonomischer Sicht. (1995)
- Reisinger, Regina: Präferenzstrukturen und Identifikation bei Kindern bezogen auf die Charaktere der »Confetti«-Familie – oder: Was Mädchen und Jungen an Fernsehfiguren finden. (1995)
- Roßbach, Gabriela: Die Neuordnung des Rundfunks in der ehemaligen DDR. (1995)
- Schernthaner, Alexandra Isabella Maria: Das freie nicht-kommerzielle Radio in Wien. Eine Untersuchung zum Zusammenhang von Gegenöffentlichkeit und freien Radios anhand der ehemaligen Wiener Piratliniensender. (1995)
- Schürhagl, Dietmar: Günther Nenning und die Intellektualität. (1995)
- Sereinig, Manuela: Silvio Berlusconi im Spannungsfeld von Politik und Medien. (1995)
- Soran, Patrizia: Demokratische Aspekte nicht-kommerzieller Lokalradios. Ein normativ-empirischer Ansatz mit Erfahrungsberichten aus 12 Staaten. (1995)
- Spanz, Eva-Maria: Die Auslandskorrespondentin. Eine Vergleichsanalyse von weiblichen und männlichen Auslandskorrespondenten am Fallbeispiel ORF. (1995)

- Spitaler, Christian: Radio Free Europe in Rumänien. Eine empirische Studie über den Einfluß von RFE in Sibiu (Hermannstadt) vor dem Hintergrund des revolutionären politischen Elitenwechsels des Jahres 1989 und seiner Folgewirkungen. (1995)
- Steurer, Siegfried: Schöne neue Wirklichkeiten? Virtual Reality als Herausforderung für die Medienethik. (1995)
- Thiemard, Beatrix: Fernseh-Confrontainment – ein aggressives Kommunikationsspiel. Eine inhaltsanalytische Betrachtung des dramaturgischen Spannungsaufbaues der TV-Diskussionssendungen »Der heiße Stuhl« (RTL), »Einspruch« (SAT 1) und »Argumente« (ORF 2). (1995)
- Waldner, Gabriele Bernadette: Bruno Kreisky, Medienstar. Zur Bedeutung von Kalkül und Intuition in der politischen Kommunikation. (1995)
- Walzer, Annette Stephanie Charlotte: VIVA Medienkultur & Zeitgeist. Eine Studie der Akzeptanzkriterien des Musikersenders VIVA. (1995)
- Wirlinger, Hannes: Der Stellenwert des Hörfunks bei der Glaubenskommunikation. (1995)
- Blauensteiner, Kerstin: Mediennutzungsverhalten älterer Menschen in Beziehung gesetzt zum sozialen Umfeld. (1996)
- Dörfler, Edith: Schatten des Grauens. Die filmische Darstellung des Holocaust. (1996)
- Douschan, Alexandra: Ghettoisierung von Frauenthemen, Schublade oder Chance. Am Beispiel der ORF Fernsehsendung »Wir Frauen«. (1996)
- Frisch, Gabriele: »Infotainment« – Argumente gegen den Kulturpessimismus des TV-Zeitalters. (1996)
- Fritz, Susanne B.: Radio Adria. Monographie der ersten österreichischen Privatradiostation für deutschsprachige Urlauber in Italien. (1996)
- Granig, Tanja: Der Einfluß des Kommentars auf die Rezeption aggressiver Spielweisen im Eishockey. (1996)
- Gruber, Petra: Digitaler Rundfunk: Entwicklungen – Chancen – Gefahren. Eine Bestandsaufnahme mit besonderer Berücksichtigung der technischen Entwicklung, der sich verändernden Leistungen und Anforderungen und der medienpolitischen Diskussion am Beispiel Österreich (Blue Danube Radio und Radio Österreich International) und Deutschland. (1996)
- Hafner, Petra: Der Umgang mit und gegenüber Macht in politischen TV-Diskussionen. Geschlechtsspezifische Unterschiede im verbalen und nonverbalen Kommunikationsstil. Aufgezeigt anhand der Diskussionsendungen »Wahl '95« mit den fünf SpitzenkandidInnen. (1996)
- Haschke, Richard: Zapping und Cueing. Ende oder Neubeginn der Filmerzählung. Eine mediengeschichtliche Analyse. (1996)
- Kancler, Petra: Medien und Werbung in Slowenien. (1996)
- Kastner, Martin: Rundfunkliberalisierung anhand der Einführung von Regional- und Lokalradio in Österreich. Regionalradio: mit einer vergleichenden Radioformatanalyse von Antenne Steiermark, Radio Steiermark und Ö 3. (1996)
- Kernbeiss, Günter: Fernsehnachrichten und deren Verarbeitung. Die Beeinflussung der Informationsaufnahme durch Emotionen – erhoben mit psychophysiologischen Meßmethoden. (1996)
- Klima, Martin: Die Vermittlung von Werten durch Humor, Komik und Lachen. Eine qualitativ-quantitative Analyse von Sitcoms. (1996)
- Kotzina, Roman: Fernsehen als Alterssitter. Probleme des Alters und der Lebenssituation alter Menschen. (1996)
- Kotzmuth, Roberta: Nichtkommerzieller Hörfunk in den USA. Dargestellt anhand von Fallbeispielen der San Francisco Bay Area. (1996)
- Kroemer, Heike Maria: Die Bedeutung des TV-Genres Talkshows für die Gesellschaft und dessen Möglichkeit, Wissensklüfte zu verringern. Eine Untersuchung zur internationalen Entwicklung der Talkshow sowie deren Etablierung in Österreich am Beispiel von »Zur Sache«, »Schiejok täglich«, »Vera« und »Help-TV«. (1996)
- Lauffer, Gerald: Arbeitslosigkeit und Fernsehnutzung. Zur Funktionalität und Dysfunktionalität einer Bewältigungsstrategie. (1996)
- Leitner, Karl: Personalisierung, Dethematisierung, Negativismus: Die »Amerikanisierung« der Wahlberichterstattung in den österreichischen Medien. (1996)
- Leutgeb, Manfred: Dem Wahl steigt das Fernsehen zu Kopf! Sprechhandlungen und Kommunikationsstrategien im Hohen Haus. (1996)
- Luser, Wolfgang (gem. m. Rogner, Josef): Interaktives Fernsehen. Das Postulat der Interaktion. (1996)
- Mierau, Christoph: Die elektronischen Medien Islands. Eine explorative Studie eines kleinstaatlichen Mediensystems. (1996)
- Molner, Hans Jürgen: Das rumänische Mediensystem. (1996)
- Müller, Edith: Die Auslandsösterreicher. Eine Untersuchung über Mediennutzung und kulturelle Identität bei aktiven Auslandsösterreichern. (1996)
- Ollmann, Elisabeth: Medienpolitik und journalistische Arbeitsbedingungen in Rußland. Untersuchung des Verhältnisses zwischen Politik und Medien und der Arbeitsbedingungen von Journalisten und Auslandskorrespondenten nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. (1996)
- Radke, Susanne: Werbung im Sport, wie funktioniert sie? Eine Analyse des Ineinandergreifens von Wirtschaft, Massenmedien, Sportlern und Zuschauern mit einem Schwerpunkt im Bereich Schisport. (1996)
- Rogner, Josef (gem. m. Luser, Wolfgang): Interaktives Fernsehen. Das Postulat der Interaktion. (1996)
- Rotheneder, Petra Andrea: Radio unter Konkurrenzdruck. Auswirkungen von Wettbewerb auf Radio-Programm und -Marketing am Beispiel des New Yorker Hörfunks. (1996)

- Scharmüller, Rudolf: Die Insel und das Medium. Fidschi: Medien und Politik in einer jungen inselstaatlichen Demokratie. (1996)
- Schatz, Gunther: Computer-Animations. Die Mechanik des digitalen Bildes in Film und Medien. (1996)
- Schweiger, Ursula Johanna: »... ums Lesen, Schauen, Hören und wie das Ganze damals war ...« Mediennutzung junger Frauen in den Nachkriegsjahren. Ein Oral History Projekt. (1996)
- Spreitzhofer, Michael: Die Rolle von Musikvideos in den Jugendkulturen der 80er und 90er Jahre am Beispiel von MTV 1981-1996. (1996)
- Steinthal, Karin: »Dober dan Koroska«. Die Volksgruppensendungen in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten am Beispiel Österreich, Italien und der Schweiz im Vergleich, unter besonderer Berücksichtigung Kärntens. (1996)
- Svejkovsky, Katharina: Dziga Wertow. Publizist und Poet des Dokumentarfilms. (1996)
- Szilády, Silvia: Der ungarische Medienkrieg: Entwicklungen und Tendenzen in der ungarischen Medienpolitik nach der Wende (1990-1994). (1996)
- Tarzi, Alexander Elias: Medienpolitik und Imagebildung der SPÖ in der ersten Hälfte der sechziger Jahre bis zur Wahlniederlage 1966 unter besonderer Berücksichtigung der Olah-Affäre und des Rundfunkvolksbegehrens der parteiunabhängigen Presse. (1996)
- Turner, Christine A.: Kulturvermittlung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen unter den Bedingungen gewandelter Fernsehnutzung. (1996)
- Tichy, Martina: Nachrichten im regionalen Hörfunk. Ein Vergleich der Nachrichtensendungen des öffentlich-rechtlichen »Radio Steiermark« und des privaten Senders »Antenne Steiermark«. (1996)
- Ulusoy, Selin: Politische Werbung in der Türkei. Einsatz und Instrumentalisierung von Massenmedien am Beispiel der Parlamentswahlen vom 24.12.1995. (1996)
- Vogl, Ingrid: Familien und Medien. Auswirkungen verschiedener Familienstrukturen auf den Medienumgang der Familienmitglieder am Beispiel unterschiedlicher Amstettner Familien. (1996)
- Zamernik, Bettina: Audiovisuelle Medien in Ungarn (1988-1995). (1996)
- Zwettler, Markus: Der informelle Wert des Fernsehens. Von der Möglichkeit audio-visueller Semiosis. (1996)
- Zwickl, Veronika: Rezipientenverhalten im Alltagsleben älterer Menschen. Mit einer empirischen Studie zum Mediennutzungsverhalten älterer alleinstehender Frauen unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Lebenskontexte der Probandinnen. (1996)
- Fritz Hausjell, Wien
- Bathrick, David: Radio und Film für ein modernes Deutschland: Das NS-Wunschkonzert. In: Irmbert Schenk (Hrsg.): Dschungel Großstadt. Kino und Modernisierung. Marburg 1999. S. 112-131.
- NS-Rundfunkpolitik und das Wunschkonzert.
Das »Wunschkonzert« und der Diskurs des »Reaktionären Modernismus« [Der Film »Wunschkonzert« von Eduard von Borsody, 1940].
- Bauer, Helmut G: Chronik 1998. Hörfunkentwicklung 11/97 bis 10/98. In: Stephan Ory und Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 98/99. Berlin 1999. S. 43-50.
- Bentele, Günter: Öffentlichkeitsarbeit in der DDR. Verständnisse, Berufsfeld und zeitgeschichtlicher Faktor. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 395-408.
- Bernhard, Henry: 75 Jahre Radio: »... bringt ihnen einen Foxtrott zu Gehör«. In: Stephan Ory und Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 98/99. Berlin 1999. S. 11-41.
- Manuskript einer Sendung der WDR-Reihe »Zeit-
Zeichen« zum 75. Geburtstag des Hörfunks in
Deutschland 1998.
- Beutelschmidt, Thomas: Zwischen Forschungsgegenstand und ästhetischer Audiovision – Was bleibt vom DDR-Fernsehen? Versuch einer Antwort. In: Joachim von Gottberg, Lothar Mikos und Dieter Wiedemann (Hrsg.): Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens. Berlin 1999. S. 34-45.
- Diller, Ansgar: Öffentlich-rechtlicher Rundfunk. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 146-166.
- Dörfler, Edith; Wolfgang Pensold: Der Zauberspiegel der Nation. Zur Etablierung des Fernsehens in Österreich. In: Medien & Zeit. Jg. 14. 1999. H. 2. S. 16-42.
- Donsbach, Wolfgang: Journalismus und journalistisches Berufsverständnis. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 489-517.
- Nach Zeitspannen gegliederte Geschichte des Journalismus in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR.
- Esser, Frank: Zwischen eigener Tradition und angelsächsischem Vorbild. Die Auswirkungen der anglo-amerikanischen Reeducation-Bemühungen auf den deutschen Journalismus. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 664-675.
- Fischer, Bernhard: Literatur – Rundfunk – Zeitschrift. Anmerkungen zum intermedialen Austausch. In: Monika Estermann und Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960. Wiesbaden 1999. S. 247-255.
- Zur Mehrfachverwertung von Literatur im Hörfunk und in Zeitschriften und der damit verbundenen ge-

genseitigen Förderung der Literatur (Essays, Hörspiele usw.) durch die beiden Medien in den 50er Jahren.

Fischer, Jörg-Uwe: Fernsehgemeinschaftsempfang. Bildmanipulation in den fünfziger Jahren. (Fotos aus dem Deutschen Rundfunkarchiv). In: Info 7. Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 13. 1998. H. 3. S. 143-145.

Über Organisationsformen des Fernsehgemeinschaftsempfangs in der DDR.

Garay, Ronald: Televising presidential impeachment: the US Congress sets the stage. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 19. 1999. Nr. 1. S. 57-68.

Zur amerikanischen Fernsehberichterstattung über das Amtsenthebungsverfahren gegen Richard Nixon wegen der Watergate-Affäre 1973/74.

Haedecke, Gert: SWF 3 – Lebensweg eines Radioprogramms. In: Stephan Ory und Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 98/99. Berlin 1999. S. 65-80.

Hafez, Kai: Zwischen Globalisierung und »Beduinisierung«. Massenmedien im gesellschaftlichen Wandel der arabischen Welt. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Jg. 44. 1999. H. 6. S. 719-726.

Halefeldt, Horst O.: Programmgeschichte des Hörfunks. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 211-230.

Heinelt, Peer: PR als Dienst an der »Volksgemeinschaft«. Biographische Untersuchungen zur Geschichte einer Kommunikationsdisziplin. In: Medien & Zeit. Jg. 14. 1999. H. 1. S. 4-31.

Zur Geschichte der PR-Theorie in Deutschland und ihrer Verwurzelung in der NS-Ideologie.

Public Relations in Deutschland.

PR-Päpste (Carl Hundhausen, Albert Oeckl, Franz Ronneberger).

Hermann, Conny: Zehn Jahre Frauenpower. Happy Birthday »Mona Lisa«. In: ZDF Jahrbuch [19]98. Mainz 1999. S. 140-141.

Hickethier, Knut: Fernsehen und kultureller Wandel. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 143-159.

Über die »historische Veränderung im Zuschauen« von den 50er bis in die 90er Jahre.

Die 50er Jahre: Bestaunen des Neuen.

Routinisierungen und Ritualisierungen in den 60er Jahren.

Enttabuisierung des Privaten in den 70er Jahren.

Flexibilisierung des Zuschauens in den 80er Jahren.

Die 90er Jahre: Befriedigungsinstrument in der Medienkultur.

Hickethier, Knut: Genre oder Format? Veränderungen in den Fernsehprogrammformen der Unterhaltung und Fiktion. In: Joachim von Gottberg, Lothar Mikos und Dieter Wiedemann (Hrsg.): Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens. Berlin 1999. S. 204-215.

Hickethier, Knut: Zwischen Gutenberg-Galaxis und Bilder-Universum. Medien als neues Paradigma, Welt zu erklären. In: Geschichte und Gesellschaft. Jg. 25. 1999. H. 1. S. 146-172.

Unter dem Aspekt medientheoretischer und medienhistorischer Forschung.

darin: Die Reetablierung der Filmgeschichte als eine neu definierte Geschichte einer Medienkunst; Von der Institutionengeschichte zur Programmgeschichte – Fernsehen als Beispiel.

Hömberg, Walter: Publizistikprofessor mit Profil. Michael Schmolke 65 Jahre. In: Communicatio socialis. Jg. 32. 1999. H. 1. S. 91-93.

Hoff, Peter: Von der Ostschrippe zum Designerbrötchen. Fernsehkrimis in der DDR – unter besonderer Berücksichtigung des Polizeiruf 1-1-0 – einst und heute. In: Joachim von Gottberg, Lothar Mikos und Dieter Wiedemann (Hrsg.): Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens. Berlin 1999. S. 278-289.

Holzweißig, Gunter: Massenmedien in der DDR. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 573-601.

Holzweißig, Gunter: DDR-Mediengeschichte: Probleme der Quellenkritik und der Zeitzeugenbefragung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 178-185.

Illner, Maybrit: Gewonnenes Neuland. Das »ZDF-morgenmagazin« vor der 1000. Sendung. In: ZDF Jahrbuch [19]98. Mainz 1999. S. 122-123.

Kiefer, Marie-Luise: Hörfunk- und Fernsehnutzung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 426-446.

Nach Zeitspannen gegliederte Geschichte der Hörfunk- und Fernsehnutzung in der Bundesrepublik Deutschland.

Krugler, David F.: Radio's Cold War sleight of hand: the Voice of America and Republican dissent, 1950 - 1951. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 19. 1999. Nr. 1. S. 27-38.

Kutsch, Arnulf: Rundfunk unter alliierter Besatzung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 59-90.

Legal, Claus: 281 x »Derrick«. Eine Bilanz. In: ZDF Jahrbuch [19]98. Mainz 1999. S. 94-95.

Leonhard, Joachim-Felix: Audiovisuelles Erbe. Zur Überlieferung von Hörfunk und Fernsehen in Deutschland. In: Joachim von Gottberg, Lothar Mikos und Dieter Wiedemann (Hrsg.): Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens. Berlin 1999. S. 70-81.

Leonhard, Joachim-Felix: Medien und Journalismus in der DDR. Quellen zur Rundfunkgeschichte der DDR. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikati-

onswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 170-177.

Lersch, Edgar: Buch und Literatur im Hörfunkprogramm der Landesrundfunkanstalten. In: Monika Estermann und Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960. Wiesbaden 1999. S. 58-80.

Lilienthal, Volker: Der erste Fernseherfolg. Werner Höfer und der »Internationale Frühschoppen«. In: Ulrich P. Schäfer, Thomas Schiller, Georg Schütte (Hrsg.): Journalismus in Theorie und Praxis. Beiträge zur universitären Journalistenausbildung. Festschrift für Kurt Koszyk zum 70. Geburtstag. Konstanz 1999. S. 327-344.

Lilienthal, Volker: Lauschen nach dem Publikum. Die Geschichte der Hörerforschung. In: Stephan Ory und Helmut G. Bauer (Hrsg.): Hörfunk-Jahrbuch 98/99. Berlin 1999. S. 53-63.

Lipfert, Markus: »das aktuelle sport-studio« 1998. Ein Konzept, das sich in 35 Jahren bewährt hat. In: ZDF Jahrbuch [19]98. Mainz 1999. S. 142-145.

Löffler, Sigrid: Wider die Existenzlogik des Fernsehens. Zehn Jahre »Das Literarische Quartett«. In: ZDF Jahrbuch [19]98. Mainz 1999. S. 99-102.

Ludes, Peter: Programmgeschichte des Fernsehens. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 255-301.

MacMurrough-Kavanagh, M. K.: Boys on top: gender and authorship on the BBC Wednesday Play, 1964 - 70. In: Media, culture and society. Vol. 21. 1999. Nr. 3. S. 409-425.

Über Frauen als Autorinnen der Fernsehspielreihe »Wednesday Play« der BBC.

Matzigkeit, Rafaela: In Amerika »Mr. Trademark« - in Deutschland vergessen. Fritz Lewy - Eine Spurensuche. In: Neues Rheinland. Jg. 42. 1999. H. 2. S. 4-5.

Fritz Lewy, 1893 - 1950, Grafiker und Bühnenbildner, 1927 - 1933 Leiter (Chefgrafiker) der »Propaganda- und Bildstelle« der WERAG

Münkel, Daniela: Zwischen »Kaderschmiede« und Professionalisierung: Rundfunkjournalistenausbildung in der DDR der fünfziger Jahre am Beispiel der Rundfunkschule [1950 - 1955]. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 186-199.

Mullen, Megan: The pre-history of pay cable television: an overview and analysis. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 19. 1999. Nr. 1. S. 39-56.

Über die frühen Projekte in den USA in den 50er bis 70er Jahren: STV, HBO, The Movie Channel u.a.

Nickel, Gunther: Das Hörspiel als Buch. Strategien zur Legitimation und Förderung einer Funkform als Literatur. In: Monika Estermann und Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960. Wiesbaden 1999. S. 230-246.

Am Beispiel der Buchreihen »Das Hörspielbuch« (1950-1961) und »Hörwerke der Zeit« (1955-1965).

Nutz, Walter: Alphons Silbermann's 90th anniversary: a personal tribute. In: Communications. The European journal of communication research. Vol. 24. 1999. Nr. 2. S. 141-143.

Papier, Hans-Jürgen, Johannes Möller: Presse- und Rundfunkrecht. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 449-468.

Pietrzynski, Ingrid: »Die Menschen und die Verhältnisse bessern ...« Literaturvermittlung in Literatursendungen des DDR-Rundfunks. In: Monika Estermann und Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960. Wiesbaden 1999. S. 120-180.

Pöttker, Horst: Zwischen Politik und publizistischer Professionalität. Zum journalistischen Umgang mit der NS-Vergangenheit seit 1945. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 648-663.

Prümm, Karl: Dokumentarisches Fernsehen und Modernisierung. In: Joachim von Gottberg, Lothar Mikos und Dieter Wiedemann (Hrsg.): Mattscheibe oder Bildschirm. Ästhetik des Fernsehens. Berlin 1999. S. 95-103.

Zur »entscheidenden Rolle des Fernsehens beim Übergang in eine liberale Gesellschaft, beim Bewußtseins- und Wertewandel, der sich in den sechziger Jahren auf radikale Weise vollzog«. Am Beispiel der dokumentarischen Formen im Fernsehen.

Requate, Jörg: Die audiovisuellen Medien der DDR und ihr Publikum. Möglichkeiten und Grenzen eines kommunikativen Austausches. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 200-211.

Über die Kommunikationsprozesse des Rundfunks in der DDR mit seinem Publikum vor allem am Beispiel der »Aktuellen Kamera«.

Requate, Jörg: Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse. In: Geschichte und Gesellschaft. Jg. 25. 1999. H. 1. S. 5-32.

darin: Theoretische Ansätze zu einer Geschichte der Öffentlichkeit; Öffentlichkeitsstrukturen in modernen Diktaturen. Das Beispiel der DDR.

Schauer, Peter A.: Österreich ist nicht Amerika. Einige persönliche Fernseherinnerungen (Zeitzeugenbericht). In: Medien & Zeit. Jg. 14. 1999. H. 2. S. 51-55.

Schmidt, Siegfried J.: Werbung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 518-544.

Nach Zeitspannen gegliederte Geschichte der Werbung in der Bundesrepublik Deutschland.

Schneider, Beate: Massenmedien im Prozeß der deutschen Vereinigung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 602-629.

Smaele, Hedwig de: The applicability of Western media models on the Russian media system. In: Euro-

pean journal of communication. Vol. 14. 1999. Nr. 2. S. 173-189.

Sösemann, Bernd: Die 68er Bewegung und die Massenmedien. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 672-697.

Steinmaurer, Thomas: Visionen der Television. Vorstufen der Fernsehentwicklung. In: Medien & Zeit. Jg. 14. 1999. H. 2. S. 4-15.

Steinmetz, Rüdiger: Initiativen und Durchsetzung privatkommerziellen Rundfunks. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 167-191.

Sterne, Jonathan: Television under construction: American television and the problem of distribution, 1926-62. In: Media, culture and society. Vol. 21. 1999. Nr. 4. S. 503-530.

Stiehler, Hans-Jörg: Leben ohne Westfernsehen: Ergebnisse biographischer Interviews im Raum Dresden. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 212-224.

Zur Fernsehnutzung in der DDR im Raum Dresden (»Tal der Ahnungslosen«), in dem das Westfernsehen nicht empfangen werden konnte.

Wagner, Hans-Ulrich: Das Medium wandelt sich, die Autoren bleiben. Neubeginn und Kontinuität rundfunkfernerer Schriftsteller (1930 - 1960). In: Monika Estermann und Edgar Lersch (Hrsg.): Buch, Buchhandel und Rundfunk 1950 - 1960. Wiesbaden 1999. S. 201-229.

Mit »medienliterarischen« Porträts von Josef Martin Bauer, Fred von Hoerschelmann, Heinz Oskar Wuttig und Günter Eich.

Wilke, Jürgen: Nachrichtenagenturen. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln, Weimar, Wien 1999. S. 469-488.

Wischermann, Ulla: Frauenöffentlichkeiten – Annäherungen aus historischer Perspektive. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 351-362.

darin: Frauenöffentlichkeiten in der deutschen Nachkriegszeit; Frauen und Medien; Die allgemeinen Medien; Frauenmedien, Das berufliche Handeln von Journalistinnen.

Wolfrum, Edgar: Politik mit der Erinnerung – Die Folgewirkungen des 17. Juni 1953. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 466-475.

darin: Mythenbildungen: Die narrative und ikonographische Verdichtung des 17. Juni 1953; Massenmedien und Geschichtskultur in den 60er Jahren; Massenmedien und geschichtspolitische Polarisierung seit der Neuen Ostpolitik.

Zubayr, Camille, Andreas Fahr: Die Tagesschau: Fels in der dualen Brandung? Ein Vergleich von Inhalten und Präsentationsformen 1975 und 1995. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Massenmedien und Zeitgeschichte. Berichtsband der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK) vom 20. bis 22. Mai 1998 in Mainz. Konstanz 1999. S. 638-647.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Examenskolloquium Rundfunkforschung in Baden-Baden

Das 27., nun »Baden-Badener«, Examenskolloquium des Studienkreises Rundfunk und Geschichte zeigte in mehrfacher Hinsicht, daß diese bewährte Aktivität des Studienkreises auch in der heutigen Hochschullandschaft von Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen nachgefragt wird. Vom 19. bis 21. November 1999 folgte der Studienkreis mit seinem Examenskolloquium Rundfunkforschung einer Einladung des Südwestrundfunks (SWR) und traf sich zum Diskurs mit Studierenden. Die Organisatoren für das Examenskolloquium waren Dr. Ralf Hohlfeld (Universität Eichstätt), Dr. Marianne Ravenstein (Universität Münster) und Norbert Weigend (Universität Essen). Das Kolloquium des Studienkreises ist Ausdruck von Erfahrungen: der Erfahrung, daß Forschungsarbeiten zu verschiedenen Themen und Gegenstandsbereichen der Rundfunkforschung die Beratung durch Experten und Expertinnen erfordern; der Erfahrung, daß gelernt werden kann, mit den unterschiedlichen Schwierigkeiten bei der Anfertigung von Examensarbeiten umzugehen, wenn schon nicht sie gänzlich zu beheben.

Neben der Beratungsarbeit der Studierenden in insgesamt drei Arbeitsgruppen informierten sich die Teilnehmer des Kolloquiums am Freitag über das Multimedia-Projekt des SWR DAS DING. Marcus Schuler, der Projektleiter, berichtete über die Zielsetzung und präsentierte zahlreiche Beispiele. Am Sonntag referierten Walter Klingler und Maria Gerhards von der Abteilung Medienforschung des SWR zum Thema »Das Unterhaltungsgenre und die Unterhaltungsrezeption«. Die Diskussion über diesen Bereich der Rezeptionsforschung machte den Stellenwert von Langzeitstudien auch für die aktuelle Perspektive deutlich.

Insgesamt 25 studentische TeilnehmerInnen und zehn BetreuerInnen (neben den Organisatoren waren Dr. Ansgar Diller, Dr. Walter Klingler, Veit Scheller, Prof. Rüdiger Steinmetz, Prof. Reinhold Viehoff, Ursula Wagenführ, Dr. Oliver Zöllner »vor Ort«) nahmen am Examenskolloquium zur Rundfunkforschung teil.

Marianne Ravenstein, Münster

Arbeitsgruppe »Rundfunkgeschichte«

Neun Examenskandidatinnen und -kandidaten fanden sich, beraten von Ursula Wagenführ

(Herausgeberin der »fernsehinformationen«, Gauting), Ansgar Diller (Leiter des Historischen Archivs der ARD im Deutschen Rundfunkarchiv Frankfurt am Main-Berlin) und Veit Scheller (Leiter des Historischen Archivs des Zweiten Deutschen Fernsehens, Mainz) in der Arbeitsgruppe »Rundfunkgeschichte« ein. Vorgestellt wurden einige Themen, die auch bereits bei vorangegangenen Examens- bzw. Doktorandenkolloquien auf der Tagesordnung standen; in der Mehrzahl aber handelte es sich um erst jüngst begonnene Arbeiten – vorwiegend Dissertationen.

Max Bonacker (Universität Hamburg) stellte erneut seine geplante Dissertation über Hans Fritzsche, den – nach Joseph Goebbels – bekanntesten und berüchtigsten Propagandisten der nationalsozialistischen Zeit vor. Neben biographischen Aspekten interessiert den Bearbeiter vor allem die Kommentare von Fritzsche, die annähernd während der gesamten Dauer des Zweiten Weltkriegs unter dem Titel »Politische Zeitungs- und Rundfunkschau« liefen. Diese Rundfunkkommentare sollen u.a. mit Goebbels' Leitartikel in der Wochenzeitung »Das Reich«, die auch im Rundfunk verlesen wurden, und mit den militärpolitischen Rundfunkkommentaren zum Wehrmachtsbericht verglichen werden.

Eine Programmsparte, den Landfunk, hat Florian Cebulla (Universität Gesamthochschule Kassel) zum Gegenstand seiner Dissertation gemacht. Für die Zeit der Weimarer Republik und des Dritten Reichs will er untersuchen, ob und auf welche Weise die Sendungen für die Landbevölkerung als Mittel der Modernisierung und Politisierung genutzt worden sind. Schwerpunkte setzt er für seine Programmanalyse bei den Sendungen der Nordischen Rundfunk AG Hamburg, der Deutschen Welle Berlin und einer von Carl Gebhardt verantworteten Sendereihe »Stunde des Landes« des Südwestdeutschen Rundfunks Frankfurt am Main. Schwierigkeiten werden bei dem Versuch gesehen, auch die Rezeption nachvollziehbar machen zu können.

Mit den Programmstrukturen des Rundfunks im Dritten Reich befaßt sich Burkhard Raue (Universität Halle-Wittenberg), der erst vor kurzem mit der Materialauswertung für seine Dissertation begonnen hat und sich, da politikwissenschaftlich orientiert, mit den Entscheidungsebenen Propagandaministerium, Rundfunkabteilung, Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, Reichssendeleitung und Reichssender befassen will. Ziel der Dissertation von Gregor Prumbs (University of Bournemouth) soll es sein, die Ent-

wicklung des Sprechers bzw. des Sprecherdienstes im Massenmedium Rundfunk vergleichend in Deutschland und in Großbritannien zu untersuchen mit dem Schwerpunkt Zweiter Weltkrieg.

Großbritannien im Zweiten Weltkrieg spielt auch in der Masterarbeit von Karen Bayer (Universität Düsseldorf) eine Rolle, in der britische und deutsche Geheimsender wie Gustav Siegfried Eins und New British Broadcasting Station verglichen werden sollen. Während für den britischen Geheimsender die Quellenlage als günstig anzusehen ist, trifft Gleiches auf das deutsche Unternehmen leider nicht zu; hierüber müßte allerdings der Monitordienst der BBC Auskunft geben können. Vor großen Quellen- und Methodenproblemen steht noch Karen Gehrke (Universität Lüneburg), die sich in ihrer Masterarbeit mit der Nachkriegsentwicklung des deutschsprachigen Dienstes der BBC befassen will, bei ihren Recherchen aber noch nicht die zur Bearbeitung geeigneten Materialien hat ermitteln können. Möglicherweise sind sie im Written Archives Centre der BBC aufzufinden und können beispielsweise über die Motive Aufschluß geben, warum der Dienst nach dem Zweiten Weltkrieg weitergeführt worden ist.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ist auch die kurz vor der Fertigstellung stehende Dissertation von Petra Galle (Humboldt Universität zu Berlin) über RIAS Berlin und Berliner Rundfunk von 1945 bis 1949 angesiedelt, für die Archivmaterialien in Berlin, Moskau und Washington ausgewertet worden sind. Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses steht, in welcher Weise die beiden Rundfunkstationen sich gegenseitig beeinflusst und wie sie aufeinander reagiert haben bei der Organisation und bei Programmvorhaben. Zeitlich fast nahtlos schließt sich daran die Dissertation von Schanett Riller (Universität Hamburg) an, die die US-amerikanische Informationspolitik gegenüber der DDR am Beispiel der RIAS-Sendungen »Für die Zone« von 1953 bis 1963 untersucht. Von großem Interesse dabei ist in der diplomatiegeschichtlich orientierten Arbeit die Frage, inwieweit der RIAS die amerikanische Deutschlandpolitik, insbesondere die Politik gegenüber der DDR, zu der es in dieser Zeit keine diplomatischen Beziehungen gab, transportiert hat. Aufschluß über die Zuständigkeiten und Kompetenzen, vor allem die Einbindung des RIAS in die United States Information Agency, soll ein im Januar 2000 beginnender längerer Archivaufenthalt in den Vereinigten Staaten bringen.

Eine nahezu ideal zu nennende Quellsituation hat Andrea Brösel (Universität Münster) für ihre Masterarbeit über die Einführung des Werbefernsehens beim Bayerischen Werbefunk

1956 vorgefunden. Ausgehend von den ersten Diskussionen über das Für und – noch mehr – das Wider von Fernsehwerbung 1954 wird die weitere Entwicklung bis zu zwei Gerichtsurteilen verfolgt, die die Verbände der Zeitungs- und der Zeitschriftenverleger gegen den Bayerischen Rundfunk anstrebten und verloren und damit gegen ihren Willen zur endgültigen Etablierung einer neuen Werbeform in (West)Deutschland 1957 beitrugen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Arbeitsgruppe »Rundfunkstrukturen, DDR-Rundfunk, Mediengeschichte«

In der Arbeitsgruppe »Rundfunkstrukturen, DDR-Rundfunk, Mediengeschichte« stellte Ali Akbar Ajdadi (Universität Bochum) sein Dissertationsprojekt zu »Veränderungen der gesellschaftlichen Medien- und Kommunikationsstruktur in Iran seit den 70er Jahren« vor. Die vielfältigen publizistischen Prozesse im Gottesstaat der Mullahs befinden sich im Wandel. Kein so völlig abgelegenes Sujet, wie der Doktorand im Kolloquium feststellen mußte: Es liegt hierzu bereits eine verwandte Hochschulschrift vor, die es anraten läßt, das eigene Thema umzuformulieren. Allein schon ein solcher hilfreicher Hinweis macht die Teilnahme an der Baden-Badener Forscherrunde stets wertvoll.

Birgit Berndt (Universität Leipzig) will in ihrer Masterarbeit über »Theater im Fernsehen der DDR« exemplarische Studioinszenierungen der 60er und der 80er Jahre vergleichen. Die Verarbeitungsstrategien vom dramatischen bis zum Fernseh-Text, die eine Art »Televisionierung des Theatralischen« konstituieren, stehen hier im Mittelpunkt. Wie ein historisches Ereignis im deutschen Fernsehen dokumentarisch aufgearbeitet wird, analysiert Andrea Brockmann (Universität Münster) in ihrer Dissertation am Beispiel des 17. Juni 1953. Wie wird ein kollektives kulturelles Gedächtnis konstruiert und nachfolgend politisch instrumentalisiert, wie wird Geschichte auch umgeschrieben? Eine Fragestellung, die genauso für Kathrin Fahlenbachs (Universität Halle) Doktorarbeit prinzipiell von Interesse ist. Ihr Thema ist »1968« und die mit diesem gesellschaftlichen Prozeß verbundene Kodierung von sozialem Wissen. Mit welchen Mitteln der visuellen Kommunikation findet in Protestbewegungen kollektive Selbstverständigung statt? Ein hochkomplexes Thema, das nicht zuletzt vor dem Problem der Operationalisierung steht. Anschließend stellte Dirk Klapperich (Universität Marburg) seine inzwischen bereits abgeschlossene Masterarbeit zum nicht immer spannungslosen Wechselverhältnis der Osteuropa-Redaktion der Deutschen Welle und der

Ostpolitik der Bundesregierung von 1969 bis 1975 vor, die er zu einer Dissertation erweitern und fortschreiben möchte – in Richtung des später einsetzenden Glasnost- und Perestrojka-Prozesses. Für ihn standen in Baden-Baden Fragen der Quellenerschließung, etwa aus der Medienforschung, im Vordergrund.

Wie die Rolle eines mit »Ost-Identität« aufgeladenen ARD-Fernsehkommisars dramaturgisch konstruiert wird, hinterfragt Annette Nimtschke (Universität Leipzig) in ihrer Diplomarbeit. In ihr sind redaktionelle Entscheidungen zu rekonstruieren, die sich in Figuren- und Konstellationsanalysen manifestieren und für Rezipienten oftmals Lebensentwürfe bedeuten. Johanna Terhorst (Universität Köln) geht in ihrer Magisterarbeit einem Ereignis der Mediengeschichte nach, dessen Bedeutung für die zukünftige Entwicklung des Fernsehens in Deutschland schon von Zeitgenossen erkannt wurde: dem ersten Fernsehurteil des Bundesverfassungsgerichts von 1961. Seine öffentliche und publizistische Resonanz ist allerdings bisher kaum erforscht worden. Als besonders schwierig in konkrete Forschungsfragen umzusetzen erwies sich das Dissertationsthema von Ralf Wendt (Universität Halle), der sich der Sprechstimme im experimentellen Neuen Hörspiel speziell der DDR widmen will. Um die möglichen Wege zur Erforschung der Funktion des »Textes« im akustischen Kunstwerk entspannt sich im Baden-Badener Kolloquium eine anregende Diskussion.

Sebastian Mantei (Universität Halle) wird in seiner Dissertation die »Entwicklung des Post- und Fernmeldewesens in Deutsch-Südwestafrika« darstellen, ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte in Kolonien. Auch hier waren zunächst Fragen des Quellenzugangs zu behandeln.

Oliver Zöllner, Köln

Arbeitsgruppe »Rundfunkpolitik, Rezeptions- und Programmforschung«

In der Arbeitsgruppe »Rundfunkpolitik, Rezeptions- und Programmforschung« wurden recht unterschiedliche kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen behandelt. Die größte Gruppe bildeten vier Abschlußarbeiten zur Rezeptionsforschung, die allesamt einen deutlichen Trend erkennen ließen: Die Abwendung von rein quantitativen Untersuchungsdesigns. Statt dessen wird verstärkt auf qualitative Methoden zurückgegriffen; in einigen Fällen werden diese auch – im Sinne eines Mehrmethodenansatzes – mit quantitativen Erhebungsinstrumenten kombiniert.

Die in dieser Arbeitsgruppe vorgestellten Projekte befanden sich zum größten Teil noch in der – unterschiedlich weit fortgeschrittenen – Planungsphase. Eine Ausnahme hiervon bildete die von Julia Flasdick (Universität Münster) vorgestellte Magisterarbeit zu parasozialer Interaktion von Rezipienten mit Präsentatoren von Fernsehnachrichten. In diesem Fall war der empirische Teil bereits abgeschlossen: Im Rahmen mehrerer Gruppendiskussionen hatten sich die Teilnehmer zu Wahrnehmung und Bedeutung unterschiedlicher Nachrichtenpräsentatoren geäußert. Als Auswertungsstrategie wurde die Erarbeitung einer Typologisierung empfohlen, welche eine differenzierte Beschreibung der unterschiedlichen Ausprägungen parasozialer Interaktion erlaubt. Katrin Meyer (Universität Münster) möchte sich in ihrer geplanten Magisterarbeit mit der Rezeption der Serie »Teletubies« durch Kleinkinder (bis zu drei Jahren) beschäftigen, um anhand dieser Fallstudie herauszufinden, welche Rolle Fernsehen im Leben dieser Altersgruppe spielt. Bei der Diskussion um ihr methodisches Vorgehen wurde zu einem Methoden-Mix aus Leitfaden-Interviews mit Müttern von Kleinkindern sowie – nachgeordnet und komplementär – einer teilnehmenden Beobachtung einiger Kinder dieser Mütter bei der Rezeption der Kinderserie geraten. »Gute Zeiten – schlechte Zeiten« – das Serienphänomen« lautet der Titel des von Ute Schwarzbach (Universität Münster) vorgestellten Magisterprojektes, in dessen Rahmen Rezeptionsmotive jugendlicher Zuschauer mittels halbstandardisierter Interviews erhoben werden sollen. Dabei stand vor allem die Frage nach dem Besonderen dieser Serie im Vordergrund. Als mögliche Stichprobe wurden jüngere Mädchen im Alter von 14 und 15 Jahren vorgeschlagen, da in dieser Gruppe der Zuschauermarktanteil am höchsten ist.

Daß sich der große Bereich der Programmforschung auch für Literaturarbeiten anbietet, zeigten die Magisterarbeiten von zwei weiteren Teilnehmerinnen dieser Arbeitsgruppe. Martina Schuch (Universität Münster) möchte zum Beispiel die Positionierung der öffentlich-rechtlichen und privaten TV-Veranstalter im dualen Rundfunksystem untersuchen, indem sie die aktuelle Diskussion seit Ende 1998 beschreibt. In der Arbeitsgruppe wurden verschiedene Fragen zu den Formalia einer Literaturarbeit geklärt und noch einmal ausdrücklich benannt, daß der Schwerpunkt der Untersuchung nicht nur auf den Stellungnahmen der öffentlich-rechtlichen Programmanbieter liegen darf, sondern die Aussagen aller Akteure untersucht werden müßten. Außerdem wurde von der Durchführung von Experteninterviews abgeraten, da sich damit die

gesammelten Aussagen der Akteure der Rundfunkpolitik nur wiederholen würden.

Marina Dorsch (Universität Dresden) suchte von den Beratern vorrangig die Bestätigung, daß ihre geplante Untersuchung der von dem Steuber/Biedenkopf-Papier ausgelösten Diskussion zur ARD-Strukturreform sich für eine kommunikationswissenschaftliche Magisterarbeit eignet und weder zu »juristisch« noch zu »brisant« ist. Das »grüne Licht« für solch eine Arbeit kam ohne Zögern. Es wurde geraten, zu klären, wer die Akteure sind, welche Positionen sie einnehmen und den Untersuchungszeitraum zu definieren. Als Analysegrundlage können die Veröffentlichungen der Akteure, Stellungnahmen in Fachzeitschriften und Tageszeitungen, sowie Berichte von Informationsdienste dienen.

Elena Koch (Universität Kiel) wurde durch die Diskussion in der Arbeitsgruppe dazu bewegt, das Thema ihrer geplanten Dissertation »Interkulturelle Unterschiede der emotionalen Bindung in der Hörer- und Zuschauerpost der Deutschen Welle« aufzugeben. Der Grund hierfür lag in ihrer methodischen Vorgehensweise innerhalb der Materialbeschaffung. Seit einem Jahr legen die Mitarbeiter der Deutschen Welle all jene Zuschauerpost für das Projekt beiseite, die nach deren Einschätzungen in irgend einer Weise emotionale Inhalte aufweisen. Da es jedoch keine Zahlen gibt, die es ermöglichen, die gesammelten 500 Briefe in Relation zu der Gesamtmenge aller eingegangenen Zuschauerbriefe zu stellen, genügt die vorliegende Datensammlung nicht den wissenschaftlichen Anforderungen und eignet sich daher nicht für eine Analyse an.

Julia Flasdick/Katrin Meyer, Münster

Regionalisierung im Rundfunk: Bilanz nach 25 Jahren Jahrestagung 2000 des Studienkreises

Vom 30. März bis 1. April 2000 findet die nächste Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte beim Südwestrundfunk in Stuttgart statt. Im Mittelpunkt der Veranstaltung steht eine Bilanz der Regionalisierung des Rundfunks seit Mitte der 70er Jahre. Was einmal als (Rück-)Besinnung auf kleinräumige Kommunikation begann, steht heute mehr denn je unter den Erfahrungen globaler Zwänge. In einem Grundsatzreferat wird sich einleitend Prof. Dr. Karl Müller-Sachse (Büro für Kultur- und Medienforschung, Köln) mit dem Verhältnis von Raumerfahrung und medialer Kommunikation auseinandersetzen. Prof. Dr. Reinhold Viehoff (Universität Halle-Wittenberg) hält einen Vortrag über »Regionalisierung – Europäische Integri-

on – Globalisierung«. Dipl. Ing. Peter Pfirstinger (Bayerischer Rundfunk, München) wird sich mit den technischen Voraussetzungen und Prof. Dr. Jürgen Heinrich (Universität Dortmund) mit den ökonomischen Bedingungen des regionalen Rundfunks befassen. Vorgesehen ist die Analyse einzelner Fallbeispiele von regionalen Kommunikationsräumen (Berlin, Leipzig, Köln und Stuttgart), wobei der Schwerpunkt auf dem Rundfunkangebot liegt. Weitere Vorträge sollen dazu beitragen, den bisherigen Verlauf der Regionalisierung im öffentlich-rechtlichen und im privaten Rundfunk – dazu gibt es jeweils Überblicksreferate – zu erklären und zu interpretieren.

RuG

Dokumentation über Mediengeschichte auf dem Historikertag 1998

Auf dem 42. Deutschen Historikertag, der 1998 in Frankfurt am Main stattfand, gab es auch eine Sektion »Mediengeschichte und Zeitgeschichte«. Hier berichteten Historiker und Kommunikationswissenschaftler, die meisten Mitglieder des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, über Einzelaspekte der Medien- und Rundfunkgeschichte und über Schwerpunkte ihrer Arbeit. Zusammenfassungen der Referate sind im Berichtsband über den Historikertag erschienen.

Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main 8. bis 11. September 1998. Berichtsband. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 1999, ISBN 3-486-56442-0, S. 194-200.

RuG

Newsletter des Studienkreises

Zusammen mit der Nr. 11 (1999) der »fernsehinformationen« ist die erste Ausgabe des »Newsletters« des Studienkreises mit aktuellen Informationen über die Aktivitäten des Vereins und Veranstaltungen anderer Vereinigungen erschienen. Der »Newsletter« ist auch über die Homepage des Vereins abrufbar.

RuG

Studienkreis im Internet

Weitere Informationen über den Studienkreis Rundfunk und Geschichte finden sich auf der Homepage unter der Adresse <http://www.uni-leipzig.de/~skrug>.

RuG

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

ARD-Publikation zum Rundfunk im dualen System

Im Deutschen Taschenbuch Verlag, München, ist das vom ehemaligen Programmdirektor Deutsches Fernsehen und derzeitigen Vorsitzenden der Historischen Kommission der ARD Dietrich Schwarzkopf herausgegebene Buch »Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit« erschienen. Das voluminöse, zweibändige Werk entstand im Auftrag der ARD in Zusammenarbeit mit der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main – Berlin.

23 Autorinnen und Autoren behandeln in 22 Beiträgen die Rundfunkentwicklung unter politischen, juristischen, programmlichen, technischen, soziologischen und sozioethischen Gesichtspunkten seit Anfang der 80er Jahre und beschreiben damit vor allem die Entwicklung des dualen Systems der vergangenen 15 Jahre. Nachgegangen wird den Fragen, wie diese – nicht immer friedliche – Koexistenz zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Programmveranstaltern entstand, wie sie sich entwickelte, welche Interessen die handelnden Personen und Gruppen verfolgten, wie weit sich die Ordnung als tauglich erwiesen hat, welche Mängel sie aufweist und wie ihre Chancen in der Zukunft aussehen werden. Einige Artikel greifen darüber hinaus auch auf die Nachkriegszeit zurück wie diejenigen über den Rundfunk in SBZ und DDR, die Deutsche Welle und den nationalen Hörfunk mit seinen Vorläufern in Ost- und Westdeutschland.

Die Autorinnen und Autoren sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der einschlägigen Fachgebiete, Medienjournalisten und Programmexperten. Unterschiedliche Betrachtungsansätze führen dazu, daß bestimmte Sachverhalte in jeweils anderer Einordnung und Beleuchtung in verschiedenen Kapiteln behandelt werden.

Die Publikation wendet sich an alle, die im Rundfunk tätig sind und sich mit ihm politisch befassen, an Lehrende und Lernende und nicht zuletzt an die Gesellschaft als Öffentlichkeit, die sich im eigenen Interesse in der rundfunkpolitischen Debatte stärker zu Wort melden sollte.

Dietrich Schwarzkopf (Hrsg.): Rundfunkpolitik in Deutschland. Wettbewerb und Öffentlichkeit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999. 1238 Seiten, ISBN: 3-423-30714-5.

DRA

Neuerscheinung in der Reihe des DRA

Als Band 25 erscheint das von Inge Marßolek und Adelheid von Saldern herausgegebene Sammelwerk »Radiozeiten« in der Buchreihe »Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs«.

Das Buch dokumentiert die Beiträge einer von der Volkswagen-Stiftung finanzierten wissenschaftlichen Tagung über »Massenmedien im Kontext von Herrschaft, Alltag und Gesellschaft«, die 1997 in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg stattfand. Auf die fragende Unterzeile der Veranstaltung »Eine Herausforderung an die Geschichtsschreibung« suchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Antworten zu geben. Sie befaßten sich mit methodisch-konzeptionellen Zugängen ebenso wie mit spezifischen Erscheinungen des Rundfunks in Deutschland von Mitte der 20er bis Mitte der 60er Jahre, betrachteten also mehrere Perioden der Rundfunkgeschichte – Weimarer Republik und Drittes Reich, DDR und Bundesrepublik Deutschland. Die Tagung thematisierte die Rolle des Rundfunks im Alltag und in der Politik, dessen Wirken von Historikerinnen und Historikern in ihren politik- und kulturgeschichtlichen Studien zumeist nur am Rande berücksichtigt wird. Die Publikation will der Geschichtswissenschaft Denkanstöße geben, damit der Rundfunk, aber auch die Medien insgesamt künftig die Berücksichtigung in der Fachwelt finden werden, die ihnen zeitgeschichtlich zukommt.

Inge Marßolek / Adelheid von Saldern: Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft (1924 - 1960) (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 25). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1999. 277 Seiten, ISBN: 3-932981-44-8.

DRA

MDR-Orchestergeschichte als Buch

Der Mitteldeutsche Rundfunk in Leipzig und die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main – Berlin haben in Kooperation eine reichhaltig illustrierte Geschichte des Sinfonieorchesters in Leipzig zu dessen 75jährigem Bestehen herausgebracht. Die vom Leipziger Musikwissenschaftler Jörg Clemen verfaßte Publikation enthält rund 300 schwarz-weiße Fotos und bislang unveröffentlichte, faksimiliert wiedergegebene Schriftdokumente

größtenteils aus den Beständen des DRA an seinen beiden Standorten. Spielpläne und Dirigenten sind ebenso Themen des Buches wie Presseresonanz und programmliche wie politische Hintergründe.

Jörg Clemen: Die Geschichte des Sinfonieorchesters. Altenburg: Verlag Klaus-Jürgen Kamprad 1999. 193 Seiten, ISBN 3-930550-09-1.

DRA

»Lieber Rundfunk ...«.

Buch zur 75jährigen Hörergeschichte

In dem gemeinsam vom Deutschen Rundfunk-Museum e.V. (DRM) und der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main – Berlin herausgegebenen Buch »Lieber Rundfunk ...« mit dem Untertitel »75 Jahre Hörergeschichte(n)« wird, reich mit Fotos und Faksimiles illustriert, die Geschichte des Radios aus der Perspektive des Hörers erzählt. Außer um seine Perspektiven und Interessen, festgehalten vor allem in Lob und Kritik äußernden Hörerbriefen, geht es der Autorin Heide Riedel, der früheren Leiterin des DRM, aber auch um die organisatorischen und programmlichen Abläufe, um zu zeigen, wie sehr das Medium eben auch Teil der Zeit- und Kulturgeschichte seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts gewesen ist. DRA-Vorstand Joachim-Felix Leonhard betont in seinem Vorwort, die gemeinsame Publikation von DRM und DRA dokumentiere die enge Zusammenarbeit beider Einrichtungen, die mit jeweils unterschiedlichen Zielsetzungen sich mit der Dokumentation und Präsentation von Rundfunkgeschichte befaßten.

Heide Riedel: »Lieber Rundfunk ...«. 75 Jahre Hörergeschichte(n). Berlin: Vistas Verlag 1999. 357 Seiten, ISBN: 3-89158-248-X.

DRA

»75 Jahre Radio« auf CD-ROM

Die am 29. Oktober 1998 eröffnete Präsentation im Internet »75 Jahre Radio in Deutschland« ist jetzt in geringfügig überarbeiteter Form auf CD-ROM erschienen. Die CD-ROM, die im Auftrag der Landesrundfunkanstalten der ARD unter Federführung des Mitteldeutschen Rundfunks und in Zusammenarbeit mit der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main – Berlin von der Drefa Produktion und Lizenz GmbH produziert wurde erzählt die Geschichte des Rundfunks vor allem aus der Perspektive des Hörers. Auf ihr sind zahlreiche Schrift-, Ton- und Bilddokumente aus den reichhaltigen Beständen des DRA an beiden Standorten enthalten. Somit stehen Bildung, Wissenschaft und Kultur und allen an der Radioge-

schichte Interessierten für die einzelnen Zeitepochen Dokumente zum Anhören und Anschauen zur Verfügung. Die CD-ROM wird kostenlos verteilt.

DRA

Silvesteransprachen, Friedenspreis Neue CDs des DRA

Die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main-Berlin und das Deutsche Historische Museum Berlin haben in ihrer gemeinsam herausgegebenen Reihe »Stimmen des 20. Jahrhunderts« weitere CDs herausgebracht. Die CD »Prosit Neujahr« dokumentiert in Tonaufnahmen »Silvesteransprachen und -feiern« von 1900 bis 1998, die Doppel-CD »Friedenspreis des Deutschen Buchhandels« präsentiert Ausschnitte aus den Dankesreden der Preisträger von 1950 bis 1998.

Von wenigen Privataufnahmen abgesehen handelt es sich bei den 25 Tondokumenten der Silvesteransprachen und -feiern um Mitschnitte von Rundfunksendungen, die lebendige Einblicke in die Entwicklung der deutschen Geschichte geben. So stehen der Hamburger Staatsrat Alexander Zinn und Paul von Hindenburg ebenso für ihre Zeit wie Joseph Goebbels und Adolf Hitler, Theodor Heuß und Willy Brandt, Walter Ulbricht und Willi Stoph, Helmut Kohl und Gerhard Schröder.

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, der in 51 Tonaufnahmen dokumentiert wird, hat sich nach Meinung von Eugen Emmerling, der den Text des Booklet beigesteuert hat, »mit der Bundesrepublik entwickelt, (...) hat ihr Identität und (...) ihrem intellektuellen Leben Kanten und Profil gegeben. Er zeigt, daß auch ein Unternehmerverband, der der Börsenverein ja ist, im Zeitgespräch des Jahrhunderts nicht nur Akzente setzen, sondern dieses Zeitgespräch auch entscheidend mitvoranbringen kann.«

DRA

DRA im Internet

Weitere Informationen über das Deutsche Rundfunkarchiv finden sich auf der Homepage unter der Adresse »<http://www.dra.de>«.